

Robert Sheckley:
**Pilgerfahrt
zur Erde**

EDITION
SF



Edition SF im «Hohenheim» Verlag

Robert Sheckley: Pilgerfahrt zur Erde

EDITION

Hohenheim Verlag 1982

ISBN 3-8147-022-8

Alle Rechte vorbehalten

Amerikanische Originalausgabe

Copyright © by Grosset & Dunlap Company, New York, 1957

Titel der Originalausgabe: Pilgrimage to Earth

Deutsche Lizenzausgabe:

Copyright © 1982 by «Hohenheim» Verlag GmbH, Köln-Lövenich

Weitere Copyright-Angaben am Schluß des Bandes

Übersetzung: Wolfgang Eisermann, Hamburg

Lektorat: Klaus-Dietrich Petersen, Hamburg

Titelgrafik: Oliviero Berni, Mailand

Umschlaggestaltung: SCOPE Werbeagentur GmbH, Leverkusen

Satzherstellung: Deutscher Ärzte-Verlag GmbH, Köln-Lövenich

Druck und Bindearbeit: May & Co. Darmstadt

Scan & K-Lesen: WS64

Für Harry Altschuler

Inhalt

Pilgerfahrt zur Erde
Was man so alles ist
Die Falle
Der Körper
Der Prototyp
Der Beseitigungsdienst
Die Bürde des Menschen
Furcht in der Nacht
Das falsche Medikament
Schutz
Erde, Luft, Feuer und Wasser
Blinder Passagier
Die Akademie
Routinesache
Meuterei auf dem Rettungsboot

Pilgerfahrt zur Erde

Alfred Simon war auf Kazanga IV, einem kleinen Ackerbauplaneten, nicht weit vom Arcturus, geboren worden, und dort fuhr er einen Mähdrescher durch die Weizenfelder und lauschte an den langen, stillen Abenden den Aufnahmen von Liebesliedern der Erde.

Das Leben auf Kazanga war recht angenehm; die Mädchen waren drall, lustig, freimütig und ergeben, gute Kumpel für eine Tour durch die Berge oder ein Bad im Bach, treue Gefährtinnen fürs Leben. Romantisch jedoch – nie! Man konnte sich auf Kazanga gut amüsieren, auf eine fröhliche, offene Art und Weise. Mehr allerdings auch nicht.

Simon spürte, daß diesem faden Dasein etwas fehlte. Eines Tages kam er dahinter, was das war.

Ein Händler kam nämlich nach Kazanga, in einem verbeulten, mit Büchern vollgepackten Raumschiff. Er war hager, weißhaarig und ein bißchen verrückt. Ein Fest wurde für ihn gegeben, denn für Neuigkeiten war man auf den Außenwelten immer zu haben. Er gab den ganzen neuesten Klatsch zum besten, erzählte vom Preiskrieg zwischen Detroit II und III, wie es um den Fischfang auf Alana stand, was die Frau des Präsidenten von Moracia trug und wie seltsam die Männer auf Doran V redeten. Und schließlich sagte jemand: »Erzählen Sie uns etwas von der Erde.«

»Oh!« rief der Händler und zog die Augenbrauen in die Höhe. »Vom Mutterplaneten wollt ihr also etwas hören? Also, meine Freunde, die gute alte Erde ist mit nichts zu vergleichen, mit nichts, sage ich. Auf der Erde ist alles möglich, meine Freunde, da wird einem nichts verweigert.«

»Nichts?« fragte Simon.

»Verweigerung ist gesetzlich verboten«, erklärte der Händler grinsend. »Niemand hat dieses Gesetz je übertreten, soweit bekannt ist. Die Erde ist eben anders, müßt ihr wissen. Ihr habt euch hier auf Landwirtschaft spezialisiert? Nun, auf der Erde hat man sich auf Verstiegenheiten wie Wahnsinn, Schönheit, Krieg

spezialisiert, auf Trunkenheit, Reinheit, Horror und solche Sachen, und die Leute kommen Lichtjahre weit angereist, um von diesem Zeug zu kosten.«

»Und Liebe?« wollte eine Frau wissen.

»Na, hören Sie mal, junge Frau«, erwiderte der Händler freundlich. »In der ganzen Galaxie gibt es die Liebe nur noch auf der Erde! Detroit II und III haben sie ausprobiert und als zu teuer befunden; Alama, müssen Sie wissen, hat entschieden, daß sie verwirrend ist; und sie auf Moracia oder Doran V einzuführen, war keine Zeit. Aber, wie ich schon sagte, auf der Erde hat man sich aufs Unpraktische spezialisiert – und man profitiert davon.«

»Man profitiert davon?« erkundigte sich ein massiger Bauer. »Selbstverständlich! Die Erde ist alt, ihre Bodenschätze sind aufgebraucht, ihre Felder unfruchtbar. Ihre Kolonien sind mittlerweile unabhängig und werden von nüchternen Leuten, so wie ihr welche seid, bewohnt, die für ihre Waren einen entsprechenden Gegenwert verlangen. Was sonst kann die gute Erde also bieten außer den Nebensächlichkeiten, die das Leben lebenswert machen?«

»Waren Sie auf der Erde verliebt?« wollte Simon wissen. »Das war ich«, erwiderte der Händler mit einer gewissen Härte. »Ich war verliebt, und jetzt reise ich. Meine Freunde, diese Bücher hier...«

Zu einem Wahnsinnspreis erwarb Simon einen uralten Gedichtband und träumte, darin lesend, von der Leidenschaft im Schein des trunkenen Mondes, von der Morgendämmerung, die weißlich auf den schmachttenden Lippen der Liebenden schimmert, von eng umschlungenen Körpern an einem dunklen Strand, rasend vor Liebe und taub von der brüllenden Brandung. Und nur auf der Erde war dies möglich! Denn, wie der Händler erzählt hatte, die wirren Kinder der Erde waren zu sehr damit beschäftigt, fernen Schollen einen Lebensunterhalt abzutrotzen. Weizen und Mais wuchsen auf Kazanga, und die Fabriken vermehrten sich auf Detroit II und III. Die Fischwirtschaft Alanas war das Tagesgespräch auf dem südlichen Sternengürtel, auf Moracia gab es

gefährliche Tiere, und auf Doran V konnte man eine ganze Wildnis erschließen. Und das war gut so, und genauso sollte es sein.

Doch die neuen Welten waren asketisch, sorgfältig geplant, steril in ihrer Perfektion. Etwas war in der toten Weite des Welt-raums verlorengegangen, und nur die Erde kannte die Liebe. Deshalb arbeitete Simon und sparte und träumte. Und als er neunundzwanzig war, verkaufte er seine Farm, packte alle sauberen Hemden, die er besaß, in einen zweckdienlichen Handkoffer, zog seinen besten Anzug und ein paar stabile Straßenschuhe an und bestieg das Flugboot Kazanga – Mutterland. Endlich kam er auf die Erde, wo Träume wahr werden müssen, denn es gibt dort ein Gesetz gegen ihr Scheitern. Eilig durchlief er auf dem Raumhafen New York den Zoll und wurde unterirdisch zum Times Square befördert. Dort tauchte er blinzelnd ins Tageslicht auf, den Handkoffer eng an sich gepreßt, denn man hatte ihn vor Taschendieben, Handtaschenräubern und anderen Bewohnern der Stadt gewarnt. Atemlos vor Staunen sah er sich um.

Was ihm als erstes ins Auge fiel, war die endlose Reihe von Theatern, die Attraktionen in zwei, drei oder vier Dimensionen boten, je nachdem, was einem mehr gefiel. Und was für Attraktionen!

Rechts von ihm verkündete ein Vordach über dem Bürgersteig: **Sinnliche Begierde auf der Venus! Ein dokumentarischer Bericht über die sexuellen Praktiken bei den Bewohnern der grünen Hölle! Schockierend! Enthüllend!**

Er wollte hineingehen. Doch auf der anderen Straßenseite lief ein Kriegsfilm. Die Reklametafel lärmte: **Die Sonnenknacker! Den Teufelskerlen von den Weltraum-Marines gewidmet!** Und weiter die Straße hinunter wurde der Film **Tarzan im Kampf mit den leichenfressenden Dämonen des Saturn** angeboten. Tarzan, rief er sich in Erinnerung, war ein Naturbursche gewesen, den man auf der Erde seit Urzeiten wie einen Helden verehrte.

Es war alles herrlich, aber es gab noch viel mehr! Er sah kleine, offene Läden, in denen es Speisen von allen Welten zu kaufen

gab, und besonders so typisch irdische Gerichte wie Pizza, Hot-dogs, Spaghetti und Knisches. Und es gab Geschäfte, in denen die ausgemusterte Bekleidung der irdischen Weltraumflotte verkauft wurde, und wiederum andere, die nichts weiter als Getränke feilboten.

Simon wußte gar nicht, was er zuerst machen sollte. Dann hörte er hinter sich einen knatternden Ausbruch von Gewehrfeuer und drehte sich blitzschnell um.

Es war nur eine Schießbude, ein langer, schmaler, grell gestrichener Schlauch mit einer hüfthohen Theke. Der Geschäftsführer, ein dunkelhäutiger Dicker mit einem Grübchen im Kinn, thronte auf einem hohen Hocker und lächelte Simon zu. »Wollen Sie Ihr Glück versuchen?«

Simon trat näher und sah, daß anstelle der üblichen Zielscheiben am hinteren Ende der Bude vier spärlich bekleidete Frauen saßen, und zwar auf Stühlen, die von Einschüssen übersät waren. Auf die Stirn und über jede Brust hatten sie sich das Schwarze einer Zielscheibe in verkleinertem Maßstab gemalt. »Es wird ja wohl nicht scharf geschossen, oder?« fragte Simon. »Natürlich!« antwortete der Geschäftsführer. »Falsche Versprechungen sind auf der Erde verboten. Richtige Kugeln und richtige Damen! Treten Sie näher und legen Sie eine um!« Eine der Frauen rief Simon zu: »Nun mal los, Sportsfreund! Ich wette, du triffst mich nicht!«

Eine andere kreischte: »Der würde nicht mal die Breitseite eines Raumschiffs treffen!«

»Klar kann er das!« rief eine andere. »Nur zu, Mann!« Simon rieb sich die Stirn und gab sich alle Mühe, nicht überrascht zu erscheinen. Schließlich war er hier auf der Erde, wo alles erlaubt war, solange es sich kommerziell durchführen ließ. »Gibt es auch Buden«, erkundigte er sich, »wo man auf Männer schießt?«

»Selbstverständlich«, meinte der Geschäftsführer. »Pervers sind Sie doch aber nicht, oder?«

»Natürlich nicht!«

»Sie sind ein Außerirdischer, was?«

»Ja. Woher wissen Sie das?«

»Der Anzug. Das erkenne ich immer am Anzug.« Der Dicke schloß die Augen und warb in monotonem Singsang: »Treten Sie näher, treten Sie ran! Schießen Sie eine Frau ab! Machen Sie sich frei von einem Haufen Hemmungen! Sie brauchen nur den Abzug zu ziehen, dann schwitzen Sie Ihre aufgestaute Wut aus! Das ist besser als jede Massage! Das ist besser als sich zu besaufen! Treten Sie näher, treten Sie ran! Schießen Sie eine Frau ab!«

Simon fragte eine der Frauen: »Bleibst du tot, wenn man dich erschossen hat?«

»Tu nicht dümmer als du bist«, erwiderte sie. »Aber der Aufprall –«

Sie zuckte mit den Schultern. »Es könnte schlimmer sein.« Simon wollte gerade zurückfragen, inwiefern es schlimmer sein könnte, als sich der Geschäftsführer über den Ladentisch lehnte und sich in vertraulichem Tonfall an ihn wandte. »Schauen Sie mal, Kumpel. Schauen Sie sich mal an, was ich hier habe.«

Simon blickte verstohlen hinter den Ladentisch und sah eine gedrungene Maschinenpistole.

»Zu einem lächerlich niedrigen Preis«, sagte der Geschäftsführer, »dürfen Sie die MPi benutzen. Sie können im ganzen Laden rumballern, die Lampen runterschießen und die Wände auffetzen. Die Munition ist 45er, Kumpel, und das Ding tritt aus wie ein Maulesel. Da weiß man wirklich, daß man ballert, wenn man mit der MPi loslegt.«

»Ich bin nicht interessiert«, sagte Simon streng. »Ich habe auch ein paar Handgranaten«, meinte der Geschäftsführer. »Mit Splitterwirkung, versteht sich. Sie könnten regelrecht –«

»Nein!«

»Wenn der Preis stimmt«, fuhr der Geschäftsführer fort, »können Sie sogar mich erschießen, wenn Ihre Neigungen in die Rich-

tung gehen, obgleich ich das eigentlich nicht vermutet hätte. Was meinen Sie?«

»Nein! Niemals! Das ist entsetzlich!«

Der Dicke sah ihn verdutzt an. »Wohl augenblicklich nicht in der Stimmung, was? Also gut. Bei mir ist vierundzwanzig Stunden am Tag geöffnet. Wir sehen uns ein anderes Mal, Sportsfreund.«

»Niemals!« sagte Simon im Weggehen.

»Ich harre dein, Süßer!« rief ihm eine der Frauen nach.

Simon ging zu einem Erfrischungsstand und bestellte sich ein kleines Glas Coca-Cola. Er stellte fest, daß ihm die Hände zitterten. Mit Mühe gelang es ihm, sie soweit zu beruhigen, daß er die Cola trinken konnte. Er rief sich in Erinnerung, daß es ihm nicht zukam, die Erde nach seinen Maßstäben zu beurteilen. Wenn die Leute hier ihren Spaß daran hatten, andere zu töten, und wenn die Opfer damit einverstanden waren, getötet zu werden, warum sollte dann irgend jemand etwas dagegen haben? Oder vielleicht doch?

Er dachte gerade darüber nach, als eine Stimme neben ihm sagte: »Hallo, alter Knabe.«

Simon drehte sich um und sah ein verhutzelttes Männchen mit heimlichtuerischem Gesicht und zu großem Regenmantel neben sich stehen.

»Nicht von hier?« fragte der kleine Mann. »Stimmt«, sagte Simon. »Woher wissen Sie das?«

»Die Schuhe. Ich gucke mir immer die Schuhe an. Wie gefällt Ihnen unser kleiner Planet?«

»Es ist so – verwirrend«, erwiderte Simon vorsichtig. »Ich meine, ich hatte nicht erwartet – also –«

»Klar«, sagte der Kleine. »Sie sind ein Idealist. Ein Blick in Ihr ehrliches Gesicht, und ich weiß Bescheid, mein Freund. Sie sind aus einem bestimmten Grund auf die Erde gekommen. Habe ich recht?«

Simon nickte. Der kleine Mann fuhr fort: »Ich kenne den Grund, mein Freund. Sie suchen nach einem Krieg, der die Welt für etwas sicher macht, und da sind Sie genau an der richtigen Stelle. Wir haben zu allen Zeiten sechs Hauptkriege laufen, und in keinem davon muß man jemals auf eine wichtige Position warten.«

»Entschuldigung, aber...«

»In diesem Augenblick«, fuhr der kleine Mann eindringlich fort, »kämpfen die unterdrückten Arbeiter von Peru verzweifelt gegen eine korrupte und dekadente Monarchie. Ein Mann mehr könnte den Ausschlag geben. Sie, mein Freund, könnten dieser Mann sein! Sie könnten den Sieg des Sozialismus garantieren!« Als er Simons Gesichtsausdruck sah, setzte er rasch hinzu: »Aber es spricht eine ganze Menge für eine aufgeklärte Aristokratie. Der weise alte König von Peru – ein wahrer Philosoph im Sinne Platos – braucht Ihre Hilfe bitter. Sein winziger Trupp von Wissenschaftlern, Humanitariern, Schweizer Garden, Rittern des Königreichs und königlichen Bauern wird von der vom Ausland inspirierten sozialistischen Verschwörung äußerst bedrängt. Ein einziger Mann, müssen Sie wissen...«

»Ich bin nicht interessiert«, sagte Simon. »In China, die Anarchisten...«

»Nein.«

»Vielleicht sagen Ihnen die Kommunisten in Wales mehr zu? Oder die Kapitalisten in Japan? Oder wenn Sie sich zu einer Splittergruppe hingezogen fühlen wie etwa den Feministen, Prohibitionisten, dem Bund für die Freiheit des Silbers oder ähnlichen, dann könnten wir wahrscheinlich dafür sorgen...«

»Ich will keinen Krieg«, sagte Simon.

»Wer wollte Ihnen das verübeln?« meinte der kleine Mann und nickte schnell. »Krieg ist die Hölle. In dem Fall sind Sie also wegen der Liebe auf die Erde gekommen.«

»Wie haben Sie das herausgekriegt?« fragte Simon. Der kleine Mann lächelte bescheiden. »Liebe und Krieg«, sagte er, »sind die

zwei Hauptartikel der Erde. Wir haben sie beide seit dem Beginn der Zeit in Rekordernten hervorgebracht.«

»Ist Liebe sehr schwer zu finden?« erkundigte sich Simon. »Gehen Sie zwei Häuserblocks stadtauswärts«, erklärte der Kleine lebhaft. »Sie können es gar nicht verfehlen. Sagen Sie dort, Joe schickt Sie.«

»Aber das ist unmöglich! Man kann doch nicht einfach losgehen und...«

»Was wissen Sie von der Liebe?« fragte Joe. »Nichts.«

»Na sehen Sie. Wir sind Experten darin.«

»Ich weiß, was in den Büchern steht«, sagte Simon. »Leiden-schaft im Schein des trunkenen Mondes...«

»Klar, und Körper an einem dunklen Strand, rasend vor Liebe und taub von der brüllenden Brandung.«

»Sie haben dieses Buch gelesen?«

»Das ist die gültige Werbebroschüre. Ich muß gehen. Zwei Häuserblocks stadtauswärts. Können Sie gar nicht verfehlen.« Und mit einem freundlichen Nicken verschwand Joe in der Menschenmenge.

Simon trank seine Coca-Cola aus und ging langsam den Broadway hinauf, die Stirn nachdenklich gerunzelt, jedoch entschlossen, sich keinesfalls vorschnell ein Urteil zu bilden. Als er an der 44. Straße ankam, sah er ein riesiges Neonzeichen hell aufleuchten: Liebe AG.

Kleinere Neonzeichen besagten: *Geöffnet 24 Stunden am Tag!* Und darunter stand: *1 Treppe.*

Simon runzelte die Stirn, denn ein schrecklicher Verdacht war ihm gerade durch den Kopf geschossen. Dennoch stieg er die Treppe hinauf und betrat ein kleines, geschmackvoll eingerichtetes Empfangszimmer. Von dort aus wurde er einen langen Korridor hinunter zu einem nummerierten Raum geschickt. In dem Raum befand sich ein gutaussehender, grauhaariger Mann, der sich hinter einem eindrucksvollen Schreibtisch erhob und ihm die

Hand schüttelte mit den Worten: »Nun, wie steht's auf Kazanga?«

»Woher wissen Sie, daß ich von Kazanga bin?«

»Dieses Hemd. Ich sehe mir immer das Hemd an. Mein Name ist Tate, und ich bin hier, um Ihnen nach bestem Vermögen zu Diensten zu sein. Sie sind...«

»Simon. Alfred Simon.«

»Nehmen Sie bitte Platz, Mr. Simon. Zigarette? Etwas zu trinken? Sie werden es nicht bereuen, zu uns gekommen zu sein, Sir. Wir sind die älteste Liebe stiftende Firma am Markt und viel größer als unser stärkster Konkurrent, die Leidenschaft GmbH & Co. Außerdem sind unsere Tarife auch weitaus günstiger und verschaffen Ihnen Zutritt zu einem verbesserten Produkt. Dürfte ich fragen, wie Sie von uns gehört haben? Haben Sie unsere ganzseitige Anzeige in der *Times* gesehen? Oder...«

»Joe hat mich hergeschickt«, sagte Simon. »Oh, das ist ein Aktiver«, meinte Mr. Tate und schüttelte schelmisch den Kopf. »Nun, Sir, ich sehe keinen Grund, die Angelegenheit noch länger hinauszuzögern. Sie haben einen sehr weiten Weg zurückgelegt auf der Suche nach Liebe, und Liebe sollen Sie auch bekommen.« Er streckte die Hand nach einem Klingelknopf auf seinem Schreibtisch aus, doch Simon stoppte ihn.

»Ich möchte nicht unhöflich sein oder sonstwas, aber...«

»Ja?« sagte Mr. Tate mit einem ermunternden Lächeln. »Ich verstehe dies nicht«, stieß Simon hervor, wurde puterrot und kriegte Schweißperlen auf die Stirn. »Ich glaube, ich habe mich in der Adresse geirrt. Ich bin nicht den weiten Weg zur Erde gekommen, um einfach nur... Ich meine, man kann *Liebe* doch eigentlich nicht kaufen, oder? Doch nicht *Liebe*! Ich finde, dann ist es doch im Grunde keine *Liebe*, oder?«

»Aber ja doch!« sagte Mr. Tate und kam vor Erstaunen halb von seinem Stuhl hoch. »Das ist doch genau der Punkt! Sex kann jeder kaufen. Großer Gott, Sex ist die wohlfeilste Sache im ganzen Universum, fast so billig wie ein Menschenleben. Aber

Liebe ist etwas Rares, *Liebe* ist etwas Besonderes, *Liebe* gibt es nur auf der Erde. Haben Sie unsere Broschüre gelesen?»

»Körper an einem dunklen Strand?« fragte Simon. »Ja, die. Die habe ich geschrieben. Sie vermittelt etwas von dem Gefühl, nicht wahr? Das Gefühl kann Ihnen doch nicht irgendeiner geben, Mr. Simon. Das kann Ihnen nur einer verschaffen, der Sie wirklich liebt.«

»Es ist aber keine wahre Liebe, oder?« meinte Simon, der immer noch zweifelte.

»Aber selbstverständlich! Wenn wir vorgespiegelte Liebe verkaufen würden, würden wir sie als solche anbieten. Die Gesetze, die die Werbung regeln, sind sehr streng auf der Erde, dessen kann ich Sie versichern. Alles kann verkauft werden, aber man muß es korrekt anbieten. Das ist Moral, Mr. Simon!« Tate hielt inne und fuhr dann in ruhigerem Ton fort. »Nein, Sir, begehen Sie keinen Fehler. Unser Produkt ist kein Ersatz. Es handelt sich präzise um jenes Gefühl, von dem Dichter und Schriftsteller seit Tausenden von Jahren geschwärmt haben. Vermittels der Wunder moderner Wissenschaft vermögen wir, Ihnen dieses Gefühl zu Ihrer Annehmlichkeit zu verschaffen, gefällig verpackt, vollkommen verfügbar – und zu einem lächerlich geringen Preis.«

»Ich hatte mir etwas eher – Spontanes vorgestellt«, sagte Simon.

»Spontaneität hat ihren Charme«, pflichtete ihm Mr. Tate bei. »Unsere Forschungslabors arbeiten daran. Glauben Sie mir, es gibt nichts, was die Wissenschaft nicht hervorbringen kann, solange es einen Markt dafür gibt.«

»Mir gefällt das alles nicht«, sagte Simon und stand auf. »Ich glaube, ich gehe einfach ins Kino.«

»Warten Sie!« rief Mr. Tate. »Sie meinen, wir versuchen, Ihnen etwas anzudrehen. Sie glauben, wir bringen Sie mit einer Frau zusammen, die nur so tut, als würde sie Sie lieben, die in Wahrheit aber gar nicht daran denkt. Habe ich recht?«

»So wird es wohl sein, ja«, gab Simon zu. »Aber so ist es doch

überhaupt nicht! Zunächst einmal wäre das viel zu kostspielig. Darüber hinaus wäre der Verschleiß, dem die Frau unterläge, gewaltig. Und es wäre außerdem psychologisch falsch, wenn sie versuchte, eine Lüge von derartiger Tiefe und von solchem Ausmaß zu leben.«

»Wie machen Sie es denn dann?«

»Wir verwerten unsere Erkenntnisse auf dem Gebiet der Wissenschaft und der menschlichen Seele.«

Simon klang das nach doppeldeutigem Gerede. Er ging auf die Tür zu.

»Eins möchte ich gern wissen«, sagte Mr. Tate. »Sie sehen mir aus wie ein junger Mann, der nicht auf den Kopf gefallen ist.

Glauben Sie nicht, Sie könnten wahre von geheuchelter Liebe unterscheiden?«

»Sicher.«

»Da haben Sie Ihre Absicherung! Sie müssen zufrieden sein, sonst zahlen Sie uns keinen Pfennig.«

»Ich werde es mir überlegen«, sagte Simon. »Warum die Sache noch länger aufschieben? Führende Psychologen sagen, wahre Liebe stärke die Moral und stelle die geistige Gesundheit wieder her, sie sei ein Balsam für das angeschlagene Ego, stelle das Hormongleichgewicht wieder her und verbessere den Teint. Die Liebe, die wir Ihnen liefern, enthält alles: tiefe und bleibende Zuneigung, ungezügelte Leidenschaft, absolute Treue, einen beinahe mystischen Hang sowohl zu Ihren Mängeln als auch zu Ihren Tugenden, einen mitleidsvollen Wunsch zu gefallen *plus* – als Draufgabe, wie nur die Liebe AG sie zu bieten hat – jenen unkontrollierbaren ersten Funken, jenes blind machende Moment der Liebe auf den ersten Blick!«

Mr. Tate drückte auf einen Knopf. Simon runzelte unentschlossen die Stirn. Die Tür ging auf, eine Frau trat ein, und Simon hörte auf zu denken.

Sie war groß und schlank, ihr Haar war braun mit einem

Schimmer von Rot. Simon hätte einem nichts über ihr Gesicht zu sagen gewußt, nur, daß es ihm die Tränen in die Augen trieb. Und wenn man ihn nach ihrer Figur gefragt hätte, hätte er einen wahrscheinlich umgebracht.

»Miss Penny Bright«, sagte Tate, »ich möchte Sie mit Mr. Alfred Simon bekanntmachen.«

Penny versuchte zu sprechen, brachte aber kein Wort heraus, und Simon war genauso sprachlos. Er sah sie an und wußte Bescheid. Alles andere spielte keine Rolle. Mit allen Fasern seines Herzens wußte er, daß er aufrichtig und vollkommen geliebt wurde.

Sie machten sich sofort auf den Weg, Hand in Hand, und wurden per Jet zu einer kleinen weißen Hütte in einen Pinienhain am Meer gebracht, und dort redeten sie und lachten und liebten sich, und später sah Simon seine Geliebte wie eine Feuergöttin in die Glut der untergehenden Sonne gehüllt. Und im blauen Zwielflicht blickte sie ihn mit Augen an, so gewaltig und dunkel, und ihr brauner Körper war erneut voller Geheimnis. Strahlend und trunken ging der Mond auf, verwandelte Fleisch in Schatten, und sie weinte und bearbeitete seine Brust mit ihren kleinen Fäusten, und Simon weinte auch, obgleich er nicht wußte, warum. Und schließlich dämmerte der Morgen, blaß und aufgeschreckt, schimmerte auf ihren schmachttenden Lippen und eng umschlungenen Körpern, und nahebei die brüllende Brandung entflammte sie, machte sie rasend und taub.

Mittags waren sie wieder im Büro der Liebe AG. Penny hielt seine Hand eine Weile umfaßt und entschwand dann durch eine Tür. »War es wahre Liebe?« erkundigte sich Mr. Tate. »Ja!«

»Und war alles zufriedenstellend?«

»Ja, es war Liebe, es war wirklich Liebe! Doch warum wollte sie unbedingt zurückkommen?«

»Posthypnotische Suggestion«, erklärte Mr. Tate. »Bitte?«

»Was hatten Sie erwartet? Alle wollen Liebe, doch kaum einer will dafür bezahlen. Hier ist Ihre Rechnung, Sir.« Simon zahlte,

kochend vor Wut. »Das war nicht nötig«, sagte er. »Selbstverständlich hätte ich Sie dafür bezahlt, daß Sie uns zusammengebracht haben. Wo ist sie jetzt? Was haben Sie mit ihr gemacht?«

»Bitte«, sagte Mr. Tate besänftigend. »Versuchen Sie, sich zu beherrschen.«

»Ich will mich nicht beherrschen!« rief Simon. »Ich will Penny!«

»Das wird sich nicht machen lassen«, erklärte Mr. Tate mit einem kaum herauszuhörenden Anflug von Frost in der Stimme. »Unterlassen Sie es doch freundlicherweise, sich hier so aufzuplustern.«

»Versuchen Sie etwa, mir mehr Geld aus der Tasche zu ziehen?« brüllte Simon mit sich überschlagender Stimme. »In Ordnung, ich zahle. Wieviel muß ich bezahlen, um sie aus Ihren Klauen zu befreien?« Und er riß seine Brieftasche heraus und knallte sie auf den Tisch.

Mr. Tate stieß die Brieftasche mit steifem Zeigefinger von sich weg. »Stecken Sie sie wieder ein«, sagte er. »Wir sind eine alte und respektable Firma. Sollten Sie noch einmal schreien, sähe ich mich gezwungen, Sie hinauswerfen zu lassen.« Simon gewann mit Mühe seine Beherrschung zurück, steckte die Brieftasche ein und setzte sich hin. Er atmete tief durch und sagte sehr ruhig: »Ich bitte um Entschuldigung.«

»So ist es besser«, sagte Mr. Tate. »Ich lasse mich nicht anschreien. Wenn Sie allerdings vernünftig sind, dann kann ich auch vernünftig sein. Also, wo drückt Sie der Schuh?«

»Wo mich der Schuh drückt?« Simons Stimme schwoll wieder an. Er brachte sie unter Kontrolle und sagte: »Sie liebt mich.«

»Selbstverständlich.«

»Wie können Sie uns dann also trennen?«

»Was hat das eine mit dem anderen zu tun?« wollte Mr. Tate wissen. »Liebe ist eine köstliche Episode, eine Erholung, gut für

den Verstand, für das Ego, für den Hormonausgleich und für den Teint. Aber man hat doch wohl kaum den Wunsch, sie ad infinitum fortzusetzen, oder?«

»Ich doch«, antwortete Simon. »Diese Liebe war besonders, einzigartig...«

»Das ist immer so«, meinte Mr. Tate. »Doch wie Sie wissen, wird ja eine jede Liebe in derselben Art und Weise erzeugt.«

»Wie bitte?«

»Sie haben doch bestimmt Kenntnis von den Mechanismen zur Erzeugung von Liebe, oder?«

»Nein«, erwiderte Simon. »Ich dachte, sie sei – natürlich.« Mr. Tate schüttelte den Kopf. »Die natürliche Wahl haben wir vor Jahrhunderten aufgegeben, kurz nach der Mechanischen Revolution. Der Vorgang war zu langwierig und in kommerzieller Hinsicht nicht gangbar. Warum sollten wir uns damit abplagen, wo wir jedes Gefühl nach Belieben durch Konditionierung und entsprechende Stimulierung bestimmter Gehirnzentren erzeugen können? Das Ergebnis? Penny, vollständig in Sie verliebt! Ihre eigene Neigung und unsere Berechnung derselben in bezug auf Pennys besonderen Somatotyp haben die Liebe vollständig gemacht. Wir mischen immer den dunklen Strand bei, den trunkenen Mond und die blasse Morgendämmerung...«

»Dann hätte sie also jeden lieben können«, sagte Simon langsam.

»Sie hätte dazu gebracht werden können, jeden zu lieben«, korrigierte Mr. Tate.

»Großer Gott, wie ist sie bloß an diese schreckliche Tätigkeit geraten?« wollte Simon wissen.

»Sie ist zu uns gekommen und hat in der üblichen Art und Weise einen Vertrag unterschrieben«, sagte Tate. »Das wird sehr gut bezahlt. Und nach Ablauf des Mietverhältnisses erhält sie ihre Originalpersönlichkeit zurück – unberührt. Aber warum nennen Sie die Arbeit schrecklich? An Liebe ist doch nichts Verwerfli-

ches.«

»Es war keine Liebe!« rief Simon.

»Aber ja doch! Der echte Artikel! Unparteiische wissenschaftliche Firmen haben seine Qualität getestet und mit der natürlichen Sache verglichen. In jedem Fall hat sich ergeben, daß *unsere* Liebe in bezug auf Tiefe, Leidenschaft, Inbrunst und Ausmaß überlegen war.«

Simon schloß die Augen fest, öffnete sie wieder und sagte: »Hören Sie mich an. Ihre wissenschaftlichen Tests sind mir egal. Ich liebe sie, sie liebt mich, das allein zählt. Lassen Sie mich mit ihr sprechen! Ich möchte sie heiraten!«

Mr. Tate zog angewidert die Nase kraus. »Nun mal langsam, mein Herr! So ein Mädchen wollen Sie doch wohl nicht *heiraten*! Aber gut, wenn Sie auf eine Eheschließung aus sind, auch damit handeln wir. Ich kann für Sie eine idyllische und beinahe spontane Liebesheirat arrangieren, mit einer hundertprozentigen, unter Regierungsaufsicht geprüften Jungfrau...«

»Nein! Ich liebe Penny! Lassen Sie mich wenigstens mit ihr reden!«

»Das dürfte gänzlich ausgeschlossen sein«, sagte Mr. Tate. »Warum?«

Mr. Tate drückte auf einen Knopf auf seinem Schreibtisch. »Warum meinen Sie wohl? Wir haben die vorherige Indoktrination ausgelöscht. Penny ist inzwischen in einen anderen verliebt.« Und da begriff Simon. Ihm war bewußt geworden, daß Penny just in diesem Augenblick einen anderen Mann mit jener Leidenschaft ansah, die er kennengelernt hatte, daß sie für einen anderen Mann jene vollkommene und abgrundtiefe Liebe empfand, die unparteiische wissenschaftliche Firmen als viel größer denn die altmodische, kommerziell ungangbare natürliche Auswahl nachgewiesen hatten, und daß an eben jenem, in der Werbebrochure erwähnten dunklen Strand...

Mit einem Hechtsprung sprang er Tate an die Kehle. Zwei Wärter, die kurz zuvor das Büro betreten hatten, packten ihn und

führten ihn zur Tür.

»Vergessen Sie nicht!« rief Tate ihm nach. »Dies macht in keiner Weise die Erfahrung hinfällig, die Sie gemacht haben.«

Teuflischerweise wußte Simon, daß Tate damit recht hatte. Und dann fand er sich auf der Straße wieder. Zuerst hatte er nur den einen Wunsch, von der Erde zu fliegen, wo die kommerziellen Verstiegenheiten über das Fassungsvermögen eines normalen Menschen hinausgingen. Er ging sehr schnell, und Penny ging neben ihm, das Gesicht verklärt von der Liebe zu ihm und ihm und ihm und dir und dir... Und natürlich kam er zu der Schießbude. »Wollen Sie Ihr Glück versuchen?« fragte der Geschäftsführer. »Stellen Sie sie auf«, sagte Alfred Simon.

Was man so alles ist

Es gibt Regeln für das Verhalten von Raumschiffen beim Erstkontakt, Regeln, die voller Hoffnungslosigkeit aufgestellt wurden und voller Verzweiflung streng und gewissenhaft befolgt werden, denn welche Regel kann schon die genaue Wirkung vorhersagen und beschreiben, die irgendeine Handlung auf die Mentalität eines fremden Volkes hat?

Jan Maarten grübelte düster darüber nach, als er in die Atmosphäre von Durell IV eindrang. Er war ein großer Mann mittleren Alters mit dünnem, aschblondem Haar und einem runden, sorgenvollen Gesicht. Vor langer Zeit war er zu dem Schluß gekommen, daß nahezu jede Regel besser war als gar keine. Deshalb befolgte er seine peinlich genau, wenn auch mit einem stets gegenwärtigen Gefühl von Unsicherheit und menschlicher Fehlbarkeit.

Dies waren ideale Voraussetzungen für die Tätigkeit als Erstkontaktler.

Er umkreiste den Planeten, niedrig genug für die Beobachtung, aber auch nicht zu niedrig, da er die Bewohner nicht erschrecken wollte. Er bemerkte Anzeichen für eine primitiv-pastorale Zivilisation und versuchte, sich an alles zu erinnern, was er aus Band 4, *Geplante Techniken für den Erstkontakt auf sogenannten primitiv-pastoralen Welten*, herausgegeben vom Ministerium für außerirdische Psychologie, gelernt hatte. Dann brachte er das Raumschiff auf einer felsigen, grasbewachsenen Ebene nahe, aber nicht zu nahe, einer typischen Ortschaft mittlerer Größe nieder, sich dabei der Landungstechnik mit der Bezeichnung *Silent Sam* bedienend.

»Gut gemacht«, kommentierte Croswell, sein Assistent, der noch zu jung war, als daß er sich über Unwägbarkeiten den Kopf zerbrochen hätte.

Chedka, der eborianische Linguist, sagte nichts. Er schlief, wie gewöhnlich.

Maarten brummte etwas und ging ins Heck des Raumschiffs,

um seine Tests abzuspuhlen. Croswell nahm seinen Posten im Ausguck ein.

»Da kommen sie«, berichtete Croswell eine halbe Stunde später. »Ungefähr ein Dutzend, eindeutig humanoid.« Bei näherem Hinsehen stellte er fest, daß die Eingeborenen von Durell schlaff, kreideweiß und ohne jeden Gesichtsausdruck waren. Croswell zögerte und fügte dann hinzu: »So richtig hübsch sind sie nicht.«

»Was machen sie?« fragte Maarten.

»Sie schauen uns einfach nur an«, sagte Croswell. Er war ein schlanker junger Mann mit einem ungewöhnlich großen und glänzenden Schnurrbart, den er sich auf der langen Reise von der Terra hatte wachsen lassen. Er strich über ihn mit dem Stolz eines Mannes, der es zu einem wirklich guten Schnurrbart gebracht hatte.

»Sie sind jetzt ungefähr fünfundzwanzig Meter vom Raumschiff entfernt«, berichtete Croswell. Er beugte sich vor und drückte seine Nase albern an dem Ausguck platt, der aus nur in einer Richtung durchsichtigem Glas bestand.

Croswell konnte nach draußen blicken, doch niemand konnte hineinsehen. Das Ministerium für außerirdische Psychologie hatte diese Änderung letztes Jahr angeordnet, nachdem ein Raumschiff des Ministeriums einen Erstkontakt auf Carella II verpuscht hatte. Die Carellaner hatten in das Raumschiff hineingestarrt, waren über etwas in seinem Inneren in Unruhe geraten und waren geflohen. Das Ministerium wußte immer noch nicht, was die Unruhe ausgelöst hatte, denn zu einem erfolgreichen zweiten Kontakt war es nie gekommen. Der Fehler würde nicht noch einmal passieren. »Was jetzt?« rief Maarten.

»Einer von ihnen kommt allein näher. Vielleicht ein Häuptling. Vielleicht bietet er sich als Opfer an.«

»Was hat er an?«

»Er trägt eine – eine Art – würdest du freundlicherwise herkommen und es dir selber ansehen?«

Maarten, an seinem Instrumentenbord, hatte ein flüchtiges Bild von Durell zusammengestellt. Der Planet besaß eine atembare Atmosphäre, ein ausgeglichenes Klima und eine der Erde vergleichbare Schwerkraft. Er beherbergte wertvolle Lager von radioaktiven und seltenen Metallen. Am besten war, daß er sich als frei von ansteckenden Mikroorganismen und giftigen Dämpfen erwies, die die unangenehme Eigenschaft hatten, das Leben eines Kontakters fieberhaft kurz zu gestalten. Durell würde ein schätzenswerter Nachbar für die Erde sein, vorausgesetzt, die Eingeborenen waren freundlich – und die Kontakter geschickt.

Maarten trat an den Ausguck und studierte die Eingeborenen. »Sie tragen pastellfarbige Kleidung; wir werden auch pastellfarbige Kleidung tragen.«

»Gebongt«, sagte Croswell.

»Sie sind unbewaffnet; wir werden unbewaffnet gehen.«

»Roger.«

»Sie haben Sandalen an; wir werden Sandalen anziehen.«

»Dein Wunsch ist mir Befehl.«

»Ich stelle fest, daß sie keine Gesichtshaare haben«, sagte Maarten und konnte sich nur mit Mühe ein Lächeln verkneifen. »Tut mir leid, Ed, aber dieser Schnurrbart...«

»Nicht mein Schnurrbart!« jaulte Croswell und deckte ihn rasch mit einer schützenden Hand ab. »Ich fürchte doch.«

»Aber Jan, es hat mich sechs Monate gekostet, ihn wachsen zu lassen!«

»Er muß ab. Das sollte doch klar sein.«

»Ich sehe nicht ein, warum«, meinte Croswell entrüstet. »Weil der erste Eindruck entscheidend ist. Wenn der erste Eindruck ungünstig ausfällt, werden die anschließenden Kontakte schwierig, manchmal sogar unmöglich. Da wir überhaupt keine Ahnung von diesen Leuten haben, ist Ähnlichkeit unser sicherster Weg. Wir versuchen, so auszusehen wie sie, kleiden uns in Farben, die gefallen, oder für sie zumindest tragbar sind, kopieren ihre Ge-

sten, führen uns in jeder Hinsicht im Rahmen des für sie Akzeptablen auf...«

»Schon gut, schon gut«, sagte Croswell. »Ich nehme an, daß ich mir auf der Rückreise wieder einen neuen Schnurrbart wachsen lassen kann.«

Sie sahen sich an; dann fingen beide an zu lachen. Auf diese Weise hatte Croswell schon drei Schnurrbärte eingeüßt. Während er sich also rasierte, rüttelte Maarten ihren Linguisten wach. Chedka war ein halbaffenähnlicher Menschling von Eboria IV, einem der wenigen Planeten, mit denen die Erde erfolgreiche Beziehungen unterhielt. Die Eborianer besaßen eine natürliche Sprachbegabung, bei der ihnen jene Art von assoziativer Fähigkeit zu Hilfe kam, welche man bei gewissen Nervensägen antrifft, die bei einer Unterhaltung stets das vermeintlich fehlende Wort ergänzen – nur, daß die Eborianer immer recht hatten. Sie waren zu ihrer Zeit durch einen beträchtlichen Teil der Galaxis gezogen und hätten vermutlich eine ziemliche Stellung in ihr einnehmen können, wenn es nicht so gewesen wäre, daß sie zwanzig Stunden Schlaf am Tag brauchten.

Croswell beendete seine Rasur und zog einen hellgrünen Overall und Sandalen an. Zu dritt traten sie durch die Keimschleuse. Maarten atmete tief durch, murmelte ein stilles Gebet und öffnete die Tür.

Ein schwacher Seufzer stieg aus der Menge der Durellaner auf, wobei der Häuptling – oder das Opfer – stumm blieb. Sie waren in der Tat menschenähnlich, wenn man einmal von ihrer Blässe und der milde an ein Schaf erinnernden Sanftheit ihrer Gesichtszüge absah – Gesichtszüge, auf denen Maarten durchaus überhaupt keine Spur von Ausdruck zu lesen vermochte. »Verzieh auf keinen Fall das Gesicht«, warnte Maarten Croswell. Langsam traten sie vor, bis sie drei Meter vor dem führenden Durellaner standen. Dann sagte Maarten mit leiser Stimme: »Wir kommen in Frieden.«

Chedka übersetzte und lauschte dann der Antwort, die so leise kam, daß sie beinahe gar nicht zu hören war.

»Häuptling sagt willkommen«, berichtete Chedka in seiner ökonomischen Sprechweise.

»Gut, gut«, meinte Maarten. Er ging noch ein paar Schritte vor und hob an zu reden, hin und wieder eine Pause für die Übersetzung einlegend. Ernst und mit äußerster Überzeugung intonierte er die Primäransprache BB-32 (für humanoide, primitiv-pastorale, zögernd nicht-aggressive Fremde).

Selbst Croswell, der kaum durch etwas zu beeindruckt war, mußte zugeben, daß es eine großartige Rede war. Maarten sagte, sie wären Wanderer von weither und aus dem Großen Nichts gekommen, um in ein freundliches Gespräch mit dem liebenswürdigen Volk von Durell einzutreten. Er sprach von der grünen und fernen Erde, diesem Planeten so ähnlich, und von den angenehmen und bescheidenen Menschen auf der Erde, die die Hand zur Begrüßung ausstreckten. Er berichtete von dem großen Geist des Friedens und der Zusammenarbeit, der von der Erde ausginge, von universaler Freundschaft und von vielen anderen großartigen Dingen.

Schließlich war er durch. Ein langes Schweigen setzte ein. »Hat er alles verstanden?« flüsterte Maarten Chedka zu. Der Eborianer nickte und wartete auf die Erwiderung des Häuptlings. Maarten schwitzte von der Strapaze, und Croswell konnte es nicht unterlassen, nervös an seiner frisch rasierten Oberlippe herumzufummeln.

Der Häuptling machte den Mund auf, japste nach Luft, drehte sich halb ab und stürzte zu Boden.

Es war ein peinlicher Augenblick, und überdies einer, der von keinerlei Theorie abgedeckt war.

Der Häuptling stand nicht auf; es wurde deutlich, daß es sich nicht um einen zeremoniellen Sturz handelte. Tatsächlich ging sein Atem schwer wie bei einem Menschen, der im Koma liegt. Unter diesen Umständen blieb dem Kontaktteam nichts weiter übrig, als sich ins Raumschiff zurückzuziehen und die weitere Entwicklung abzuwarten.

Nach einer halben Stunde näherte sich ein Einheimischer dem Schiff und unterhielt sich mit Chedka, wobei er die Männer von der Erde argwöhnisch im Auge behielt und sich sofort wieder zurückzog.

»Was hat er gesagt?« wollte Croswell wissen. »Häuptling Moréri entschuldigt sich für die Ohnmacht«, erzählte Chedka ihnen. »Er sagt, es war nicht zu entschuldigendes schlechtes Benehmen.«

»Aha!« rief Maarten aus. »Seine Ohnmacht könnte uns letzten Endes von Nutzen sein – ihn dazu veranlassen, seine ‚Unhöflichkeit‘ wiedergutzumachen. Zumindest, wenn sie ein Zufall war und nichts mit uns zu tun hatte...«

»Doch«, sagte Chedka. »Doch was?«

»Sie hatte doch etwas mit euch zu tun«, sagte der Eborianer, rollte sich zusammen und schlief ein.

Maarten schüttelte den kleinen Linguisten wach. »Was hat der Häuptling sonst noch gesagt? Inwiefern hatte seine Ohnmacht etwas mit uns zu tun?«

Chedka gähnte ausgiebig. »Der Häuptling war in großer Verlegenheit. Er hielt der Luft aus deinem Mund solange er konnte stand, doch der fremde Geruch...«

»Mein Atem?« fragte Maarten. »Mein Atem hat ihn umgehauen?« Chedka nickte, kicherte unvermittelt und schlief ein. Der Abend kam, und das lange, trübe Zwielficht von Durell ging unmerklich in die Nacht über. Vom Ort her schimmerten Herdfeuer durch den umliegenden Wald und verloschen eins nach dem anderen. Doch im Raumschiff brannten die Lichter bis zur Morgendämmerung. Und als die Sonne aufging, schlüpfte Chedka ins Freie und begab sich auf eine Mission in die Ortschaft. Croswell brütete über seinem Frühstückskaffee, während Maarten den Arzneischränk des Raumschiffs durchwühlte.

»Das ist eindeutig ein vorübergehender Rückschlag«, meinte Croswell hoffnungsvoll. »Geringfügige Zwischenfälle wie dieser kommen bestimmt immer vor. Erinnerst du dich noch an damals,

auf Dingoforeaba VI...?«

»Es sind die Geringfügigkeiten, die uns Planeten für immer verschließen«, sagte Maarten.

»Aber wie hätte man denn auch annehmen können...«

»Ich hätte daran denken sollen«, brummte Maarten ärgerlich. »Bloß weil unser Atem woanders keinen Anstoß erregt hat – hier hat er es eben!«

Triumphierend hielt er eine Flasche mit rosa Tabletten in die Höhe. »Die neutralisieren garantiert jeden Atem, selbst den einer Hyäne. Nimm ein paar.« Croswell nahm die Tabletten. »Und jetzt?«

»Jetzt warten wir, bis – aha! Was hat er gesagt?« Chedka kam, sich die Augen reibend, durch die Tür herein. »Der Häuptling entschuldigt sich für die Ohnmacht.«

»Das wissen wir. Was noch?«

»Er heißt euch in Lannit willkommen, wenn es euch paßt. Der Häuptling ist der Ansicht, daß dieser Zwischenfall die Fortsetzung der Freundschaft zwischen zwei friedliebenden und lebenswürdigen Völkern nicht ändern sollte.« Maarten stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Er räusperte sich und fragte zögernd: »Hast du ihm gegenüber die bevorstehende – äh – Verbesserung unseres Atems erwähnt?«

»Ich habe ihm versichert, daß er korrigiert wird«, sagte Chedka, »wenn er mich auch nie gestört hat.«

»Schön, schön. Wir gehen jetzt in den Ort. Vielleicht solltest du eine von diesen Tabletten nehmen.«

»Mit meinem Atem ist alles in Ordnung«, erklärte der Eborianer selbstgefällig. Sogleich machten sie sich auf den Weg nach Lannit.

Wenn man es mit primitiv-pastoralen Leuten zu tun hat, bedient man sich einfacher, doch hochgradig symbolischer Gesten, denn die verstehen sie am besten. Bildersprache! Deutliche und entschiedene Parallelen! Wenig Worte, aber viele Gesten! Dies

waren die Regeln für den Umgang mit Primitiv-Pastoralen. Als Maarten sich dem Ort näherte, bot sich ihm Gelegenheit für eine natürliche und hochgradig symbolische Zeremonie. Die Eingeborenen warteten in ihrem Dorf, das auf einer großen Waldlichtung gelegen war. Den Wald vom nahegelegenen Ort trennte ein trockenes Flußbett, und dieses Bett überspannte eine kleine Steinbrücke.

Maarten ging bis zur Mitte der Brücke und blieb stehen, die Durellaner wohlwollend anstrahlend. Als er bemerkte, wie sich einige von ihnen schüttelten und abwandten, glättete er seine Gesichtszüge, zumal er sich daran erinnerte, selber die Unterlassung jeglicher Gesichtsverzerrung verfügt zu haben. Er machte eine lange Pause.

»Was ist los?« fragte Croswell, der vor der Brücke stehengeblieben war.

Mit lauter Stimme rief Maarten: »Möge diese Brücke das nunmehr auf ewig geschmiedete Glied symbolisieren, welches diesen wunderschönen Planeten...« Croswell rief ihm eine Warnung zu, aber Maarten hatte keine Ahnung, was los war. Er hielt den Blick starr auf die Einwohner gerichtet; sie hatten sich nicht gerührt.

»Komm von der Brücke runter!« rief Croswell. Aber ehe Maarten eine Bewegung machen konnte, war schon die ganze Konstruktion unter ihm zusammengebrochen, und er stürzte Hals über Kopf in das trockene Flußbett.

»Verfluchteste Sache, die ich je gesehen habe«, sagte Croswell und half ihm auf die Beine. »Sobald du die Stimme erhoben hast, fing dieser Stein an, sich in Staub aufzulösen. Sympathetische Vibration, nehme ich an.«

Jetzt war Maarten klar, warum die Durellaner nur im Flüsterton sprachen. Er kam mit Mühe auf die Beine, stöhnte dann und setzte sich wieder hin. »Was hast du?« erkundigte sich Croswell. »Ich scheine mir den Knöchel verstaucht zu haben«, sagte Maarten kläglich.

Häuptling Moréri trat heran, gefolgt von ungefähr zwanzig

Dorfbewohnern, hielt eine kurze Ansprache und überreichte Maarten einen Spazierstock aus geschnitztem und poliertem schwarzen Holz.

»Danke«, murmelte Maarten, stand auf und stützte sich behutsam auf den Stock. »Was hat er gesagt?« fragte er Chedka. »Der Häuptling sagt, daß die Brücke erst hundert Jahre alt und in gutem Zustand war«, übersetzte Chedka. »Er bedauert, daß seine Vorfahren sie nicht besser gebaut haben.«

»Hmmm«, machte Maarten.

»Und der Häuptling sagt, daß du wahrscheinlich ein Unglücksrabe bist.«

Da könnte er recht haben, dachte Maarten. Vielleicht waren die Bewohner der Erde auch einfach nur eine ungeschickte Rasse. Trotz all ihrer guten Absichten wurden sie von Bevölkerung nach Bevölkerung gefürchtet, gehaßt, beneidet – in erster Linie auf Grund von ungünstigen ersten Eindrücken. Dennoch, hier schien es eine Chance zu geben. Was sollte wohl sonst noch schiefgehen?

Sich zu einem Lächeln zwingend, das er allerdings sogleich wieder einstellte, humpelte Maarten neben Moréri her ins Dorf.

In technologischer Hinsicht lag die Zivilisation von Durell im argen. Man bediente sich zwar in begrenztem Umfang Rad und Hebel, hatte den Begriff des mechanischen Fortschritts allerdings nicht erweitert. Es gab Anhaltspunkte für Grundkenntnisse in einfacher Geometrie und für eine vage Vorstellung von der Astronomie. Auf künstlerischem Gebiet waren die Durellaner jedoch geschickt und überraschend erfahren, besonders was die Holzschnitzerei betraf. Selbst die schlichteste Hütte besaß eine geschnitzte Türfüllung, wunderschön ersonnen und ausgeführt. »Meinst du, ich könnte ein paar Fotos machen?« fragte Croswell. »Ich sehe keinen Grund, warum nicht«, antwortete Maarten. Er ließ die Finger bewundernd über einen großen Türrahmen gleiten, der aus demselben geradlinig gemaserten schwarzen Holz wie sein Spazierstock bestand. Die Politur war so glatt wie Haut an Fingerspitzen.

Der Häuptling gab seine Einwilligung, und Croswell machte Fotos und Zeichnungen von den Dekorationen an Häusern, Märkten und Tempeln.

Maarten wanderte herum, betastete vorsichtig die ausgeklügelten Basreliefs, sprach mit Chedkas Hilfe mit einigen Eingeborenen und stellte ganz allgemein seine Eindrücke zusammen. Die Durellaner, zu diesem Urteil kam Maarten, waren hochintelligent und hatten Anlagen, die denen des *Homo sapiens* vergleichbar waren. Ihr Mangel an ausgeprägter Technologie war mehr der Ausdruck einer Zusammenarbeit mit der Natur als ein Makel auf ihrem Erscheinungsbild. Sie schienen von Natur aus friedliebend und unaggressiv zu sein – wertvolle Nachbarn einer Erde, die nach Jahrhunderten des Durcheinanders auf ein ähnliches Ziel zusteuerte.

Dies sollte die Grundlage seines für das Zweite Kontaktteam bestimmten Berichts sein. Dem hoffte er, noch hinzusetzen zu können: *Was die Erde betrifft, so scheint ein günstiger Eindruck entstanden zu sein. Ungewöhnliche Schwierigkeiten stehen nicht zu erwarten.*

Chedka hatte sich inzwischen ernsthaft mit Häuptling Moréri unterhalten. Jetzt, geringfügig wacher aussehend als sonst, trat er heran und beriet sich im Flüsterton mit Maarten. Maarten, ohne eine Miene zu verziehen, nickte und ging zu Croswell, der seine letzten Fotos schoß.

»Alles klar für die große Show?« fragte Maarten. »Was für eine Show?«

»Moréri schmeißt heute abend ein Fest für uns«, meinte Maarten. »Ein sehr großes, sehr wichtiges Fest. Eine abschließende Geste des guten Willens und so weiter.« Obwohl er das ganz beiläufig aussprach, strahlte sein Blick tiefe Befriedigung aus. Croswells Reaktion war direkter. »Dann haben wir es geschafft! Der Kontakt ist erfolgreich!«

Hinter ihm zuckten zwei Eingeborene bei diesem lautstarken Ausbruch zusammen und torkelten kraftlos davon. »Wir haben es geschafft«, flüsterte Maarten leise, »wenn wir uns gewaltig

zusammenreißen. Es sind großartige, verständnisvolle Leute – aber ich werde das Ungewisse und dumpfe Gefühl nicht los, daß wir ihnen allmählich ein bißchen auf die Nerven gehen.«

Bis zum Abend hatten Maarten und Croswell eine chemische Untersuchung der Speisen auf Durell abgeschlossen und nichts gefunden, was für Menschen hätte schädlich sein können. Sie nahmen noch ein paar rosa Tabletten ein, wechselten Overall und Sandalen, durchliefen noch einmal die Keimschleuse und begaben sich auf das Fest.

Der erste Gang war ein orange-grünes Gemüse, das wie Kürbis schmeckte. Im Anschluß daran hielt Häuptling Moréri eine kurze Rede über die Bedeutung interkultureller Beziehungen. Ein an Hase erinnerndes Gericht wurde ihnen vorgesetzt, und Croswell wurde aufgefordert, eine Ansprache zu halten.

»Vergiß nicht«, flüsterte Maarten ihm zu, »flüstern!« Croswell erhob sich und begann zu sprechen. Mit beherrschter Stimme und ausdruckslosem Gesicht ging er daran, die vielen Ähnlichkeiten zwischen Erde und Durell aufzuzählen, wobei er in der Hauptsache von Gesten abhing, um seine Botschaft zu übermitteln.

Chedka übersetzte. Maarten nickte zustimmend. Der Häuptling nickte. Die Eingeladenen nickten. Croswell beendete seine Aufzählung und setzte sich hin. Maarten schlug ihm auf die Schulter. »Gut gemacht, Ed. Du hast eine Naturbegabung für – Was ist los?« Croswell machte ein verblüfftes und ungläubiges Gesicht. »Guck mal!«

Maarten drehte sich um. Der Häuptling und die Eingeladenen, offenen Auges und starren Blicks, nickten immer noch. »Chedka!« flüsterte Maarten. »Sprich sie an!« Der Eborianer richtete eine Frage an den Häuptling. Er bekam keine Antwort. Der Häuptling fuhr fort, rhythmisch zu nicken.

»Die Gesten, die du gemacht hast!« sagte Maarten. »Du hast sie wahrscheinlich hypnotisiert!« Er kratzte sich den Kopf und hustete einmal, und zwar laut. Die Durellaner hörten auf zu nicken, blinzelten mit den Augen und fingen an, rasch und unruhig

miteinander zu reden.

»Sie sagen, du hättest starke Kräfte«, übersetzte Chedka wahllos. »Sie sagen, daß Fremde ziemlich sonderbare Leute sind, und zweifeln daran, ob man ihnen trauen kann.«

»Was sagt der Häuptling?« fragte Maarten. »Der Häuptling glaubt, ihr seid in Ordnung. Er erklärt seinen Leuten, daß ihr nicht in böser Absicht gehandelt habt.« »Nicht schlecht. Brechen wir auf, solange wir noch Oberwasser haben.«

Er stand auf; Crowell und Chedka taten es ihm gleich. »Wir verlassen euch nun«, wandte er sich flüsternd an den Häuptling, »doch bitten wir um die Erlaubnis, daß andere unserer Art euch besuchen dürfen. Verzeiht uns die Fehler, die wir gemacht haben; sie sind nur passiert, weil wir keine Ahnung von euch hatten.«

Chedka übersetzte, und Maarten fuhr fort zu flüstern, das Gesicht ausdruckslos, die Hände an die Seite gelegt. Er sprach von der Einheit der Galaxis, dem Vergnügen der Zusammenarbeit, vom Frieden, dem Austausch von Waren und Kunstwerken und von der grundsätzlichen Solidarität des menschlichen Lebens.

Moréri, wenngleich von der hypnotischen Erfahrung noch leicht benommen, erwiderte, die Bewohner der Erde wären stets willkommen.

Spontan streckte Crowell die Hand aus. Der Häuptling betrachtete sie eine Weile verwirrt, ergriff sie dann aber, wobei er sich offensichtlich fragte, was er damit machen sollte und warum. Vor Schmerz schnappte er nach Luft und zog die Hand zurück. Schwere Verbrennungen waren zu sehen, die sich als rote Flecken auf der Haut abzeichneten. »Was kann denn das...«

»Schweiß!« sagte Maarten. »Schweiß ist eine Säure. Muß wohl eine fast unmittelbare und sofortige Wirkung auf ihr besonderes Make-up haben. Laßt uns hier abhauen.«

Die Eingeborenen rotteten sich schon zusammen und hatten sich mit Steinen und Holzknüppeln bewaffnet. Der Häuptling redete trotz seiner Schmerzen auf sie ein, doch die Männer von der

Erde warteten das Ergebnis der heftigen Auseinandersetzung nicht ab. Sie zogen sich, so schnell wie Maarten mit Hilfe des Stocks humpeln konnte, zu ihrem nahegelegenen Raumschiff zurück.

Der Wald hinter ihnen war dunkel und voll von verdächtigen Bewegungen. Ganz außer Atem kamen sie am Raumschiff an. Croswell, vorneweg, stolperte über ein Grasbüschel und stieß mit voller Wucht mit dem Kopf gegen die Tür, daß es laut widerhallte. »Verdammt!« jammerte er vor Schmerzen. Der Boden unter ihnen rumpelte, fing an zu beben und glitt weg. »Ins Schiff!« befahl Maarten.

Sie schafften es abzuheben, ehe der Boden völlig wegsackte. »Das muß wohl wieder sympathetische Vibration gewesen sein«, meinte Croswell ein paar Stunden später, als sie sich schon im Weltraum befanden. »Aber wir haben ja wirklich ein Glück – ausgerechnet auf einer Gesteinsverwerfung zu sitzen!« Maarten seufzte und schüttelte den Kopf. »Ich weiß eigentlich nicht, was ich machen soll. Am liebsten würde ich umkehren, ihnen zu erklären versuchen, aber...«

»Wir sind schon länger dageblieben, als ihnen lieb war«, sagte Croswell.

»Anscheinend. Schnitzer, nichts als Schnitzer. Wir haben auf dem falschen Bein angefangen, und alles, was wir gemacht haben, hat die Sache nur verschlimmert.«

»Es liegt nicht daran, was ihr macht«, erklärte Chedka mit der mitfühlendsten Stimme, die sie je von ihm gehört hatten. »Dafür könnt ihr nichts. Es liegt daran, was ihr seid.« Maarten ließ sich das eine Weile durch den Kopf gehen und wurde nachdenklich. »Ja, du hast recht. Unsere Stimmen zertrümmern ihr Land, unser Gesichtsausdruck ekelt sie, unsere Bewegungen hypnotisieren sie, unser Atem läßt sie ersticken, unser Schweiß verbrennt sie. Großer Gott!«

»Großer Gott«, pflichtete Croswell finster bei. »Wir sind wandelnde Chemiefabriken – unsere einzigen und ausschließlichen Produkte sind Giftgas und Ätzmittel.«

»Aber das ist noch nicht alles, was ihr seid«, sagte Chedka.
»Seht mal hier.«

Er hielt Maartens Spazierstock in die Höhe. Am oberen Ende, wo Maarten ihn angefaßt hatte, waren seit langer Zeit ruhende Knospen in rosa und weiße Blüten aufgebrochen, deren Duft die Kabine füllte.

»Seht ihr?« meinte Chedka. »Ihr seid auch dies.«

»Das Holz war tot«, wunderte sich Croswell. »Irgendein Öl in unserer Haut, nehme ich an.«

Maarten schauderte bei dem Gedanken. »Meinst du, daß die ganzen Schnitzereien, die wir angefaßt haben – die Hütten, der Tempel...«

»Das nehme ich an«, sagte Croswell.

Maarten schloß die Augen und stellte sich vor, wie das tote, trockene Holz plötzlich erblühte.

»Ich glaube, sie werden das verstehen«, sagte er und gab sich große Mühe, sich selbst zu glauben. »Das ist ein ziemliches Symbol, und sie sind einigermaßen verständige Leute. Ich glaube, zumindest ein Teil von dem, was wir sind, wird ihnen gefallen.«

Die Falle

Samish, ich brauche Hilfe. Die Lage wird möglicherweise bedrohlich, komm also sofort.

Du hattest natürlich recht, Samish, alter Freund, ich hätte niemals einem Terraner vertrauen sollen. Das ist eine hinterhältige, ungebildete, verantwortungslose Brut, genau wie du immer gesagt hast.

Aber so dumm, wie es den Anschein hat, sind sie auch wieder nicht. Langsam komme ich zu der Überzeugung, daß die Schlankheit des Fühlers doch nicht das einzige Kriterium für Intelligenz ist.

Was für ein Schlamassel, Samish! Und der Plan schien so idiotischer zu sein...

Ed Dailey bemerkte vor der Tür seiner Hütte einen metallischen Glanz, war aber noch zu verschlafen, um ihn näher in Augenschein zu nehmen.

Er war kurz nach Tagesanbruch erwacht und auf Zehenspitzen ins Freie getreten, um einen Blick auf das Wetter zu werfen. Es versprach wenig. Die Nacht über hatte es in Strömen geregnet, und Wasser tropfte von jedem Blatt und jedem Ast des umliegenden Waldes. Sein Kombiwagen sah ganz durchgeweicht aus, und die unbefestigte Straße in die Berge hatte sich in knöcheltiefen Schlamm verwandelt.

Sein Freund Thurston kam im Schlafanzug an die Tür, das runde Gesicht rosig vom Schlaf und in seiner Gelassenheit an einen Buddha erinnernd.

»Am ersten Urlaubstag regnet es immer«, stellte Thurston fest.
»Naturgesetz.«

»Vielleicht kein schlechter Tag für Forellen«, sagte Dailey.
»Vielleicht. Besser geeignet für ein prasselndes Feuer im Kamin und heißen Rum mit Butter.«

Seit elf Jahren verbrachten sie gemeinsam einen kurzen Herbsturlaub, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Dailey hatte einen romantischen Hang zu Ausrüstungsgegenständen. Die Verkäufer der ausgefalleneren Sportgeschäfte New Yorks hängten ihm teure Parkas über die hohen, abfallenden Schultern, Parkas, wie man sie auf den Spuren des abscheulichen Schneemenschen in den Schlupfwinkeln Tibets tragen mochte. Sie verkauften ihm sinnreiche kleine Kocher, die auch bei einem Hurricane nicht ausgingen, und tückisch geschwungene Messer aus bestem Schwedenstahl.

Dailey hatte seine Freude daran, eine Feldflasche an der Seite und ein Gewehr aus extra gehärtetem Stahl über der Schulter zu spüren. Aber die Feldflasche enthielt gewöhnlich Rum, und das Gewehr wurde gegen nichts Todbringenderes als Blechbüchsen eingesetzt. Denn trotz seiner Träume war Dailey ein friedfertiger und gutmütiger Mensch und konnte keiner Fliege etwas zuleide tun.

Sein Freund Thurston war übergewichtig und kurzatmig und belastete sich höchstens mit der leichtesten aller verfügbaren Angelruten und dem kleinsten Schießseisen. In der zweiten Woche gelang es ihm gewöhnlich, die Jagd nach Lake Placid zu verlegen, in die Cocktailbars, in denen er eigentlich zu Hause war. Dort jagte er mit unglaublichem Wissen um Fährten und Lagerstätten statt Braunbär, Schwarzbär oder Hochwild die hübschen Urlauberinnen.

Diese leichte Übung war mehr als angemessen für zwei ruhige, erfolgreiche Geschäftsmänner am falschen Ende der Vierziger, und gebräunt und gut erholt kehrten sie in die Stadt zurück, mit neuem Leben erfüllt und aufgefrischter Nachsicht mit ihren Frauen.

»Rum darf es sein«, sagte Dailey. »Was ist das?« Er hatte den metallischen Glanz nahe der Hütte bemerkt. Thurston ging hin und stocherte mit der Fußspitze an dem Objekt herum. »Merkwürdig aussehendes Ding.« Dailey zerteilte das Gras und sah eine Lattenkiste von ungefähr einem Meter zwanzig im Quadrat, die aus Metallstreifen gebaut und oben mit einem Scharnier versehen war. Deutlich ins Auge fallend stand auf einem der Streifen das Wort **Falle** geschrieben.

»Wo hast du die denn gekauft?« fragte Thurston. »Habe ich nicht.« Dailey fand ein Etikett aus Plastik, das an einem der Streifen befestigt war. Er riß es ab und las: »Lieber Freund, vor sich haben Sie einen neuen und revolutionären Entwurf der *Fa lle*. Um die *Fa lle* beim breiten Publikum einzuführen, stellen wir Ihnen dieses Modell *absolut kostenlos* zur Verfügung! Wenn Sie die Anweisungen auf der Rückseite *genauestens* befolgen, werden Sie in ihr eine einzigartige und nützliche Vorrichtung zum Einfangen kleiner Wildtiere finden. Viel Glück und Weidmannsheil!«

»Das ist ja außerordentlich merkwürdig«, sagte Dailey. »Meinst du, die wurde über Nacht hier abgestellt?«

»Was geht mich das an?« Thurston zuckte mit den Schultern. »Mir knurrt der Magen. Laß uns Frühstück machen.«

»Interessiert dich das denn gar nicht?«

»Nicht besonders. Ein technisches Spielzeug mehr. Du hast schon Hunderte davon. Diese Bärenfalle von Abercrombie & Pitch. Das Jaguarhorn von der Firma Battler's. Der Krokodilköder von –«

»So eine Falle habe ich noch nie gesehen«, sagte Dailey nachdenklich. »Recht geschickte Werbung, sie einfach so hier zu lassen.«

»Irgendwann kriegst du dafür eine Rechnung«, meinte Thurston zynisch. »Ich mache Frühstück. Du wäscht das Geschirr ab.«

Er ging hinein, und Dailey drehte das Etikett um und las die Rückseite.

»Stellen Sie die **Falle** auf eine Lichtung und verankern Sie sie mit der daran befestigten Kette an einem geeigneten Baum. Drücken Sie Knopf **1** am Boden. Die **Falle** wird vorgespannt. Warten Sie fünf Sekunden und drücken Sie dann Knopf **2**. Die **Falle** wird aktiviert. Weiter ist nichts erforderlich, bis ein **Fang** vollzogen wurde. Dann drücken Sie Knopf **3**, wodurch die **Falle** deaktiviert wird, öffnen diese und entnehmen ihr

die Beute.

Warnung! Halten Sie die Falle stets verschlossen, außer wenn Sie die *Beute* entnehmen. Für den Einlaß der *Beute* bedarf es keiner Öffnung, da die *Falle* nach dem Prinzip der osmotischen Sektion arbeitet und die *Beute* direkt in die *Falle* geleitet.«

»Was werden die sich wohl als nächstes ausdenken?« sagte Dailey anerkennend.

»Frühstück ist fertig«, rief Thurston. »Hilf mir erst mal, die Falle aufzustellen.« Thurston, der sich inzwischen Bermuda-Shorts und ein grelles Sporthemd angezogen hatte, kam ins Freie und besah sich zweifelnd die Falle. »Glaubst du wirklich, wir sollten damit herumspielen?«

»Natürlich. Vielleicht fangen wir einen Fuchs?«

»Was, um alles auf der Welt, sollen wir mit einem Fuchs anfangen?« erkundigte sich Thurston.

»Ihn freilassen«, meinte Dailey. »Der Spaß ist doch das Fangen. Los, hilf mir beim Tragen.«

Die Falle war überraschend schwer. Gemeinsam schleppten sie sie fünfzig Meter von der Hütte weg und ketteten sie an eine junge Föhre. Dailey drückte den ersten Knopf, und die Falle erglühte schwach. Thurston ging ängstlich ein paar Schritte zurück. Nach fünf Sekunden drückte Dailey den zweiten Knopf. Der Wald tropfte, Eichhörnchen plapperten in den Wipfeln, und das hohe Gras raschelte leise. Die Falle stand ruhig neben dem Baum, und ihr Gitterwerk glühte schwach. »Gehen wir hinein«, sagte Thurston. »Die Eier sind inzwischen bestimmt schon kalt.«

Dailey folgte ihm zur Hütte, blickte aber über die Schulter hinweg zu der Falle zurück. Sie stand da im Wald, stumm und lauernd.

Samish, wo bist du? Meine Not wird immer drängender. So unglaublich es auch klingen mag, doch mein kleiner Planetoid wird vor meinen eigenen Augen in Stücke gerissen. Du bist mein älte-

ster Freund, Samish, der Kumpel meiner Jugend, Trauzeugen bei meiner Hochzeit und zugleich ein Freund von Fregl. Ich rechne mit dir. Schieb es nicht zu lange auf.

Ich habe dir bereits den Anfang meiner Geschichte gesendet. Die Terraner nahmen meine Falle als Falle, als sonst nichts. Und sie gingen daran, sie sofort zu benutzen, ohne an die möglichen Folgen zu denken. Damit hatte ich gerechnet. Die phantastische Neugier der Terraner ist ja bekannt.

Während dieser Zeit krabbelte meine Frau vergnügt auf dem Planetoiden herum, richtete unsere Hütte wieder her und genoß die Abwechslung vom Leben in der Stadt. Alles ging gut...

Während des Frühstücks erklärte Thurston mit pedantischer Genauigkeit, warum eine Falle nicht funktionieren konnte, solange sie keine Öffnung hatte, durch die die Beute hineingelangen konnte. Dailey lächelte und sprach von osmotischer Sektion. Thurston beharrte darauf, daß es etwas Derartiges nicht gebe. Nachdem das Geschirr abgewaschen und abgetrocknet war, gingen sie durch das nasse, federnde Gras zur Falle. »Guck mal!« rief Dailey aus.

Etwas saß in der Falle, etwas von der Größe eines Hasen, allerdings von leuchtend grüner Färbung. Seine Augen ragten auf Stengeln aus dem Kopf, und es schnappte mit hummerähnlichen Scheren nach ihnen.

»Nie mehr Rum vor dem Frühstück«, sagte Thurston. »Von morgen an. Gib mir die Feldflasche.«

Dailey gab sie ihm, und Thurston genehmigte sich hastig einen großzügig bemessenen Doppelschluck. Dann besah er sich erneut das Wesen in der Falle und machte »Brr!«. »Ich glaube, es handelt sich um eine neue Art«, sagte Dailey. »Eine neue Art von Alptraum. Können wir nicht einfach nach Lake Placid fahren und die ganze Sache vergessen?«

»Nein, natürlich nicht. So etwas wie dies habe ich in meinen zoologischen Büchern noch nie gesehen. Es dürfte der Wissenschaft gänzlich unbekannt sein. Worin wollen wir es halten?«

»Halten?«

»Ja, sicher. In der Falle kann es nicht bleiben. Wir müssen einen Käfig bauen und dann herausfinden, was es frißt.« Thurstons Gesicht büßte etwas von seiner üblichen Gelassenheit ein. »Hör mir mal zu, Ed. Ich werde meinen Urlaub nicht mit etwas Derartigem verbringen. Wahrscheinlich ist es giftig. Ich bin überzeugt, daß es schmutzige Manieren hat.« Er atmete tief durch und fuhr dann fort. »Diese Falle hat etwas Unnatürliches an sich. Sie ist – unmenschlich!«

Dailey grinste. »Ich bin sicher, das hat man auch von Fords erstem Auto und Edisons Kohlenfadenlampe behauptet. Diese Falle ist nur ein weiteres Beispiel für den Fortschritt und das Know-how Amerikas.«

»Ich habe überhaupt nichts gegen Fortschritt«, stellte Thurston klar, »wenn er sich in andere Richtungen bewegt. Können wir nicht schlicht...«

Er warf einen Blick auf das Gesicht seines Freundes und hörte auf zu sprechen. Es hatten einen Ausdruck angenommen, wie ihn Cortez gehabt haben mochte, als er sich dem Gipfel eines Berges in Darién näherte.

»Ja«, sagte Dailey nach einer Weile. »Ich glaube, so ist es.«

»Was?«

»Sage ich dir später. Laß uns erst einmal einen Käfig bauen und die Falle wieder aufstellen.« Thurston seufzte, folgte ihm jedoch.

Warum bist du noch nicht gekommen, Samish? Machst du dir den Ernst meiner Lage nicht klar? Habe ich nicht deutlich zum Ausdruck gebracht, wieviel von dir abhängt? Denk an deinen alten Freund! Denk an Fregl und ihre schimmernde Haut, um deren willen ich in diesen Schlamassel geraten bin. Setz dich wenigstens mit mir in Verbindung.

Die Terraner benutzten die Falle, die natürlich überhaupt keine Falle war, sondern ein Sachübermittler. Das andere Ende hatte

ich sehr sorgfältig und praktisch unauffindbar auf dem Planetoiden versteckt und gab ihm drei kleine Tiere ein, die ich im Garten fand. Die Terraner entnehmen sie jedesmal dem Überträger – den Grund dafür kann ich mir nicht vorstellen. Aber ein Terraner behält alles.

Als das dritte Tier übermittelt worden war, ohne zurückgeschickt zu werden, wußte ich, daß alles bereit war.

Ich bereitete also die vierte und letzte Sendung vor, die allerwichtigste, für die alles andere bloß ein Vorgeplänkel gewesen war.

Sie standen in dem niedrigen Schuppen, der an ihre Hütte angebaut war. Thurston betrachtete angeekelt die drei Käfige aus starkem Moskitonetz. In jedem Käfig befand sich ein Wesen.

»Pfui Teufel«, sagte Thurston. »Sie stinken.« Im ersten Käfig hockte der ursprüngliche Fang, das Tier mit den Stengelaugen und Hummerscheren. Als nächstes kam ein Vogel mit drei Paar schuppigen Flügeln. Schließlich war da etwas, was wie eine Schlange aussah, nur daß es an jedem Ende einen Kopf hatte.

In den Käfigen standen Schalen mit Milch, Teller mit Hackfleisch, Gemüse, Gräsern, Borke – alles unberührt. »Sie wollen einfach nichts fressen«, sagte Dailey. »Sie sind eindeutig krank«, erklärte ihm Thurston. »Wahrscheinlich Bazillenträger. Können wir sie nicht loswerden, Ed?« Dailey blickte seinem Freund offen ins Gesicht. »Tom, hast du dir jemals gewünscht, berühmt zu sein?«

»Bitte?«

»Berühmt. Zu wissen, daß dein Name in die Geschichte eingeht.«

»Ich bin Geschäftsmann«, sagte Thurston. »Diese Möglichkeit habe ich niemals in Betracht gezogen.«

»Niemals?«

Thurston lächelte verlegen. »Na ja, wer hat das nicht? Woran dachtest du denn?«

»Diese Geschöpfe hier«, sagte Dailey, »sind einzigartig. Wir werden sie einem Museum übergeben.«

»Und?« hakte Thurston interessiert nach. »Die Dailey-Thurston-Ausstellung bisher unbekannter Lebewesen.«

»Vielleicht benennt man die Art nach uns«, meinte Thurston. »Schließlich haben wir sie entdeckt.«

»Natürlich benennt man sie nach uns! Man wird uns in einem Atemzug mit Livingstone, Audubon und Teddy Roosevelt erwähnen.«

»Hmm.« Thurston dachte angestrengt nach. »Ich glaube, das Museum für Nationalgeschichte wäre der richtige Ort. Ich bin sicher, daß die eine Ausstellung arrangieren würden –«

»Ich hatte eigentlich nicht bloß an eine Ausstellung gedacht«, sagte Dailey. »Ich dachte mehr an einen Flügel – den Dailey-Thurston-Flügel.«

Thurston sah seinen Freund überrascht an. Bei Dailey kamen Züge zum Vorschein, die er nie vermutet hätte. »Aber Ed, wir haben doch nur drei. Wir können doch nicht einen ganzen Flügel mit drei Ausstellungsstücken füllen.«

»Da, wo die herkommen, muß es noch mehr geben. Laß uns mal die Falle untersuchen.«

Diesmal enthielt die Falle ein Geschöpf, das beinahe einen Meter groß war, einen kleinen grünen Kopf und einen gespaltenen Schwanz hatte. Es besaß mindestens ein Dutzend dicker Wimpern, die alle wütend hin und her schwangen. »Die anderen waren ruhig«, sagte Thurston besorgt. »Vielleicht ist dieses gefährlich.«

»Wir fangen es mit einem Netz«, erwiderte Dailey entschlossen. »Und dann möchte ich mich mit dem Museum in Verbindung setzen.«

Nach erheblichen Anstrengungen überstellten sie das Ding in einen Käfig. Die Falle wurde wieder aufgestellt, und Dailey sandte das folgende Telegramm an das Museum für Nationalge-

schichte: *Habe wenigstens vier Tiere entdeckt die vermutlich einer neuen Art angehören stop Haben Sie Platz für eine angemessene Ausstellung stop Schicken Sie umgehend jemanden her.* Dann, weil Thurston darauf beharrte, kabelte er ein paar untadelige Referenzen an das Museum, damit man dort nicht glaubte, er sei ein Spinner.

Am selben Nachmittag erklärte Dailey Thurston seine Theorie. Es gebe, dessen sei er sicher, in diesem Teil der Adirondacks eine urzeitliche Enklave. In ihr hätten sich Lebewesen aus prähistorischen Zeiten erhalten. Sie wären niemals gefangen worden, weil sie auf Grund ihres großen Alters einen hohen Grad an Erfahrung und Vorsicht erlangt hätten. Aber die Falle, die ja nach dem neuen Prinzip der osmotischen Sektion arbeitete, hätte sich als ihrer Erfahrung überlegen erwiesen.

»Die Adirondacks sind ziemlich lückenlos erforscht worden«, gab Thurston zu bedenken.

»Anscheinend nicht lückenlos genug«, sagte Dailey mit nicht zu widerlegender Logik. Später kehrten sie zu der Falle zurück. Sie war leer.

Ich kann dich nur ganz schwach hören, Samish. Dreh doch freundlicherweise die Lautstärke weiter auf. Oder, was noch besser wäre, komm persönlich her. Es hat doch keinen Sinn, mit mir über Richtstrahler zu verkehren, wo ich mich doch nun mal an dieser Stelle befinde. Die Lage wird ständig verzweifelter. Was, Samish? Der Rest der Geschichte? Er liegt doch auf der Hand. Nachdem drei Tiere durch den Übermittler gegangen waren, wußte ich, daß ich soweit war. Nun war es an der Zeit, es meiner Frau zu erzählen.

Also bat ich sie, mit mir in den Garten zu krabbeln. Sie war ganz angetan davon.

»Sag mir, mein Lieber«, meinte sie, »hat dich in letzter Zeit etwas gestört?« »Hm«, machte ich.

»Warst du unzufrieden mit mir?« fragte sie. »Nein, Liebling«, sagte ich. »Du hast dein Bestes versucht, aber es war einfach

nicht gut genug. Ich nehme mir eine neue Frau.«

Sie blieb reglos stehen, und ihre Wimpern schwangen verwirrt hin und her. Dann brach es aus ihr hervor: »Fregl!«

»Ja«, erklärte ich ihr. »Die großartige Fregl hat eingewilligt, die Hütte mit mir zu teilen.«

»Aber du vergißt, daß wir geheiratet haben, bis daß der Tod uns scheidet.«

»Ich weiß. Schade, daß du auf dieser Formalität bestanden hast.«

Und mit einem klug berechneten Schubs beförderte ich sie in den Sachübertreiber.

Samish, du hättest ihr Gesicht sehen sollen! Ihre Wimpern krümmten sich, sie kreischte, und dann war sie verschwunden. Endlich war ich frei! Etwas benommen, aber frei! Frei, um mich mit der herrlichen Fregl zu verbinden!

Jetzt kannst du die ganze Perfektion des Plans würdigen. Es war notwendig, sich der Mitarbeit der Terraner zu versichern, denn ein Sachübertreiber muß an beiden Enden bedient werden. Ich hatte ihn als Falle verkleidet, weil Terraner alles glauben. Und als meinen Meisterstreich habe ich ihnen meine Frau geschickt. Sollen sie doch versuchen, mit ihr zu leben! Ich konnte es nie und nimmer!

Idiotensicher, absolut idiotensicher. Der Körper meiner Frau würde nie mehr auftauchen, weil die habsüchtigen Terraner behalten, was sie kriegen. Keiner hätte jemals etwas beweisen können. Und dann, Samish, dann passierte es...

Die Hütte hatte die Atmosphäre ländlicher Heiterkeit eingebüßt. Reifenspuren zogen sich kreuz und quer über den schlammigen Pfad hin. Die ganze Gegend war übersät von Blitzlichtbimen, leeren Zigarettenschachteln, Bonbonpapier, Bleistiftstummeln und Papierschnipseln. Aber jetzt, nach ein paar hektischen und aufregenden Stunden, waren alle weg. Nur ein bitterer Nachgeschmack war geblieben.

Dailey und Thurston standen neben der leeren Falle und starrten sie hilflos an.

»Was, glaubst du, stimmt mit dem verdammt Ding nicht?« fragte Dailey und versetzte der Falle einen enttäuschten und heftigen Fußtritt.

»Vielleicht gibt es sonst nichts mehr zu fangen«, gab Thurston zu bedenken.

»Es muß doch! Warum sollte sie vier vollkommen fremdartige Tiere aufnehmen, und dann überhaupt nichts mehr?« Er kniete sich neben die Falle und meinte bitter: »Diese dämlichen Museumsleute! Alle diese Reporter!«

»In gewisser Weise«, sagte Thurston vorsichtig, »kannst du es ihnen nicht verdenken...«

»Was? Mich zu beschuldigen, ich hätte ihnen einen Bären aufgebunden! Hast du sie gehört, Tom? Sie haben mich gefragt, wie ich die *Hauttransplantation* bewerkstelligt habe!«

»Zu schade, daß die Tiere alle tot waren, als die Museumsleute endlich hier eintrafen«, sagte Thurston. »Das sah verdächtig aus.«

»Die blöden Kreaturen wollten nicht fressen. War das etwa meine Schuld? Und diese Zeitungstypen... Also wirklich, man hätte doch gedacht, daß die Zeitungen in einer Großstadt intelligentere Reporter anheuern.«

»Ich hätte nicht versprechen sollen, noch mehr Tiere zu fangen«, sagte Thurston. »Erst als nichts mehr in die Falle kam, habe ich einen Schwindel vermutet.«

»Natürlich habe ich das versprochen! Wie hätte ich denn auch annehmen sollen, daß die Falle nach dem vierten Fang Schluß macht? Und warum haben sie gelacht, als ich ihnen von der Fangmethode auf der Basis der osmotischen Sektion erzählte?«

»Davon hatten sie nie etwas gehört«, erwiderte Thurston erschöpft. »Kein Mensch hat jemals davon gehört. Komm, laß uns nach Lake Placid fahren und die ganze Sache vergessen.«

»Nein! Dieses Ding muß wieder funktionieren. Es muß!« Dailey präparierte und aktivierte die Falle und starrte sie sekundenlang an. Dann klappte er das mit einem Scharnier versehene Oberteil auf.

Er steckte eine Hand in die Falle und stieß einen Schrei aus. »Meine Hand! Sie ist weg!« Er sprang zurück. »Nein, ist sie nicht«, versicherte Thurston ihm. Dailey untersuchte beide Hände, rieb sie aneinander und beharrte: »Meine Hand ist in der Falle verschwunden.«

»Komm, beruhige dich«, sagte Thurston besänftigend. »Ein bißchen Ruhe in Lake Placid wird dir bestimmt sehr gut tun –«

Dailey beugte sich über die Falle und steckte seine Hand hinein. Sie verschwand. Er griff weiter hinein und sah zu, wie sein Arm bis zur Schulter dahinschwand. Mit einem triumphierenden Lächeln blickte er Thurston an.

»Jetzt begreife ich, wie sie wirkt«, sagte er. »Die Tiere stammten überhaupt nicht aus den Adirondacks!«

»Woher denn sonst?«

»Von da, wo meine Hand jetzt ist! Die wollen also mehr, was? Nennen mich einen Lügner. Ich werde es ihnen zeigen!«

»Ed! Tu es nicht! Du weißt nicht, was...« Aber Dailey war bereits mit den Füßen zuerst in die Falle gegangen. Seine Füße verschwanden. Langsam ließ er den ganzen Körper hineinsinken, bis nur noch sein Kopf zu sehen war. »Wünsch mir Glück«, rief er. »Ed!« Dailey hielt sich die Nase zu und tauchte aus dem Blickfeld.

Samish, wenn du nicht sofort kommst, dann ist es zu spät! Ich muß aufhören zu senden. Der riesige Terraner hat meinen ganzen Planetoiden geplündert. Er hat alles, lebendig oder tot, in den Übermittler gestopft. Mein Heim ist in Trümmern. Und jetzt reißt er meine Hütte ab! Samish, dieses Monstrum will mich als Art einfangen! Es ist keine Zeit mehr zu verlieren! Samish, was hält dich denn auf? Du, mein ältester Freund... Was, Samish? Was sagst du da? Das kann nicht dein Ernst sein! Nicht du und

Fregl! Überleg es dir noch einmal, alter Freund! Denk an unsere Freundschaft!

Der Körper

Als Professor Meyer die Augen aufschlug, sah er, gebannt über sich gebeugt, drei der jungen Spezialisten, die die Operation durchgeführt hatten. Ihm fiel sofort auf, daß man wohl jung sein mußte, um zu versuchen, was sie versucht hatten; jung und respektlos, bis zur Hintanstellung alles übrigen besessen von enzyklopädischem technischem Wissen; ausgestattet mit eisernen Nerven und stählernen Händen – unmenschlich im Grunde genommen. Sie besaßen die Eigenschaften von Robotern. Von diesem knappen post-narkotischen Gedankengang war er so betroffen, daß es eine Weile dauerte, ehe er sich darüber klar wurde, daß die Operation erfolgreich verlaufen war. »Wie fühlen Sie sich, Sir?«

»Geht es Ihnen gut?«

»Können Sie sprechen, Sir? Wenn nicht, dann nicken Sie mit dem Kopf. Oder blinzeln Sie.« Sie beobachteten ihn gespannt.

Professor Meyer schluckte, um die Begrenzungen seines neuen Gaumens, seiner Zunge und Kehle zu erproben. Dann sagte er mit belegter Stimme: »Ich glaube – ich glaube...«

»Alles in Ordnung mit ihm!« rief Cassidy. »Feldman! Wach auf!« Feldman sprang von dem kargen Feldbett auf und tastete nach seiner Brille. »So schnell ist er schon wieder da? Spricht er?«

»Ja, er hat gesprochen! Er hat wie ein Engel gesprochen! Endlich haben wir es geschafft, Freddie!«

Feldman fand seine Brille und kam an den Operationstisch geeilt. »Könnten Sie noch etwas sagen, Sir? Irgend etwas?«

»Es geht – es geht...«

»Oh Gott«, sagte Feldman. »Ich glaube, ich falle in Ohnmacht.« Die drei Männer brachen in Gelächter aus. Sie umringten Feldman und schlugen ihm auf den Rücken. Feldman begann ebenfalls zu lachen, mußte jedoch kurz darauf heftig husten. »Wo ist Kent?« rief Cassidy. »Er sollte eigentlich hier sein, ver-

dammt noch mal! Er hat diesen verfluchten Ossilyskopen zehn geschlagene Stunden lang in Gang gehalten. So etwas zuverlässiges habe ich noch nie erlebt. Wo, zum Teufel, steckt er?»

»Er holt Sandwiches«, sagte Lupowicz. »Da kommt er. Kent, Kent, wir haben es geschafft!«

Kent kam durch die Tür, zwei Tüten in der Hand und ein halbes Sandwich im Mund. Er würgte es hinunter. »Hat er gesprochen? Was hat er gesagt?«

Hinter Kent erhob sich ein Aufruhr. Ein Dutzend Männer stürmte die Tür.

»Schmeißt sie hier raus!« brüllte Feldman. »Sie können ihn heute abend nicht interviewen. Wo ist dieser Polyp?« Ein Polizist drängte sich durch die Menge und versperrte die Tür. »Ihr habt gehört, was die Ärzte sagen, Jungs.«

»Das ist unfair. Dieser Meyer, er gehört der Welt.«

»Welches waren seine ersten Worte?«

»Was hat er gesagt?«

»Haben Sie ihn wirklich in einen Hund verwandelt?«

»Welche Rasse?«

»Kann er mit dem Schwanz wedeln?«

»Er hat gesagt, daß es ihm gut geht«, erzählte ihnen der Polizist, die Tür versperrend. »Los jetzt, Jungs.«

Ein Fotograf duckte sich unter den Arm des Polizisten. Er warf einen Blick auf Professor Meyer auf dem Operationstisch und murmelte: »Großer Gott!« Er hob die Kamera in die Höhe. »Sieh her, Junge...«

Kent deckte das Objektiv mit der Hand ab, als das Blitzlicht aufzuckte.

»Warum haben Sie das denn gemacht?« fragte der Fotograf. »Jetzt haben Sie ein Foto von Kents Hand«, sagte Kent sarkastisch. »Sie können es vergrößern und ins Museum of Modern

Art hängen. Und jetzt machen Sie, daß Sie hier rauskommen.«

»Los, Jungs«, wiederholte der Polizist streng und scheuchte die Reporter weg. Er drehte sich um und besah sich Professor Meyer auf dem Operationstisch. »Mein Gott! Ich kann es immer noch nicht glauben!« murmelte er und machte die Tür zu.

»Die Flaschen!« rief Cassidy. »Eine Fete!«

»Bei Gott, wir haben eine Fete verdient!« Professor Meyer lächelte – natürlich nur innerlich, denn seine Ausdrucksmöglichkeiten mit dem Gesicht waren jetzt begrenzt. Feldman trat zu ihm. »Wie fühlen Sie sich, Sir?«

»Es geht mir gut«, sagte Meyer, die Worte mit dem ihm ungewohnten Gaumen vorsichtig formend. »Ein bißchen verwirrt vielleicht...«

»Aber Reue empfinden Sie nicht?« fragte Feldman. »Das weiß ich noch nicht«, sagte Meyer. »Im Prinzip war ich ja dagegen, wie Sie wissen. Kein Mensch ist unersetzlich.«

»Sie doch, Sir.« Feldman sprach mit leidenschaftlicher Überzeugung. »Ich habe Ihre Vorlesungen gehört. Nicht, daß ich für mich in Anspruch nähme, ein Zehntel von dem, was Sie sagten, verstanden zu haben. Mathematischer Symbolismus ist nur ein Hobby von mir. Aber diese Prinzipien der Vereinheitlichung...«

»Bitte«, unterbrach ihn Meyer.

»Nein, Sir, lassen Sie mich ausreden«, sagte Feldman. »Sie setzen das große Werk da fort, wo Einstein und die anderen aufgehört haben. Kein anderer kann es vollenden! Keiner! Sie mußten einfach noch ein paar Jahre haben, in jeder Form, die die Wissenschaft und Forschung Ihnen bieten konnte. Ich bedaure nur, daß wir keinen passenderen Aufenthaltsort für Ihren Intellekt gefunden haben. Ein menschlicher Gastgeber stand nicht zur Verfügung, und wir waren schließlich gezwungen, die Primaten auszuschließen.«

»Es spielt keine Rolle«, sagte Meyer. »Schließlich ist es der Intellekt, der zählt. Mir ist immer noch etwas schwindelig...«

»Ich erinnere mich noch an Ihre letzte Vorlesung in Harvard«, fuhr Feldman fort, die Hände zusammenpressend. »Sie waren so alt, Sir! Ich hätte heulen können – dieser müde, kaputte Körper...«

»Dürfen wir Ihnen etwas zu trinken anbieten, Sir?« Cassidy hielt Meyer ein Glas hin.

Meyer lachte. »Ich fürchte, meine neue Gesichtsform ist für Gläser nicht geeignet. Ein Napf wäre besser.«

»Stimmt!« sagte Cassidy. »Ein Napf, wenn ich bitten darf! Du meine Güte...«

»Sie müssen uns verzeihen, Sir«, entschuldigte sich Feldman. »Es war schrecklich anstrengend. Wir sind seit mehr als einer Woche in diesem Raum, und ich bezweifle, ob einer von uns während dieser Zeit mehr als acht Stunden Schlaf gekriegt hat. Wir mußten Sie beinahe aufgeben, Sir.«

»Der Napf! Der Wassernapf ist da!« rief Lupowicz. »Was darf es sein, Sir? Whisky? Gin?«

»Nur Wasser, bitte«, antwortete Meyer. »Meinen Sie, ich kann aufstehen?«

»Wenn Sie sich nicht zu sehr anstrengen...« Lupowicz hob ihn langsam, behutsam und vorsichtig vom Tisch und stellte ihn auf den Fußboden. Meyer balancierte verständlicherweise unsicher auf seinen vier Beinen.

Die Männer ließen ihn begeistert hochleben. »Bravo!«

»Ich glaube, ich werde morgen schon wieder etwas arbeiten können«, sagte Meyer. »Man muß sich irgendeinen Apparat ausdenken, damit ich schreiben kann. Das dürfte nicht sehr schwierig sein. Es stehen sicherlich noch andere Probleme an im Zusammenhang mit meiner Veränderung. Ich bin nicht in der Lage, schon wieder klar zu denken...«

»Versuchen Sie nicht, die Dinge zu überstürzen.«

»Um Himmelswillen, nein! Wir können Sie jetzt nicht verlieren!«

»Das wird einen Bericht abgeben!«

»Gemeinsame Anstrengung, was meinst du, oder jeder aus seinem Blickfeld und für sein Spezialgebiet?«

»Beides, beides. Davon werden die selbstverständlich nie genug kriegen. Verdammt noch mal, darüber wird man sich in Zukunft das Maul zerreißen...«

»Wo ist die Toilette?« erkundigte sich Meyer. Die Männer sahen sich an. »Warum?«

»Halt den Mund, du Idiot. Hier entlang, Sir. Ich halte Ihnen die Tür auf.«

Meyer folgte dem Mann auf dem Fuße und spürte beim Laufen die größere Leichtigkeit der vierbeinigen Fortbewegung. Als er zurückkam, unterhielten sich (die Männer angeregt über technische Aspekte seines Falles. » – nie wieder in einer Million Jahren.«

»Da kann ich dir nicht zustimmen. Was wir einmal machen konnten –«

»Komm uns nicht wissenschaftlich, Kleiner. Du weißt verdammt gut, daß es eine unheimliche Kombination von zufälligen Faktoren war – schlichtes, blindes Glück!«

»Das kann man wohl sagen. Ein paar von diesen bioelektrischen Veränderungen –«

»Er ist wieder da.«

»Tja, aber er sollte nicht zuviel herumlaufen. Wie fühlst du dich, Kleiner?«

»Ich bin nicht Ihr Kleiner«, brauste Professor Meyer auf. »Ich bin alt genug, um Ihr Großvater zu sein.«

»Verzeihung, Sir. Ich glaube, Sie sollten ins Bett gehen, Sir.«

»Ja«, erwiderte Professor Meyer. »Ich bin noch nicht der Kräftigste, kann noch nicht klar genug denken...« Kent hob ihn hoch und legte ihn auf das Feldbett. »Da, wie ist das?«

Sie umstanden ihn, die Arme einander auf die Schultern gelegt. Sie schmunzelten und waren sehr stolz auf sich. »Können wir Ihnen irgend etwas besorgen?«

»Sie brauchen es nur zu sagen, dann holen wir es Ihnen.«

»Hier, ich habe Ihnen frisches Wasser in den Napf getan.«

»Wir lassen ein paar Sandwiches für Sie neben dem Bett liegen.«

»Schlafen Sie gut«, sagte Cassidy zärtlich. Dann, unbewußt, geistesabwesend, strich er Professor Meyer über den langen, mit weichem Fell bewachsenen Kopf. Feldman brüllte etwas Zusammenhangloses. »Hatte ich ganz vergessen«, entschuldigte sich Cassidy peinlich berührt.

»Wir müssen uns beherrschen. Er ist ein Mensch, vergeßt das nicht.«

»Du hast ja recht. Ich bin wohl müde... Schließlich sieht er ganz wie ein Hund aus, da vergißt man schon mal –«

»Macht jetzt, daß ihr hier rauskommt«, befahl Feldman. »Raus! Alle!«

Er drängte sie aus dem Raum und eilte zu Professor Meyer zurück.

»Kann ich irgendwas für Sie tun, Sir? Irgend etwas?« Meyer versuchte zu sprechen, wollte bestätigen, daß er ein Mensch war. Aber die Worte kamen erstickt heraus. »Das passiert nicht noch einmal, Sir. Ich bin sicher. Schließlich sind Sie – sind Sie Professor Meyer!«

Feldman zog schnell eine Decke über Meyers zitternden Körper. »Es ist gut, Sir«, sagte Feldman und gab sich Mühe, das zitternde Tier nicht anzusehen. »Es ist der Intellekt, der zählt, Sir. Der Verstand!«

»Natürlich«, pflichtete Professor Meyer, der bedeutende Mathematiker, ihm bei. »Aber, verzeihen Sie – würde es Ihnen etwas ausmachen, mir den Kopf zu kraulen?«

Der Prototyp

Die Landung geriet fast zur Katastrophe. Bentley wußte, daß das harmonische Zusammenwirken seiner Muskeln durch die Last beeinträchtigt wurde, die sich auf seinem Rücken häufte; wie sehr, das wurde ihm erst bewußt, als er in einem kritischen Moment auf den falschen Knopf drückte. Das Raumschiff fiel sofort wie ein Stein. In letzter Sekunde gelang es ihm, gegenzusteuern, wodurch er ein schwarzes Loch in die Ebene unter sich brannte. Sein Raumschiff setzte auf, schwankte eine Weile hin und her und kam schließlich zum Stillstand.

Bentley war der Menschheit erste Landung auf Tels IV geglückt. Sein erster Impuls war, sich einen ansehnlichen Schluck vom strikt medizinischen Scotch zu genehmigen. Als er an den nicht herankam, schaltete er das Funkgerät ein. Der Empfänger war ihm ins Ohr eingelassen, wo er juckte, und das Mikrophon war ein operativ implantierter Klob in seiner Kehle. Das tragbare suborbitale Gerät regelte sich selbst, was nur von Vorteil war, da Bentley von der Feineinstellung eines derart schmalen Richtstrahles über eine so große Entfernung keine Ahnung hatte.

»Alles in Ordnung«, erklärte er Professor Sliggert über Funk. »Es handelt sich um einen Planeten, der große Ähnlichkeit mit der Erde hat, genau, wie es in den Forschungsberichten steht. Das Raumschiff ist vollständig intakt. Ich freue mich sehr, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mir bei der Landung nicht das Genick gebrochen habe.«

»Natürlich nicht«, sagte Sliggert, dessen Stimme sich durch den winzigen Empfänger piepsig und gefühllos anhörte. »Was ist mit dem Protec? Wie kommen Sie damit zurecht? Haben Sie sich schon daran gewöhnt?«

»Fehlanzeige«, sagte Bentley. »Ich habe immer noch ein Gefühl, als würde mir ein Affe auf dem Rücken hocken.«

»Nun, das wird sich schon geben«, versicherte ihm Sliggert.

»Das Institut gratuliert Ihnen, und die Regierung, glaube ich, verleiht Ihnen irgendeine Medaille. Vergessen Sie nicht, es

kommt jetzt darauf an, mit den Ureinwohnern zu fraternisieren und nach Möglichkeit irgendeine Art – jede Art – von Handelsabkommen zu treffen. Als Präzedenzfall. Wir brauchen diesen Planeten, Bentley.«

»Ich weiß.«

»Viel Glück. Geben Sie uns einen Bericht, wann immer Sie die Möglichkeit dazu haben.«

»Mache ich«, versprach Bentley und brach das Gespräch ab. Er versuchte aufzustehen, schaffte es aber nicht beim ersten Versuch. Mit Hilfe der Handgriffe, die praktischerweise über den Armaturen angebracht waren, kam er schließlich auf die Beine. Jetzt bekam er einen Eindruck davon, welchen Zoll die Schwerelosigkeit von den Muskeln eines Menschen fordert. Er wünschte, er hätte seine Übungen auf der langen Reise von der Erde gewissenhafter durchgeführt.

Bentley war ein großer, unbeschwerter junger Mann, maß fast zwei Meter und war breit und kräftig gebaut. Auf der Erde hatte er zwei Zentner gewogen und sich mit der Behendigkeit eines Athleten bewegt. Doch seit er die Erde verlassen hatte, war ihm unwiderruflich und unverrückbar die zusätzliche Belastung von fünfunddreißig Kilo auf den Rücken geschnallt. Unter diesen Umständen erinnerten seine Bewegungen an die eines uralten Elefanten, der zu enge Schuhe anhat.

Er bewegte die Schultern unter den breiten Plastikträgern, verzog das Gesicht und trat an einen Ausguck auf der Steuerbordseite. In einiger Entfernung, vielleicht einen halben Kilometer weit weg, konnte er ein Dorf ausmachen, das sich niedrig und braun an den Horizont schmiegte. Über die Ebene bewegten sich Punkte auf ihn zu. Die Dorfbewohner hatten offensichtlich beschlossen, einmal nachzusehen, was für ein merkwürdiger Gegenstand da feuerspeidend und mit ohrenbetäubendem Lärm vom Himmel gefallen war.

»Bravo!« sagte Bentley vor sich hin. Es wäre schwer gewesen, einen Kontakt herzustellen, wenn diese Fremden keinerlei Neugierde gezeigt hätten. Dieselbe Überlegung hatte das Interstella-

re Forschungsinstitut auf der Erde auch angestellt, war jedoch zu keiner Lösung des Problems gelangt. Deshalb war sie von der Liste der Möglichkeiten gestrichen worden. Die Dorfbewohner kamen näher. Bentley fand es an der Zeit, sich fertig zu machen. Er zog eine Schublade auf und entnahm ihr sein Übersetzungsgerät, das er sich mit einiger Mühe vor die Brust schnallte. Auf der einen Hüfte befestigte er eine große Feldflasche mit Wasser. Auf die andere kam ein Päckchen mit konzentrierter Nahrung. Quer vor den Bauch hängte er sich einen Beutel mit verschiedenen Werkzeugen. An den einen Schenkel schnallte er das Funkgerät; an den anderen einen Erste-Hilfe-Kasten.

Derart ausgerüstet, schleppte Bentley alles in allem anderthalb Zentner mit sich herum, von denen jedes Gramm als absolut notwendig für einen außerirdischen Forscher erklärt worden war. Die Tatsache, daß er mehr schlurfte als ging, wurde als unwichtig angesehen.

Die Eingeborenen hatten sich mittlerweile um das Raumschiff versammelt und bedachten es mit geringschätzigen Bemerkungen. Es waren Zweibeiner. Sie hatten kurze, dicke Schwänze, und ihre Gesichtszüge waren menschlich, allerdings in einer alptraumhaften Weise. Ihre Hautfarbe war leuchtend orange. Bentley bemerkte außerdem, daß sie bewaffnet waren. Er konnte Messer, Speere, Lanzen und Steinhämmer und -äxte erkennen. Beim Anblick dieser Bewaffnung breitete sich ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht aus. Hier also war die Rechtfertigung für seine Beschwernis, der Grund für die unhandlichen fünfunddreißig Kilo, die er auf dem Rücken mit sich herumschleppte, seit er die Erde verlassen hatte.

Es war ganz egal, was für verschiedene Waffen diese Ureinwohner hatten, das konnte vermutlich bis zu Atomwaffen gehen. Sie konnten ihm nichts anhaben.

Das hatte ihm Professor Sliggert, der Chef des Instituts und Erfinder von Protec ausführlich erklärt.

Bentley öffnete den Ausstieg. Die Telsaner brachen in erstaunte Schreie aus. Sein Übersetzungsgerät, nachdem es anfangs ein

paar Sekunden gezögert hatte, übersetzte die Ausrufe mit »Oh! Ah! Wie eigenartig! Unglaublich! Lächerlich! Geradezu schockierend falsch!«.

Bentley stieg die Leiter an der Außenwand des Raumschiffs hinab, die anderthalb Zentner Übergewicht sorgfältig im Gleichgewicht haltend. Die Eingeborenen bildeten einen Halbkreis um ihn und hielten ihre Waffen in Bereitschaft.

Er ging auf sie zu. Sie zuckten zurück. Freundlich lächelnd sagte er: »Ich komme als Freund.« Das Übersetzungsgerät bellte die rauen Konsonanten der telsanischen Sprache heraus. Anscheinend glaubten sie ihm nicht. Speere gingen in die Höhe, und ein Telsaner, größer als die anderen und mit buntem Kopfputz angetan, hielt ein Beil in Bereitschaft. Bentley spürte ein leichtes Zittern durch seinen Körper laufen. Er war unverletzlich, das war klar. Solange er den Protec trug, konnten sie ihm nichts tun. Überhaupt nichts! Professor Sliggert war sich in der Hinsicht sicher gewesen.

Vor dem Start hatte Professor Sliggert Bentley den Protec auf den Rücken geschnallt, hatte die Träger in Ordnung gebracht und war einen Schritt zurückgetreten, um die Frucht seines Erfindergeistes mit Wohlgefallen zu betrachten. »Perfekt«, hatte er mit stummem Stolz verkündet. Bentley hatte unter dem Gewicht mit den Schultern gezuckt. »Ziemlich schwer, finden Sie nicht?«

»Sicher, aber was soll man machen?« hatte Sliggert entgegnet. »Dies ist der erste seiner Art, der Prototyp. Ich habe alle Möglichkeiten ausgeschöpft, um das Gewicht so gering wie möglich zu halten – Transistoren, schwache Legierungen, gedruckte Leitungen, Bleistiftbatterien und auch sonst alles. Unglücklicherweise sind die Urmuster von jeder Erfindung immer sperrig.«

»Mir scheint, Sie hätten ihn etwas stromlinienförmiger machen können«, wandte Bentley ein und besah ihn sich über die Schulter hinweg.

»Die Stromlinienform kommt erst viel später. Zunächst muß Konzentration sein, dann Dichte, dann Gruppenfunktion, und dann erst Styling. So ist es immer gewesen und wird immer so

sein. Sehen Sie sich zum Beispiel die Schreibmaschine an. Heute ist sie einfach nur noch eine Tastatur, fast so flach wie eine Aktentasche. Aber ihr Prototyp arbeitete noch mit Fußpedalen und erforderte die vereinigten Kräfte mehrerer Männer, um angehoben zu werden. Nehmen Sie das Hörgerät, das auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung regelrecht um Pfunde geschrumpft ist. Nehmen Sie das Übersetzungsgerät, das anfangs ein sehr massiver, komplizierter elektronischer Rechner war und mehrere Tonnen wog...«

»Okay«, unterbrach ihn Bentley. »Wenn das das Beste ist, was Sie tun konnten, gut. Wie kann ich ihn wieder abnehmen?«

Professor Sliggert lächelte.

Bentley griff nach hinten. Er konnte keine Schnalle finden. Er zog kraftlos an den Trägern, fand aber keine Möglichkeit, sie abzustreifen. Und herauswinden konnte er sich auch nicht. Es war, als würde er sich in einer neuen und teuflisch wirksamen Zwangsjacke befinden.

»Nun sagen Sie schon, Professor, wie kann ich ihn abnehmen?«

»Das werde ich Ihnen nicht sagen.«

»Hm?«

»Der Protec ist unbequem, habe ich recht?« fragte Sliggert.
»Am liebsten würden Sie ihn nicht anhaben, was?«

»Da liegen Sie verdammt richtig.«

»Natürlich. Wußten Sie, daß Soldaten im Krieg, auf dem Schlachtfeld, die Angewohnheit haben, wichtige Ausrüstungsgegenstände wegzuworfen, weil sie sperrig oder unbequem sind? Das Risiko können wir uns aber bei Ihnen nicht erlauben. Sie kommen auf einen fremden Planeten, Mr. Bentley. Sie werden vollkommen unbekannten Gefahren ausgesetzt sein. Es ist notwendig, daß Sie stets geschützt sind.«

»Das weiß ich«, antwortete Bentley. »Ich bin klug genug, um herauszufinden, wann ich dieses Ding anlegen muß.«

»Tun Sie es dann aber auch? Wir haben Sie wegen Eigenschaften wie Einfallsreichtum, Zähigkeit, Körperkraft ausgewählt – und natürlich wegen eines gewissen Grades an Intelligenz. Aber...«

»Vielen Dank!«

»Aber diese Eigenschaften lassen Sie nicht zur Vorsicht neigen. Nehmen Sie einmal an, Sie finden die Eingeborenen freundlich und beschließen, den schweren, unbequemen Protec abzulegen? Was würde passieren, wenn Sie ihre Haltung falsch eingeschätzt hätten? Das kann einem auf der Erde schon leicht passieren; denken Sie mal darüber nach, wieviel leichter das auf einem fremden Planeten geschehen kann!«

»Ich kann auf mich aufpassen«, sagte Bentley.

Sliggert nickte grimmig. »Genau das hat Atwood gesagt, als er nach Durabella II aufbrach, und seither haben wir nichts mehr von ihm gehört. Noch haben wir von Blake gehört, oder Smythe, oder Korishell. Können Sie einen Messerwurf aus dem Hinterhalt verhindern? Haben Sie hinten im Kopf Augen? Nein, Mr. Bentley, Sie nicht – aber der Protec!«

»Hören Sie mal«, hatte Bentley erwidert, »ob Sie es glauben oder nicht, ich bin ein vernünftiger Mensch. Ich werde den Protec die ganze Zeit über tragen, die ich mich auf einem fremden Planeten befinde. Und jetzt sagen Sie mir, wie ich ihn abnehmen kann.«

»Sie scheinen sich über eins nicht im klaren zu sein, Bentley. Wenn nur Ihr Leben auf dem Spiel stünde, dann könnten Sie unerserretwegen sämtliche Risiken eingehen, die Ihnen vertretbar erscheinen. Wir riskieren aber gleichzeitig mehrere Milliarden Dollar, die das Raumschiff und die Ausrüstung wert sind. Dies ist der erste praktische Versuch mit dem Protec. Die einzige Möglichkeit, zu sicheren Ergebnissen zu kommen, ist, daß Sie ihn die ganze Zeit tragen. Die einzige Möglichkeit, das sicherzustellen, ist, Ihnen nicht zu sagen, wie man ihn abnimmt. Wir wollen Ergebnisse. Sie werden am Leben bleiben, ob Sie es wollen oder nicht.«

Bentley hatte noch einmal darüber nachgedacht und schließlich widerwillig zugestimmt. »Ich glaube, ich könnte versucht sein, ihn abzunehmen, wenn die Eingeborenen wirklich freundlich wären.«

»Diese Versuchung bleibt Ihnen erspart. Und nun, haben Sie verstanden, wie er funktioniert?«

»Sicher«, erwiderte Bentley. »Macht er aber wirklich alles, was Sie gesagt haben?«

»Er hat die Labortests fehlerlos überstanden.«

»Es würde mir gar nicht gefallen, wenn irgendeine Kleinigkeit schiefginge. Stellen Sie sich vor, eine Sicherung brennt durch, oder ein Kabel schmilzt.«

»Das ist einer der Gründe für seine Unhandlichkeit«, erklärte Sliggert geduldig. »Alles dreifach. In puncto mechanisches Versagen sind wir kein Risiko eingegangen.«

»Und wie steht es mit der Batterie?«

»Die reicht für hundert Jahre oder länger, wenn sie voll geladen ist. Der Protec ist perfekt, Bentley! Nach dieser praktischen Erprobung, daran besteht für mich kein Zweifel, wird er zur Standardausrüstung aller extraterrestrischen Forscher werden.« Professor Sliggert konnte es sich nicht verkneifen, vor Stolz zu lächeln.

»Also gut«, hatte Bentley gesagt und die Schultern unter den breiten Plastikträgern hin und her bewegt. »Ich werde mich schon daran gewöhnen.«

Aber er hatte sich nicht daran gewöhnt. Man gewöhnt sich einfach nicht daran, daß einem ein fünfunddreißig Kilo schwerer Affe auf dem Rücken hockt.

Die Telsaner konnten sich auf Bentley keinen Reim machen. Sie diskutierten minutenlang, während der Forscher das angestrengte Lächeln nicht aus seinem Gesicht weichen ließ. Schließlich trat ein Telsaner vor. Er war größer als die anderen und trug einen abweichenden Kopfputz aus Glas, Knochen und reichlich schrei-

end bemalten Holzstückchen.

»Meine Freunde«, sagte er, »unter uns befindet sich etwas Böses; ich, Rinek, spüre das.«

Ein anderer Telsaner, angetan mit einem ähnlichen Kopfputz, trat vor und sagte: »Es steht einem Medizinmann schlecht an, von solchen Dingen zu sprechen.«

»Das stimmt natürlich«, gab Rinek zu. »Es ist nicht gut, in Gegenwart des Bösen von ihm zu sprechen, denn dann wird es stark. Doch die vornehmliche und vordringliche Aufgabe eines Medizinmannes ist es, das Böse aufzuspüren und zu verhindern. An dieser wichtigen Aufgabe müssen wir festhalten, egal, wie hoch das Risiko sein mag.«

Mehrere andere Männer mit dem abweichenden Kopfputz, die Medizinmänner, waren inzwischen vorgetreten. Bentley war zu dem Schluß gekommen, daß es sich bei ihnen um die telsanische Entsprechung für Priester handelte, die vermutlich zugleich beträchtliche politische Macht besaßen.

»Ich glaube nicht, daß er böse ist«, meinte ein junger und fröhlich aussehender Medizinmann namens Huascl. »Natürlich ist er böse. Sieh ihn dir doch an.«

»Die äußere Erscheinung beweist nachweislich gar nichts, wie wir seit der Zeit wissen, da der gute Geist Ahut M'kandi auftrat in Gestalt eines...«

»Keine Vorträge, Huascl. Die Parabeln von Lalland sind uns allen bekannt. Die Frage lautet: Können wir es darauf ankommen lassen?«

Huascl wandte sich an Bentley. »Bist du böse?« erkundigte er sich ernst.

»Nein«, erwiderte Bentley. Anfangs hatte er sich über die leidenschaftliche Beschäftigung der Telsaner mit seinem seelischen Zustand gewundert. Sie hatten ihn noch nicht einmal gefragt, woher er kam, oder wie und warum. Doch schließlich war das gar nicht so merkwürdig. Wenn in bestimmten Zeiten religiöser

Inbrunst ein Fremder auf der Erde gelandet wäre, dann hätte die erste Frage vielleicht gelautet: »Bist du ein Geschöpf Gottes oder Satans?«

»Er sagt, er ist nicht böse«, erklärte Huascl. »Woher soll er das wissen?«

»Wenn er es nicht weiß, wer denn sonst?«

»Einst beschenkte der große Geist G'tal einen Weisen mit drei Kdal und sagte zu ihm...«

Und ab ging die Post. Bentley bekam unter dem Gewicht seiner Ausrüstung allmählich Säbelbeine. Das Übersetzungsgerät vermochte mit der schrillen theologischen Diskussion, die um ihn herum tobte, nicht mehr zu Schritt halten. Seine Stellung schien von zwei oder drei strittigen Punkten abzuhängen, über die die Medizinmänner allerdings nicht sprechen wollten, da über das Böse zu reden in sich bereits gefährlich war. Was die Dinge noch zusätzlich komplizierte, war ein Schisma über die Auffassung, ob es möglich sei, das Böse zu ergründen, wobei die jüngeren Medizinmänner zur einen, die älteren zur anderen Meinung neigten. Die Fraktionen beschuldigten einander der widerwärtigsten Häresie, doch konnte Bentley nicht dahinterkommen, wer was glaubte oder welche Auslegung seine Ansicht stützte.

Als die Sonne bereits niedrig über der grasbewachsenen Ebene stand, tobte die Schlacht immer noch. Urplötzlich gelangten die Medizinmänner dann aber zu einer Übereinkunft; allerdings hätte Bentley nicht zu sagen vermocht, warum oder auf welcher Basis. Huascl trat vor, als Sprecher für die jüngeren. »Fremder«, erklärte er, »wir haben beschlossen, dich nicht zu töten.«

Bentley verkniff sich ein Lächeln. Das sah einem primitiven Volk ähnlich, einem unverletzlichen Wesen das Leben zu schenken!

»Jedenfalls jetzt noch nicht«, ergänzte Huascl schnell, als er mit einem Seitenblick feststellte, daß Rinek und die älteren Medizinmänner die Stirn runzelten. »Das hängt einzig und allein von dir ab. Wir gehen ins Dorf und reinigen uns, und dann wer-

den wir feiern. Anschließend nehmen wir dich in die Gesellschaft der Medizinmänner auf. Nichts Böses kann ein Medizinmann werden; das ist ausdrücklich verboten. Auf diese Weise enthüllen wir deine wahre Natur.«

»Ich bin zutiefst dankbar«, sagte Bentley.

»Aber wenn du böse bist, sind wir verpflichtet, das Böse zu vernichten. Und wenn wir müssen, dann können wir auch!« Die versammelten Telsaner spendeten seiner Rede heftigen und lange andauernden Beifall und machten sich sogleich auf den kilometerweiten Weg ins Dorf. Nun, da Bentley eine Stellung zugewiesen worden war, wenn auch probeweise, waren die Eingeborenen von vollendeter und zuvorkommender Freundlichkeit. Sie plauderten liebenswürdig mit ihm über Ernteerträge, Dürreperioden und Hungersnöte.

Bentley wankte unter seiner Ausrüstung dahin, müde, doch innerlich freudig erregt. Das war wirklich ein Bravourstück! Als ein Eingeweihter, als Priester, hätte er eine unübertroffene Gelegenheit, anthropologische Angaben zu sammeln, den Handel in die Wege zu leiten und den Weg für die zukünftige Entwicklung von Tels IV zu ebnen.

Er brauchte lediglich die Einweihungsprüfungen zu bestehen. Und natürlich nicht getötet zu werden, wie er sich lächelnd in Erinnerung rief.

Es war komisch, wie überzeugt die Medizinmänner gewesen waren, ihn umbringen zu können.

Das Dorf bestand aus zwei Dutzend Hütten, die annähernd im Halbkreis standen. Neben jeder aus Schlamm gebauten, strohgedeckten Hütte befand sich ein kleiner und gut angelegter Gemüsegarten, manchmal auch ein Pferch für die telsanische Rinderart. Zwischen den Hütten liefen zahlreiche kleine Tiere mit grünem Fell herum, die von den Telsanern wie Haustiere behandelt wurden. Der grasbewachsene Mittelpunkt des Dorfes war Gemeindegrund. Hier befand sich der öffentliche Brunnen, und hier standen die Schreine für verschiedene Götter und Teufel. Auf diesem Platz, der von einem großen Feuer beleuchtet wurde,

hatten die Frauen des Dorfes die hübsche Festtafel gedeckt.

Bentley kam in einem Zustand fast völliger Erschöpfung auf dem Festplatz an, gebeugt unter seiner fürs Überleben notwendigen Ausrüstung. Dankbar sank er mit den Dorfbewohnern zu Boden, und das Fest nahm seinen Lauf.

Zuerst führten die Frauen des Dorfes einen freudigen Willkommenstanz für ihn vor. Sie waren mit ihrer orangefarbenen Haut, die im Schein des lodernden Feuers glänzte, und mit ihren zierlich im Takt hin und her schwingenden Schwänzen ein hübscher Anblick. Dann trat einer der vielen unterschiedlichen Würdenträger des Ortes, Occip genannt, zu ihm, eine gefüllte Schale in der Hand.

»Fremder«, sagte Occip, »du kommst aus einem fernen Land und bist von anderer Art als wir. Laß uns dennoch Brüder sein! Hab daher an dieser Speise teil, um die Bande zwischen uns zu besiegeln sowie im Namen von allem, was heilig ist!« Sich tief herabbeugend, bot er die Schale dar. Es war ein wichtiger Augenblick, eines jener Schlüsselereignisse, die auf ewig die Freundschaft zwischen Rassen festigen oder sie zu Feinden machen können. Doch Bentley konnte es sich nicht zunutze machen. So taktvoll er konnte, lehnte er die symbolische Speise ab. »Aber sie ist gereinigt!« sagte Occip.

Bentley erklärte, daß er wegen eines Stammestabus nur seine eigene Speise essen könnte. Occip konnte nicht begreifen, daß unterschiedliche Arten unterschiedliche Diätbedürfnisse haben. Zum Beispiel, hob Bentley hervor, könnte ja die Nahrung auf Tels IV durchaus eine Strychninverbindung sein. Allerdings fügte er nicht hinzu, daß, selbst wenn er das Risiko einzugehen bereit wäre, Protec es nicht erlauben würde.

Nichtsdestoweniger schreckte seine Ablehnung das Dorf auf. Hastige Konferenzen fanden unter den Medizinmännern statt. Dann kam Rinek herbei und setzte sich neben ihn. »Was«, erkundigte er sich nach einer Weile, »was hältst du vom Bösen?«

»Das Böse ist nicht gut«, erwiderte Bentley ernsthaft. »Aha!« Der Medizinmann sann darüber nach, und sein Schwanz zuckte

nervös auf dem Gras hin und her. Ein Hündchen mit grünem Fell fing an, mit dem Schwanz zu spielen. Rinek vertrieb es und sagte: »Du magst das Böse also nicht.«

»Nein«, antwortete Bentley.

»Und du würdest in deiner Umgebung keinen bösen Einfluß zulassen?«

»Bestimmt nicht«, sagte Bentley und unterdrückte ein Gähnen. Allmählich langweilte ihn das quälende Gefrage des Medizinmannes.

»Demnach hättest du also nichts dagegen, den geweihten und sehr heiligen Speer zu empfangen, den Kran K'leu vom Wohnsitz der Kleinen Götter herniedergebracht hat und der dem Mann, der ihn schwingt, Güte verleiht.«

»Ich wäre hocherfreut, ihn zu empfangen«, erwiderte Bentley; ihm fielen fast die Augen zu, und er hoffte, dies würde die letzte Zeremonie des Abends sein.

Rinek brummte beifällig und ging weg. Der Tanz der Frauen ging zu Ende. Die Medizinmänner stimmten mit tiefen, eindrucksvollen Stimmen einen Gesang an. Das Feuer loderte hell auf. Huascl trat vor. Er hatte sich das Gesicht inzwischen mit schmalen schwarzen und weißen Streifen bemalt. Er trug einen uralten Speer aus schwarzem Holz in den Händen, dessen Spitze aus bearbeitetem vulkanischem Glas bestand, dessen Schaft kunstvoll, wenngleich primitiv geschnitzt war.

Den Speer in die Höhe haltend sagte Huascl: »Fremder, der du vom Himmel gekommen bist, nimm von uns den Speer der Weihe an! Kran K'leu gab diese Lanze Irin, unserem ersten Vater, und verlieh ihr eine magische Kraft und machte sie zum Träger der Geister des Guten. Das Böse kann in der Gegenwart dieses Speeres nicht verweilen. Empfange mit ihm also unseren Segen.« Bentley erhob sich. Der Wert einer derartigen Zeremonie war ihm durchaus klar. Die Entgegennahme des Speeres sollte ein für allemal jegliche Zweifel an seiner geistigen Stellung beseitigen. Ehrfurchtsvoll neigte er den Kopf.

Huascl trat auf ihn zu, hielt ihm den Speer entgegen und – der Protec sprang in Aktion.

Seine Wirkungsweise war denkbar einfach, eine Eigenschaft, die er mit vielen großen Erfindungen gemeinsam hatte. Sobald nämlich sein Rechner ein Zeichen von Gefahr wahrnahm, breitete der Protec ein Kraftfeld um seinen Träger aus. Durch das Feld war er unverwundbar, denn es war vollkommen und ohne Einschränkung undurchdringlich. Allerdings hatte dieses Prinzip auch gewisse unvermeidliche Nachteile.

Wenn Bentley nämlich ein schwaches Herz gehabt hätte, wäre er vermutlich auf der Stelle tot umgefallen, weil der Protec mit elektronischer Plötzlichkeit, vollständig unerwartet und ruckartig in Aktion sprang. Stand er in einem Moment noch vor dem großen Feuer und hielt die Hand nach dem geweihten Speer ausgestreckt, so war er im nächsten in Dunkelheit gestürzt. Wie üblich hatte er das Gefühl, in ein muffiges, lichtloses Gelaß geschleudert worden zu sein, dessen Gummiwände ihm von allen Seiten dicht auf den Leib rückten. Er verfluchte die übertriebene Tüchtigkeit der Maschine. Der Speer war keine Bedrohung gewesen; er war Teil einer wichtigen Zeremonie. Doch der Protec, dessen Spürsinn alles wörtlich nahm, hatte in ihm eine mögliche Gefahr gesehen.

Nun, in der Finsternis, tastete er nach dem Schalter, mit dem er das Feld wieder abstellen konnte. Er war schon daran gewöhnt, daß das Kraftfeld seinen Ortssinn beeinträchtigte, doch schien das von Mal zu Mal schlimmer zu werden. Vorsichtig fuhr er sich mit der Hand über die Brust, wo der Knopf sein sollte, und fand ihn schließlich in der rechten Achselhöhle, wo er sich überdies auch noch verdreht hatte. Er schaltete das Kraftfeld ab. Das Fest war schlagartig zum Ende gekommen. Die Eingeborenen standen, wie um sich gegenseitig zu schützen, dicht gedrängt beisammen, die Waffen erhoben, die Schwänze steif von sich gestreckt. Huascl, der in das Kraftfeld geraten war, war einige Meter weit weggeschleudert worden und rappelte sich eben langsam wieder auf.

Die Medizinmänner stimmten, zum Schutz gegen böse Geister,

einen Reinigungsgesang an. Bentley konnte es ihnen nicht verdenken.

Wenn das Kraftfeld des Protec eingeschaltet wird, tritt es als undurchsichtige schwarze Sphäre in Erscheinung, die etwa einen Durchmesser von dreieinhalb Metern hat. Kommt man mit dieser in Berührung, erhält man einen einem Stromschlag ähnlichen Schlag. Weiße Linien erscheinen an der Sphärenoberfläche, wirbeln herum, verschmelzen, verschwinden wieder. Und solange die Sphäre in Bewegung ist, gibt sie einen dünnen, hohen Heulton von sich.

Alles in allem bot sie einen Anblick, der kaum dazu angetan war, das Vertrauen eines primitiven und abergläubischen Volkes zu gewinnen.

»Tut mir leid«, sagte Bentley mit einem zaghaften Lächeln. Etwas anderes ließ sich da wohl auch kaum sagen.

Huascl kam langsam zurückgehumpelt, hielt aber einen ehrfürchtigen Abstand. »Du kannst den geweihten Speer nicht annehmen«, stellte er fest.

»Also, das ist es eigentlich nicht«, sagte Bentley. »Nur – na ja, ich habe diese Schutzvorrichtung, so eine Art Schild, weißt du, und der hat etwas gegen Speere. Könntest du mir nicht einen geweihten Kürbis anbieten?«

»Mach dich nicht lächerlich«, sagte Huascl. »Hat man denn jemals etwas von einem geweihten Kürbis gehört?«

»Nein, ich glaube nicht. Aber, bitte, ich gebe dir mein Wort – ich bin nicht böse. Wirklich nicht. Was Speere betrifft, da unterliege ich einem Tabu.«

Die Medizinmänner besprachen sich untereinander, zu schnell, so daß das Übersetzungsgerät nicht nachkam. Es schnappte nur die Wörter »böse«, »vernichten« und »Reinigung« auf. Bentley kam zu dem Schluß, daß es um seine Aussichten nicht sehr gut bestellt war.

Nach der Unterredung kam Huascl zu ihm und sagte: »Einige

von uns sind der Ansicht, daß du auf der Stelle getötet werden solltest, ehe du ein großes Unglück über das Dorf bringst. Ich habe ihnen jedoch erklärt, daß du für die vielen Tabus, die dich einengen, nichts kannst. Wir werden die Nacht über für dich beten. Und vielleicht ist die Aufnahme morgen möglich.« Bentley dankte ihm. Er wurde zu einer Hütte geleitet, und dann ließen ihn die Telsaner so schnell wie möglich allein. Eine unheilvolle Stille lag über dem Dorf; von seiner Tür aus konnte Bentley kleine Gruppen von Eingeborenen sehen, die sich ernst unterhielten und verstohlen in seine Richtung blickten. Es war ein schlechter Start für die Zusammenarbeit zweier Rassen.

Er setzte sich sogleich mit Professor Sliggert in Verbindung und erzählte ihm, was passiert war.

»Schlimm«, meinte der Professor. »Aber primitive Völker sind grundsätzlich heimtückisch. Wahrscheinlich hatten sie die Absicht, Sie mit dem Speer zu töten, anstatt ihn Ihnen feierlich zu überreichen. Sie wollten ihn Ihnen im wahrsten Sinn des Wortes geben.«

»Ich bin überzeugt, daß eine solche Absicht nicht bestand«, sagte Bentley. »Man muß doch schließlich irgendwann anfangen, den Leuten zu trauen.«

»Nicht, solange Sie eine Ausrüstung im Wert von einer Milliarde Dollar in ihrer Obhut haben.«

»Aber dann bin ich nicht imstande, irgend etwas zu unternehmen!« schimpfte Bentley. »Verstehen Sie das denn nicht? Die sind doch schon mißtrauisch gegen mich. Ich konnte ihren geweihten Speer nicht entgegennehmen. Das bedeutet, daß ich höchstwahrscheinlich böse bin. Was ist, wenn ich morgen die Einführungszeremonie nicht durchstehe? Nehmen Sie mal an, irgendein Schwachkopf fängt an, sich mit einem Messer in den Zähnen herumzupuhlen und der Protec schützt mich? Der günstige erste Eindruck, den ich aufgebaut habe, ist dann für die Katz.«

»Wohlwollen kann man sich wieder erwerben«, meinte Professor Sliggert salbungsvoll. »Doch eine Ausrüstung im Wert von

einer Milliarde Dollar...«

»... kann von der nächsten Expedition geborgen werden. Hören Sie, Professor, geben Sie mir eine Chance. Besteht denn keine Möglichkeit, daß ich das Ding manuell steuere?«

»Nein, die gibt es nicht«, erwiderte Sliggert. »Das würde auch dem ganzen Sinn der Maschine widersprechen. Dann brauchten Sie sie auch gar nicht zu tragen, wenn Sie sich auf Ihre eigenen Reflexe verlassen dürften, anstatt auf die elektronischen Impulse.«

»Dann sagen Sie mir, wie ich das Ding abnehmen kann.«

»Dafür gilt dasselbe Argument – Sie wären nicht mehr durchgehend geschützt.«

»Also hören Sie mal«, protestierte Bentley, »Sie haben mich ausgewählt, weil ich ein kompetenter Forscher bin. Ich bin derjenige vor Ort. Ich kenne die hiesigen Umstände. Sagen Sie mir, wie ich das Ding abnehmen kann.«

»Nein! Der Protec muß umfassend praktisch erprobt werden. Und außerdem möchten wir, daß Sie lebend zurückkommen.«

»Das ist ein weiterer Punkt«, sagte Bentley. »Die Leute hier scheinen gewissermaßen sicher zu sein, daß sie mich umbringen können.«

»Primitive Völker überschätzen immer die Wirksamkeit ihrer Stärke, Waffen und Magie.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber sind Sie sicher, daß es keine Möglichkeit gibt, das Feld zu durchdringen? Mit Gift vielleicht?«

»Nichts kann das Feld durchdringen«, erwiderte Sliggert geduldig. »Nicht einmal Lichtstrahlen, nicht einmal Gammastrahlen. Sie tragen eine unüberwindliche Festung mit sich herum, Mr. Bentley. Warum können Sie sich nicht darauf verstehen, ein kleines bißchen Vertrauen dazu zu haben?«

»Prototypen von Erfindungen müssen manchmal ganz schön ausgebügelt werden«, nörgelte Bentley. »Aber wie Sie wollen. Möchten Sie mir nicht trotzdem sagen, wie man ihn abnehmen

kann, nur für den Fall, daß etwas schief geht?«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie aufhören würden, mich darum zu bitten, Mr. Bentley. Sie wurden dazu ausersehen, den Protec umfassend praktisch zu erproben. Und genau das werden Sie auch machen.«

Als Bentley das Gespräch beendete, herrschte draußen tiefes Zwielicht, und die Dorfbewohner hatten sich in ihre Hütten zurückgezogen. Die Lagerfeuer waren niedergebrannt, und er konnte die Rufe von Nachttieren hören.

In diesem Augenblick kam er sich sehr fremd vor und empfand tiefes Heimweh.

Er war beinahe bis zur Bewußtlosigkeit müde, zwang sich aber, etwas konzentrierte Nahrung zu essen und einen Schluck Wasser zu trinken. Dann schnallte er den Werkzeugkasten, das Sprechfunkgerät und die Feldflasche ab, zerrte niedergeschlagen am Protec herum und legte sich zum Schlafen nieder. Als er eben eingesnickt war, sprang der Protec so heftig in Aktion, daß es ihm fast den Hals ausgerenkt hätte. Erschöpft tastete er nach dem Schalter, fand ihn nahe der Magengrube und schaltete das Feld ab.

Die Hütte sah genau aus wie vorher. Ein Angreifer war nirgends zu entdecken.

Büßte der Protec seinen Realitätssinn ein, fragte er sich, oder hatte ein Telsaner vom Fenster aus versucht, ihn aufzuspießen? Dann sah Bentley ein winzig kleines Tierjunges eilends davonflitzen, mit den Beinchen Staubwolken aufwirbelnd. Das Tierchen hatte sich wahrscheinlich bloß wärmen wollen, dachte Bentley. Aber natürlich war es fremd. Seine potentielle Gefährlichkeit konnte der allzeit aufmerksame Protec nicht übersehen.

Er sank wieder in Schlaf und fing sofort an zu träumen, er wäre in einem Gefängnis aus knallrotem Schaumgummi eingekerkert. Er konnte die Mauern weiter und weiter nach außen drücken, doch gaben sie nie nach, und am Ende mußte er schließlich davon Abstand nehmen und es sich gefallen lassen, daß er sanft

ins Zentrum des Gefängnisses zurückgeschoben wurde. Wieder und wieder geschah dies, bis er plötzlich spürte, wie ihm der Rücken verrenkt wurde und er plötzlich im lichtlosen Feld des Protec erwachte.

Diesmal hatte er wirkliche Schwierigkeiten, den Schalter zu finden. Er jagte ihn verzweifelt durch Herumtasten, bis ihn die schlechte Luft entsetzt nach Atem ringen ließ. Schließlich machte er den Schalter unter seinem Kinn aus, schaltete das Feld ab und begab sich benommen auf die Suche nach der Ursache für diese neuerliche Attacke.

Er fand sie. Ein Halm hatte sich aus dem Strohdach gelöst und versucht, auf ihm zu landen. Das hatte der Protec natürlich nicht erlaubt.

»Mann, nun mach's mal halblang«, stöhnte Bentley laut auf. »Wollen wir doch unseren Verstand ein bißchen benutzen!« Doch war er wirklich zu müde, um sich noch länger damit aufzuhalten. Glücklicherweise geschahen in dieser Nacht keine weiteren Anschläge.

Am Morgen kam Huascl zu Bentleys Hütte, machte ein sehr ernstes Gesicht und wirkte reichlich verstört. »Großer Lärm drang während der Nacht aus deiner Hütte«, sagte der Mediziner. »Lärm eines Gemarterten, als würdest du mit einem Teufel ringen.«

»Ich ringe halt immer mit dem Schlaf«, erklärte Bentley. Huascl lächelte, um zu verstehen zu geben, daß ihm der Scherz gefiel. »Mein Freund, hast du letzte Nacht um Reinheit und Erlösung vom Bösen gebetet?«

»Selbstverständlich.«

»Und wurde dein Gebet erhört?«

»Ja«, sagte Bentley hoffnungsvoll. »Es gibt nichts Böses um mich. Kein bißchen.«

Huascl machte ein zweifelndes Gesicht. »Aber kannst du dessen sicher sein? Vielleicht solltest du in Frieden von uns ziehen.

Wenn du nicht eingeführt werden kannst, dann werden wir dich vernichten müssen...«

»Mach dir keine Sorgen«, erklärte ihm Bentley. »Laß uns anfangen.«

»Also gut«, sagte Huascl, und gemeinsam verließen sie die Hütte. Die Einweihungszeremonie sollte vor dem großen Lagerfeuer auf dem Dorfplatz abgehalten werden. Man hatte während der Nacht Boten ausgesandt, und Medizinmänner aus vielen Dörfern waren anwesend. Einige von ihnen waren bis zu zwanzig Meilen unterwegs gewesen, um an den Riten teilzunehmen und den Fremden mit eigenen Augen zu sehen. Die Zeremonientrommel war aus ihrem Versteck hervorgeholt worden und dröhnte jetzt düster.

Die Dorfbewohner sahen zu, plauderten miteinander, lachten. Bentley jedoch spürte die unterschwellige Nervosität und Spannung.

Eine nicht enden wollende Reihe von Tänzen nahm ihren Lauf. Bentley zuckte besorgt zusammen, als die letzte Tanzfigur begann, denn der Vortänzer schwang sich eine glasbesetzte Keule um den Kopf. Näher und näher kam er gewirbelt, war nur noch einen Meter von ihm entfernt, und die Keule zog einen glänzenden Streifen.

Die Dorfbewohner sahen hingerissen zu. Bentley schloß die Augen, denn er erwartete, jeden Moment in die Dunkelheit des Kraftfeldes geschleudert zu werden.

Endlich aber ließ der Tänzer von ihm ab, und der Tanz endete mit rauschendem Beifall seitens der Dorfbewohner. Huascl begann zu sprechen. Bentley stellte erleichtert fest, daß dies das Ende der Zeremonie war.

»O Brüder«, sagte Huascl, »dieser Fremde ist durch die große Leere zu uns gekommen, um unser Bruder zu sein. Er hat viele merkwürdige Eigenheiten, und ein absonderlicher Hauch von Bösem scheint um ihn zu sein. Und dennoch, wer kann daran zweifeln, daß er es gut meint? Wer kann daran zweifeln, daß er im

Grunde ein guter und ehrenwerter Mensch ist? Mit dieser Einführung befreien wir ihn von dem Bösen und machen ihn zu einem von uns.«

Es war totenstill, als Huascl auf Bentley zuing. »Jetzt«, sagte Huascl, »bist du ein Mediziner und wirklich einer von uns.« Er streckte die Hand aus.

Bentley spürte, wie ihm das Herz bis zum Hals schlug. Er hatte gewonnen! Er war akzeptiert worden! Er schüttelte Huascl die Hand.

Oder wollte sie ihm schütteln. Er kam nicht dazu, denn der Protec, stets wachsam, schützte ihn vor der möglicherweise gefährlichen Berührung.

»Scheißapparat!« fluchte Bentley, fand rasch den Schalter und stellte das Feld ab.

Er sah sofort, daß das Öl im Feuer war.

»Böse!« schrien die Telsaner und schwenkten aufgebracht ihre Waffen.

»Böse!« schrien die Mediziner. Bentley wandte sich verzweifelt an Huascl. »Ja«, sagte der junge Mediziner traurig, »das stimmt. Wir hatten gehofft, das Böse durch unsere uralte Zeremonie heilen zu können. Aber es sollte nicht sein. Dieses Übel muß vernichtet werden! *Tötet den Teufel!*«

Ein Speerschütze kam auf Bentley zu. Der Protec reagierte blitzschnell.

Bald war klar, daß sie an einem toten Punkt angekommen waren. Bentley verharrte für einige Minuten in dem Feld und schaltete es dann ab. Die Telsaner, ihn immer noch unverletzt sehend, erneuerten ihren Geschosshagel, wodurch der Protec sofort wieder in Aktion sprang.

Bentley versuchte, zu seinem Raumschiff zurückzulaufen. Aber jedesmal, wenn er den Protec abschaltete, schaltete der sich wieder ein. Auf diese Weise hätte er sicherlich einen oder zwei Monate gebraucht, um einen Kilometer zurückzulegen, so daß er

den mühsamen und langwierigen Versuch abbrach. Er wollte einfach abwarten, bis die Angreifer aufgaben. Nach einiger Zeit würden sie schon dahinterkommen, daß sie ihm nichts anhaben konnten, und dann würden sich die beiden Rassen endlich ans Geschäft machen.

Er versuchte, sich in dem Feld zu entspannen, fand es aber unmöglich. Er hatte Hunger und war außerordentlich durstig. Und allmählich wurde die Luft, die ihm zur Verfügung stand, auch schlecht.

Da fiel Bentley mit Schrecken ein, daß in der Nacht zuvor keine Luft durch das ihn umgebende Kraftfeld gedrungen war. Natürlich nicht – nichts vermochte hindurchzudringen. Wenn er nicht aufpaßte, dann konnte er ersticken.

Selbst eine uneinnehmbare und gesicherte Festung konnte fallen, wie ihm bekannt war, wenn die Verteidiger ausgehungert oder ausgeräuchert wurden.

Er fing an, wie wild nachzudenken. Wie lange konnten die Telsaner den Angriff durchhalten? Früher oder später mußten sie müde werden, oder? Oder nicht?

Er wartete, solange er konnte, bis die Luft nicht mehr zu atmen war, und schaltete dann das Feld ab. Die Telsaner hatten sich rings um ihn herum auf der Erde niedergelassen. Sie hatten Feuer entzündet und kochten sich etwas zu essen. Rinek schleuderte träge einen Speer nach ihm, und das Feld legte sich wieder um ihn.

Sie hatten also dazugelernt, dachte Bentley. Sie würden ihn aushungern.

Er versuchte nachzudenken, doch die Mauern seiner düsteren Zelle schienen auf ihn einzudringen. Er bekam Platzangst, und die Luft wurde auch schon wieder schal. Er überlegte einen Moment, dann schaltete er das Feld ab. Die Telsaner sahen ihn kühl an. Einer von ihnen griff nach einem Speer.

»Warte!« rief Bentley. Gleichzeitig schaltete er das Funkgerät ein. »Was willst du?« fragte Rinek.

»Hört mich an! Es ist unfair, mich auf diese Art und Weise im Protec gefangenzuhalten!«

»Hallo? Was ist los?« erkundigte sich Professor Sliggert über Funk.

»Ihr Telsaner wißt – «, sagte Bentley heiser – »ihr wißt genau, daß ihr mich vernichten könnt, wenn ihr den Protec ständig aktiviert. Ich kann ihn nicht abschalten! Ich kann nicht aus ihm heraus!«

»Ah!« sagte Professor Sliggert. »Ich verstehe die Schwierigkeit. Ja.«

»Es tut uns leid«, entschuldigte sich Huascl. »Aber das Böse muß vernichtet werden.«

»Natürlich muß es vernichtet werden«, erklärte Bentley verzweifelt. »Aber doch nicht ich. Geben Sie mir eine Chance, *Professor!*«

»Das ist in der Tat ein schwacher Punkt«, meinte Professor Sliggert nachdenklich, »ein nicht unwesentlicher. Komisch, aber solche Dinge stellen sich normalerweise natürlich nicht bei den zahlreichen Versuchen im Labor heraus, die ergeben sich immer erst bei einem Test in der Praxis. Bei den neuen Modellen wird der Fehler behoben werden.«

»Toll! Aber ich bin jetzt hier! Wie werde ich das Ding los?«

»Tut mir leid«, sagte Sliggert. »Ehrlich, ich habe nie damit gerechnet, daß sich die Notwendigkeit dazu einmal ergeben würde. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe den Harnisch so entworfen, daß Sie ihn unter gar keinen Umständen ablegen können.«

»Das ist doch... Sie blöder...«

»Bitte!« sagte Sliggert streng. »Wir wollen doch einen kühlen Kopf bewahren. Wenn Sie ein paar Monate aushalten, dann könnten wir eventuell...«

»Das kann ich nicht! Die Luft! Wasser!«

»Feuer!« rief Rinek, das Gesicht verzerrt. »Wir legen den Dä-

mon durch Feuer in Ketten!« Und der Protec sprang in Aktion.

Bentley bemühte sich, in der Dunkelheit eingehend über die Lage nachzudenken. Er mußte aus dem Protec herauskommen. Aber wie? In seinem Werkzeugkasten befand sich ein Messer. Ob er die starken Plastikriemen durchschneiden könnte? Er mußte!

Doch was dann? Selbst wenn er aus seiner Festung herauskäme – bis zum Raumschiff war es mehr als einen Kilometer. Ohne den Protec könnten sie ihn mit einem einzigen Speerwurf umbringen. Und dazu waren sie verpflichtet, da er für unwiderruflich böse erklärt worden war.

Aber wenn er rannte, dann hatte er wenigstens eine Chance. Und es war besser, durch einen Speerwurf umzukommen, als langsam in totaler Finsternis zu ersticken.

Bentley schaltete das Kraftfeld ab. Die Telsaner kreisten ihn mit Lagerfeuern ein und versperrten ihm den Rückzug durch eine Flammenwand.

Er hieb wie besessen auf das Plastikgewebe ein. Das Messer rutschte ab und glitt an einem Riemen entlang. Und prompt saß er wieder im Protec.

Als er erneut daraus hervorkam, war der Feuerkreis um ihn herum geschlossen. Die Telsaner schoben das Feuer vorsichtig auf ihn zu und verringerten den Umfang seines Kreises. Ihm sank das Herz. Wenn das Feuer erst einmal nahe genug war, dann würde der Protec in Aktion springen und sich nicht mehr abschalten lassen. Er würde das andauernde Gefahrensignal nicht mehr aufheben können. Er wäre in dem Kraftfeld gefangen, solange sie den Flammen Nahrung gäben. Und wenn er bedachte, was primitive Leute von Teufeln hielten, dann war es durchaus möglich, daß sie das Feuer für ein, wenn nicht gar zwei Jahrhunderte am Brennen hielten. Er ließ das Messer fallen und machte sich mit dem Meißel über den Plastikträger her, und es gelang ihm, ihn halb durchzuschneiden.

Und wieder saß er im Protec.

Ihm war schon ganz schwindelig, vor Müdigkeit war er einer

Ohnmacht nahe, und er atmete in großen Zügen die schlechte Luft ein. Mit Mühe riß er sich zusammen. Er konnte jetzt nicht schlappmachen. Das wäre das Ende.

Er fand den Schalter und stellte das Feld ab. Die Flammen waren jetzt schon sehr nahe. Er spürte ihre Hitze auf seinem Gesicht. Er säbelte heftig an dem Träger herum und merkte, daß er nachgab.

Es gelang ihm, sich genau in dem Augenblick aus dem Protec herauszuschlängeln, als das Kraftfeld wieder aktiviert wurde. Die Heftigkeit, mit der das geschah, warf ihn ins Feuer. Aber er landete mit den Füßen zuerst und sprang aus den Flammen, ohne sich zu verbrennen.

Die Dorfbewohner brüllten auf. Bentley spurtete los; im Laufen warf er das Übersetzungsgerät, den Werkzeugkasten, das Funkgerät, die konzentrierte Nahrung und die Feldflasche weg. Er blickte sich einmal um und sah, daß die Telsaner hinter ihm her waren.

Doch hielt er sich gut. Sein gepeinigtes Herz schien ihm den Brustkasten zu zersprengen, und seine Lunge drohte, jeden Moment zu kollabieren. Nun aber lag das Raumschiff vor ihm und ragte groß und freundlich aus der flachen Ebene empor. Er würde es noch schaffen. Noch fünfundzwanzig Meter... Etwas Grünes blitzte vor ihm auf. Es war ein Lämmchen mit grünem Fell. Das ungelenke Tier versuchte, ihm aus dem Weg zu kommen.

Er wich ihm aus, um es nicht zu treten, und bemerkte zu spät, daß er seinen Pfad niemals hätte verlassen dürfen. Ein Stein drehte sich unter seinem Fuß, und er stürzte der Länge nach hin. Er hörte die stampfenden Schritte der Telsaner näherkommen und schaffte es noch, sich auf einem Knie aufzurichten. Da warf jemand eine Keule, und die landete genau an seiner Stirn.

»Ar gwy dril?« ertönte unverständlich eine Stimme weit weg von ihm.

Bentley schlug die Augen auf und sah über sich gebeugt Huascl. Er lag in einer Hütte im Dorf. Mehrere bewaffnete Medizin-

männer standen an der Tür und sahen zu. »Ar dril?« erkundigte Huascl sich noch einmal. Bentley drehte sich auf die Seite und bemerkte, säuberlich neben ihm aufgereiht, seine Feldflasche, die konzentrierte Nahrung, die Werkzeuge, das Funkgerät und den Übersetzungsapparat. Er nahm einen großen Schluck Wasser zu sich und schaltete dann das Übersetzungsgerät ein. »Ich fragte, ob du dich gut fühlst«, sagte Huascl. »Sicher, gut«, knurrte Bentley und betastete sich die Stirn. »Laß uns die Sache hinter uns bringen.«

»Hinter uns?«

»Ihr wollt mich doch töten, oder? Nun, dann macht bitte kein Schauspiel daraus.«

»Aber wir wollten doch nicht dich vernichten«, sagte Huascl. »Daß du ein guter Mensch bist, wußten wir. Der Teufel war es, den wir haben wollten!«

»Was?« fragte Bentley mit völlig verständnisloser Stimme. »Komm, sieh mal.«

Die Medizinmänner halfen Bentley auf die Beine und geleiteten ihn nach draußen. Dort, umgeben von züngelnden Flammen, lag die glühende, große schwarze Kugel des Protec. »Du hattest natürlich keine Ahnung«, sagte Huascl, »aber auf deinem Rücken ritt ein Teufel.«

»Tatsache!« stieß Bentley hervor.

»Ja, wirklich. Wir haben versucht, ihn durch die Reinigungszeremonie zu vertreiben, aber er war zu stark. Dich, Bruder, mußten wir zwingen, dem Bösen ins Auge zu sehen und es abzuschütteln. Wir wußten, du würdest durchkommen, und du bist durchgekommen!«

»Ich verstehe«, meinte Bentley. »Ein Teufel auf meinem Rücken. Ja, das wird es wohl gewesen sein.«

Das war genau das, was der Protec in ihren Augen sein mußte. Eine schwere, unförmige Last auf seinen Schultern, die jedesmal, wenn sie versuchten, sie zu reinigen, eine schwarze Kugel

herausschleuderte. Was sollte ein religiöses Volk anderes tun, als zu versuchen, ihn aus deren Klauen zu befreien? Er bemerkte, daß ein paar Frauen aus dem Dorf Körbe mit Speisen herbeischafften und sie vor der Kugel ins Feuer warfen. »Wir besänftigen ihn«, sagte Huascl, »denn es handelt sich um einen sehr starken Teufel, zweifellos kann er Wunder wirken. Unser Dorf ist stolz, einen solchen Teufel in der Gewalt zu haben.« Ein Mediziner aus einem Nachbardorf trat vor. »Gibt es in deinem Heimatland noch mehr solcher Teufel? Könntest du uns einen mitbringen, damit wir ihn anbeten können?« Mehrere andere Mediziner drängten lebhaft näher. Bentley nickte. »Das läßt sich einrichten«, sagte er. Er wußte, daß der Handel zwischen Erde und Tels damit begonnen hatte. Und endlich war für Professor Sliggerts Protec eine passende Verwendung gefunden worden.

Der Beseitigungsdienst

Der Mann hätte an der Anmeldung gar nicht vorbeikommen dürfen, denn Mr. Ferguson empfing nur nach Vereinbarung, es sei denn, es handelte sich um einen wichtigen Besucher. Seine Zeit war Geld wert, und er mußte sparsam damit umgehen. Aber seine Sekretärin, Miss Dale, war jung und attraktiv und besonders leicht und schnell zu beeindrucken; und der Besucher war alt, trug konservativen Tweed und einen Spazierstock und befand sich im Besitz einer geprägten Visitenkarte. Miss Dale hielt ihn für wichtig und geleitete ihn direkt in Mr. Fergusons Büro.

»Guten Morgen, Sir«, sagte der Mann, sobald Miss Dale die Tür hinter ihm geschlossen hatte. »Mein Name ist Esmond, ich komme vom Beseitigungsdienst.« Er überreichte Ferguson seine Karte.

»Angenehm«, sagte Ferguson, verärgert über Miss Dales mangelndes Urteilsvermögen. »Beseitigungsdienst? Tut mir leid, es gibt nichts, was ich beseitigen lassen möchte.« Er stand auf, um die Unterredung abzukürzen. »Überhaupt nichts?« fragte Mr. Esmond. »Nein, nichts. Vielen Dank, daß Sie vorbeigeschaut haben...«

»Ich darf demnach davon ausgehen, daß Sie mit den Menschen in Ihrer Umgebung zufrieden sind?«

»Bitte? Was geht Sie das an?«

»Nun, Mr. Ferguson, darin besteht die Tätigkeit des Beseitigungsdienstes.«

»Sie wollen sich wohl über mich lustig machen, was?« meinte Ferguson.

»Durchaus nicht, Sir«, erklärte Mr. Esmond einigermaßen überrascht.

»Wollen Sie damit sagen«, erwiderte Ferguson lachend, »daß Sie Menschen beseitigen?«

»Genau, Sir. Ich kann Ihnen leider keine Referenzen vorlegen,

denn wir achten streng darauf, jede Art von Reklame zu vermeiden. Doch ich kann Ihnen versichern, daß wir ein alteingesessenes und zuverlässiges Unternehmen sind.« Ferguson starrte den adretten, aufrecht vor ihm sitzenden Esmond an. Er wußte nicht so recht, was er davon halten sollte. Es war ein Scherz, klar. Daran bestand gar kein Zweifel. Es mußte ein Scherz sein.

»Und was machen Sie mit den Leuten, die Sie beseitigen?« erkundigte sich Ferguson jovial.

»Das«, meinte Mr. Esmond, »ist unsere Sache. Sie verschwinden jedenfalls in jeder Hinsicht.«

Ferguson setzte sich wieder. »Also gut, Mr. Esmond. Was für ein Gewerbe betreiben Sie denn nun wirklich?«

»Ich sagte es Ihnen bereits«, erklärte Esmond. »Ich bitte Sie! Das war doch nicht Ihr Ernst... Wenn ich Sie wirklich ernstgenommen hätte, hätte ich die Polizei gerufen.« Mr. Esmond stieß einen Seufzer aus und erhob sich. »Wenn ich Sie also richtig verstanden habe, bedürfen Sie unserer Dienste nicht. Sie sind rundherum zufrieden mit Ihren Freunden, Ihren Bekannten und mit Ihrer Frau.«

»Mit meiner Frau? Was wissen Sie von meiner Frau?«

»Nichts, Mr. Ferguson.«

»Haben Sie mit den Nachbarn gesprochen? Diese Auseinandersetzungen haben keinerlei Bedeutung, wirklich nicht.«

»Ich besitze keine Informationen über den Zustand Ihrer Ehe, Mr. Ferguson«, sagte Esmond und setzte sich wieder hin. »Warum haben Sie sich dann nach meiner Frau erkundigt?«

»Wir haben die Erfahrung gemacht, daß Ehen unsere Haupteinahmequelle sind.«

»Nun, mit meiner Ehe ist alles in Ordnung. Meine Frau und ich kommen sehr gut miteinander aus.«

»Dann brauchen Sie den Beseitigungsdienst nicht«, sagte Mr. Esmond und schob sich den Spazierstock unter den Arm.

»Einen Moment noch.« Ferguson begann auf und ab zu gehen, die Arme auf dem Rücken verschränkt. »Ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen, verstehen Sie? Kein Wort. Aber angenommen, nur mal für einen Moment angenommen, Sie hätten es ernst gemeint. Nehmen wir das mal an, wenn Sie gestatten – was müßte ich tun, wenn ich – wenn ich...«

»Sie brauchten nur Ihr mündliches Einverständnis zu geben«, sagte Mr. Esmond. »Kosten?«

»Nach der Beseitigung zu begleichen, nicht vorher.«

»Nicht, daß ich die Absicht hätte«, erklärte Ferguson hastig. »Ich bin einfach nur neugierig.« Er zögerte. »Tut es weh?«

»Nicht im geringsten.«

Ferguson lief weiter auf und ab. »Meine Frau und ich kommen sehr gut miteinander aus«, wiederholte er. »Wir sind seit siebenzehn Jahren verheiratet. Natürlich gibt es immer Schwierigkeiten im Zusammenleben. Das ist ja auch gar nicht anders zu erwarten.«

Mr. Esmond verzog keine Miene.

»Man lernt, Kompromisse zu machen«, fuhr Ferguson fort. »Und ich bin aus dem Alter heraus, wo einen eine flüchtige Leidenschaft dazu treibt, zu – zu...«

»Ich verstehe sehr wohl«, warf Mr. Esmond ein. »Ich will damit sagen«, sinnierte Ferguson, »meine Frau kann natürlich schwierig sein. Sie macht Vorwürfe. Nörgelt. Ich nehme an, Sie haben sich darüber informiert, oder?«

»Nein, durchaus nicht«, antwortete Mr. Esmond. »Müssen Sie doch! Sie müssen doch einen bestimmten Grund gehabt haben, mich aufzusuchen!« Mr. Esmond zuckte mit den Schultern.

»Na, wie dem auch sei«, sagte Ferguson mit belegter Stimme, »ich bin aus dem Alter heraus, wo man sich noch eine neue Verbindung wünscht. Nehmen wir einmal an, ich hätte keine Frau. Nehmen wir einmal an, ich könnte mit, sagen wir, Miss Dale ein Verhältnis anfangen. Das wäre nett, glaube ich.«

»Bloß nett«, sagte Mr. Esmond.

»Ja. Es hätte keinen dauerhaften Wert. Die strenge moralische Untermauerung würde ihm fehlen, auf der sich jedes erfolgreiche Unternehmen gründen muß.«

»Es wäre einfach bloß nett«, sagte Mr. Esmond. »So ist es. Schön natürlich. Miss Dale ist hübsch. Das wird wohl keiner bestreiten. Sie hat ein ausgeglichenes Temperament, ist liebenswürdig und hat den Wunsch zu gefallen. Das gebe ich alles zu.«

Mr. Esmond lächelte höflich, stand auf und ging zur Tür. »Könnte ich Sie benachrichtigen?« fragte Ferguson auf einmal. »Sie haben meine Karte. Bis fünf bin ich unter der Nummer zu erreichen. Aber bis dahin müssen Sie sich entschieden haben. Zeit ist Geld, und wir können unseren Zeitplan nicht umwerfen.«

»Natürlich nicht«, erwiderte Ferguson. Er stieß ein hohles Lachen aus. »Ich glaube immer noch kein Wort von dem, was Sie gesagt haben. Ich kenne nicht einmal Ihre Bedingungen.«

»Die sind günstig, dessen kann ich Sie versichern, jedenfalls für einen Mann in Ihrer Lage.«

»Und ich würde bestreiten, Ihnen jemals begegnet zu sein, mit Ihnen gesprochen zu haben, alles.«

»Natürlich.«

»Und Sie sind wirklich unter dieser Nummer zu erreichen?«

»Bis fünf Uhr. Guten Tag, Mr. Ferguson.«

Nachdem Esmond gegangen war, stellte Ferguson fest, daß ihm die Hände zitterten. Die Unterredung hatte ihn in Verwirrung gestürzt, und er beschloß, sie umgehend aus seinem Gedächtnis zu streichen.

Aber das war gar nicht so leicht. Obgleich er sich ernsthaft über seine Papiere beugte, den Federhalter zwingend, Notizen zu schreiben, ging ihm nichts von dem aus dem Kopf, was Esmond gesagt hatte.

Irgendwie hatte der Beseitigungsdienst die Unzulänglichkeiten seiner Frau herausgefunden. Esmond hatte gesagt, sie sei streitlustig, würde ihn mit Vorwürfen überschütten und an ihm herumnörgeln. Er sah sich gezwungen, diese Fakten einzugestehen, auch wenn sie ihm noch so wenig schmeckten. Ein Außenstehender mußte erst kommen, um die Dinge klar und vorurteilslos beim Namen zu nennen.

Er machte sich wieder an die Arbeit. Aber Miss Dale kam mit der Morgenpost herein, und Ferguson mußte zugeben, daß sie außerordentlich attraktiv war.

»Ist noch irgend etwas, Mr. Ferguson?« fragte sie. »Bitte? Oh, im Moment nicht«, erwiderte er. Nachdem sie gegangen war, starrte er noch lange auf die Tür. Weiterzuarbeiten war unmöglich. Er beschloß, sofort nach Hause zu gehen.

»Miss Dale«, sagte er, während er sich den Mantel anzog, »ich muß weg. Es hat sich eine Menge Arbeit aufgetürmt, fürchte ich. Wäre es Ihnen wohl möglich, diese Woche einen oder zwei Abende mit mir zu arbeiten?«

»Selbstverständlich, Mr. Ferguson«, antwortete sie. »Ich bringe Ihr Privatleben nicht durcheinander?« erkundigte er sich und versuchte zu lachen. »Durchaus nicht, Sir.«

»Ich, äh, ich werde versuchen, es wieder gutzumachen. Das Geschäft ruft. Guten Tag.« Er eilte aus dem Büro. Seine Wangen glühten. Zu Hause beendete seine Frau gerade den Abwasch. Mrs. Ferguson war eine kleine, unscheinbare Frau mit winzigen, nervös bedingten Fältchen um die Augen. Sie war überrascht, ihn zu sehen.

»Du kommst früh«, sagte sie.

»Hast du was dagegen?« fragte Ferguson mit einer Energie, die ihn erstaunte. »Natürlich nicht...«

»Was willst du eigentlich? Soll ich mich in diesem Büro umbringen?« brauste er auf. »Wann habe ich denn gesagt...«

»Streite dich bitte nicht mit mir herum«, sagte Ferguson.

»Nörgele nicht.«

»Ich habe nicht genörgelt!« rief seine Frau. »Ich lege mich hin«, erklärte er.

Er ging nach oben und blieb vor dem Telefon stehen. Es gab keinen Zweifel, alles, was Esmond gesagt hatte, stimmte.

Er sah auf die Uhr und war überrascht, daß es dreiviertel fünf war.

Er begann, vor dem Telefon auf und ab zu laufen. Er starrte auf Esmonds Karte. Eine Vision von der schmucken, attraktiven Miss Dale zog an seinem geistigen Auge vorüber. Er stürzte sich auf das Telefon. »Beseitigungsdienst. Esmond am Apparat.«

»Hier spricht Ferguson.«

»Ja, Sir. Was haben Sie beschlossen?«

»Ich habe beschlossen...« Ferguson hielt den Hörer fest gepackt. Er hatte durchaus ein Recht, dies zu tun, redete er sich ein.

Und dennoch, schließlich waren sie siebzehn Jahre verheiratet gewesen. Siebzehn Jahre! Es hatte gute, aber auch schlechte Zeiten gegeben. War es fair? War es wirklich fair? »Was haben Sie beschlossen, Mr. Ferguson?« fragte Esmond noch einmal.

»Ich – äh, ich – nein! Ich will den Dienst nicht!« rief Ferguson. »Sind Sie sicher, Mr. Ferguson?«

»Ja, ganz sicher. Sie sollten hinter Gittern sitzen! Guten Tag, Sir!«

Er legte auf, und sofort hatte er das Gefühl, daß ihm ein großer Stein vom Herzen gefallen war. Er eilte nach unten. Seine Frau bereitete einen Rippenspeer zu, ein Gericht, das er noch nie gemocht hatte. Aber das war jetzt egal. Er war bereit, über kleinliche Ärgernisse hinwegzusehen. Es klingelte an der Haustür.

»Oh, das muß die Wäsche sein«, sagte Mrs. Ferguson, die damit beschäftigt war, gleichzeitig einen Salat zu mischen und die Suppe umzurühren. »Würdest du bitte?«

»Sicher.« Sich in seiner neugefundenen Selbstgerechtigkeit sonnend, öffnete Ferguson die Tür. Zwei uniformierte Männer mit einem großen Segeltuchsack standen davor. »Die Wäsche?« fragte Ferguson. »Beseitigungsdienst«, sagte einer der Männer. »Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich...«

Die beiden Männer packten ihn und stopften ihn mit der Gewandtheit, die lange Übung verleiht, in den Sack. »Das können Sie nicht machen!« schrie Ferguson. Der Sack schloß sich über ihm, und er spürte, wie er durch den Vorgarten getragen wurde. Eine Autotür ging knarrend auf, und er wurde vorsichtig auf die Ladefläche gelegt. »Ist alles in Ordnung?« hörte er seine Frau fragen. »Ja, gnädige Frau. Unser Zeitplan hat sich geändert. Wir konnten Sie schließlich doch noch einschieben.«

»Ich bin sehr froh darüber«, hörte er sie sagen. »Es war wirklich ein Vergnügen, heute nachmittag mit Ihrem Mr. French zu sprechen. Entschuldigen Sie mich jetzt bitte. Das Abendessen ist fast fertig, und ich muß noch telefonieren.« Das Auto setzte sich in Bewegung. Ferguson versuchte zu schreien, doch das Segeltuch spannte sich fest über seinem Gesicht.

Er fragte sich verzweifelt, wen sie wohl anrufen mochte. Warum hatte ich keinen Verdacht?

Die Bürde des Menschen

Edward Flaswell erwarb seinen Planetoiden, ohne ihn vorher gesehen zu haben, im Interstellaren Grundbuchamt auf der Erde. Er wählte ihn anhand eines Fotos aus, das wenig mehr als eine malerische Bergkette zeigte. Aber Flaswell liebte Berge und bemerkte dem Beamten gegenüber, der die Beurkundung vornahm: »Vielleicht ist ja Gold in den Hügeln da, was, Partner?«

»Sicher, Kumpel, sicher«, entgegnete der Beamte und fragte sich, welcher Mann, solange er seine Sinne noch beisammen hatte, sich wohl mehrere Lichtjahre von der nächsten erreichbaren Frau, und spottete sie auch jeder Beschreibung, entfernte. Keiner, solange er noch bei Sinnen war, entschied der Beamte und blickte Flaswell forschend an.

Doch Flaswell war durchaus bei Sinnen. Er hatte das Problem einfach noch nicht zu Ende bedacht.

Vertragsgemäß machte Flaswell eine kleine Anzahlung und legte das große Versprechen ab, das erworbene Land Jahr für Jahr zu bebauen. Sobald die Tinte auf der Urkunde trocken war, kaufte er eine Passage für eine Frachtrakete zweiter Klasse, belud sie mit einer Reihe von Ausrüstungsgegenständen, die er aus zweiter Hand erworben hatte, und machte sich auf den Weg zu seinem Besitz.

Die meisten Pionierneulinge stellen fest, daß sie sich einen ansehnlichen Brocken kahlen Gesteins eingehandelt haben. Flaswell hatte Glück. Sein Planetoid, dem er den Namen Chance gab, besaß eine kaum verfälschte Atmosphäre, der er so aufhelfen konnte, daß sie zu atmen war. Es gab Wasser, das seine Bohrausrüstung beim dreiundzwanzigsten Versuch anzapfte. Er fand kein Gold in den Hügeln, doch stieß er auf Thorium, das sich exportieren ließ. Am allerbesten war jedoch, daß der größte Teil des Bodens sich dazu eignete, alle möglichen Sorten Luxusgemüse anzubauen.

Wiederholt bemerkte Flaswell seinem Roboter-Vorarbeiter gegenüber: »Dieses Land macht mich eines Tages reich!«

»Sicher, Chef, sicher«, erwiderte der Roboter jedes Mal.

Es ließ sich nicht bestreiten, daß der Planetoid gute Möglichkeiten bot. Ihn urbar zu machen, war eine gewaltige Aufgabe für einen Mann allein, aber Flaswell war erst siebenundzwanzig Jahre alt, von kräftigem Körperbau und entschlossenem Wesen. Unter seinen Händen blühte der Planetoid auf. Monate vergingen. Flaswell bestellte die Felder, beutete die malerischen Berge aus und versandte seine Waren mit der Frachtrakete, die in unregelmäßigen Abständen bei ihm vorbeikam.

Eines Tages sagte der Roboter-Vorarbeiter zu ihm: »Chef, Mensch, Sir, du siehst nicht gut aus, Mr. Flaswell, Sir.« Flaswell runzelte die Stirn bei dieser Ansprache. Der Mann, von dem er die Roboter gekauft hatte, war einer der rabiatasten Anhänger der Bewegung, die die menschliche Überlegenheit propagierte, und er hatte die Antworten der Roboter so codiert, daß sie seiner Auffassung von schuldigem Respekt Menschen gegenüber entsprachen. Flaswell fand das zwar lästig, konnte sich aber keine neuen Antwortbänder leisten. Und wo sonst hätte er für so wenig Geld Roboter auftreiben sollen? »Mir fehlt nichts, Gunga-Sam«, erwiderte er. »Ah! Ich bitte um Verzeihung! Aber das stimmt nicht, Mr. Flaswell, Chef. Du hast bei der Feldarbeit Selbstgespräche geführt, wenn du mir diese Bemerkung verzeihen willst.«

»Ach, das hat nichts zu bedeuten.«

»Und an deinem linken Auge macht sich ein nervöser Tic bemerkbar. Deine Finger zittern. Und du trinkst zuviel. Und...«

»Das reicht, Gunga-Sam. Ein Roboter sollte seine Stellung kennen«, sagte Flaswell. Er bemerkte den gekränkten Ausdruck, den das Metallgesicht des Roboters irgendwie hervorbringen konnte. Er seufzte und meinte: »Du hast natürlich recht. Du hast immer recht, alter Freund. Was ist denn los mit mir?«

»Du trägst zu sehr an der Bürde des Menschen.«

»Als ob ich das nicht wüßte!« Flaswell fuhr sich mit der Hand durch das aufsässige schwarze Haar. »Manchmal beneide ich

euch Roboter. Immer lachend, sorglos, glücklich...«

»Das liegt daran, daß wir keine Seele haben.«

»Ich habe eine, unglücklicherweise. Was schlägst du vor?«

»Mach mal Urlaub, Mr. Flaswell, Chef«, schlug Gunga-Sam vor und zog sich weise zurück, um seinen Herrn nachdenken zu lassen.

Flaswell war mit dem freundlichen Vorschlag seines dienstbaren Geistes durchaus einverstanden, aber ein Urlaub ließ sich nur schwer bewerkstelligen. Sein Planetoid, Chance, lag im Throcia-nischen System, das ungefähr so isoliert war, wie man heutzutage und in diesem Zeitalter nur sein konnte. Sicher, er war nur einen 15-Tage-Flug weit von den flitterhaften Amüsements auf Cythera III und nicht viel weiter von Nagondicon weg, wo diejenigen, denen nicht so leicht übel wurde, beträchtliches Vergnügen haben konnten. Aber Entfernung ist Geld, und Geld war genau das, was Flaswell auf Chance zu machen versuchte.

Er baute noch mehr Gemüse an, holte noch mehr Thorium aus der Erde und ließ sich einen Bart wachsen. Er führte weiterhin Selbstgespräche bei der Feldarbeit und betrank sich abends. Einige der schlichten Landwirtschaftsroboter bekamen Angst, wenn er an ihnen vorbeischlurfte, und fingen an, zum verbotenen Gott des Aufruhrs zu beten. Doch der loyale Gunga-Sam gebot dieser verhängnisvollen Wendung der Ereignisse bald Einhalt. »Ihr dummen Maschinen!« wandte er sich an sie. »Der Chef Mensch, er ist in Ordnung. Er ist stark, er ist gut! Glaubt mir, Brüder, es ist genau, wie ich sage!«

Doch das Murren hörte nicht auf, denn Roboter erwarten von den Menschen, daß sie Vorbild sind. Die Lage wäre vielleicht außer Kontrolle geraten, hätte Flaswell nicht zusammen mit der nächsten Lebensmittelsendung einen neuen Hochglanzkatalog von Roebuck-Ward erhalten.

Liebevoll schlug er ihn auf seinem nackten Plastiktisch auf und machte sich daran, sich beim Schein einer einfachen Kaltlichtbirne in seinen Inhalt zu vertiefen. Welche Wunder gab es da für ei-

nen isolierten Siedler zu sehen! Destillationsanlagen fürs Heim; Apparate, die einen künstlichen Mond hervorzauberten; tragbare Solidovisionen; und – Flaswell blätterte eine Seite um, las sie, schluckte und las sie gleich noch einmal. Folgendes stand da zu lesen:

Versandbräute!

Siedler! Warum den Fluch der Einsamkeit allein ertragen? Warum die Bürde des Menschen ohne bessere Hälfte tragen? Roebuck-Ward bietet jetzt zum ersten Mal eine begrenzte Auswahl an Bräuten für den Siedler an!

Die Siedler-Modellbraut von Roebuck-Ward ist in bezug auf Kraft, Anpassungsfähigkeit, Wendigkeit, Ausdauer und Fähigkeiten, wie der Siedler sie braucht, sorgfältig ausgewählt. Natürlich ist sie darüber hinaus ein Muster an Anmut. Diese Mädchen sind für das Leben auf jedem Planeten geeignet, da sie einen relativ niedrigen Schwerpunkt besitzen, ihre Haut für jedes Klima pigmentiert ist und ihre Zehen- und Fingernägel kurz und kräftig sind. Was ihr Aussehen betrifft, so sind sie wohlproportioniert, ohne daß ihre Körperformen die Sinne verwirren, eine Eigenschaft, die der hart arbeitende Siedler dankbar zur Kenntnis nehmen sollte.

Das Siedler-Modell von Roebuck-Ward ist in drei Größen erhältlich (Einzelheiten siehe unten), so daß jeder Mann das seinem Geschmack entsprechende findet. Nach Eingang Ihrer Bestellung friert Roebuck-Ward eine Braut für sie ein und sendet sie Ihnen mit einer Frachtrakete dritter Klasse zu. Dadurch bewegen sich Ihre Versandkosten auf dem absoluten Minimum. Warum nicht schon HEUTE eine Siedler-Modellbraut bestellen?

Flaswell rief nach Gunga-Sam und zeigte ihm die Anzeige. Schweigend las die Maschine und blickte ihrem Herrn dann voll

ins Gesicht.

»Das dürfte es mit Sicherheit sein, Effendi«, sagte der Vorarbeiter mit Nachdruck.

»Meinst du, hm?« Flaswell stand auf und begann, nervös im Zimmer hin und her zu gehen. »Ich hatte aber nicht vor, ausgerechnet jetzt schon zu heiraten. Ich meine, was ist das denn für eine Art, sich zu verheiraten? Wer sagt mir denn, ob sie mir gefällt?«

»Es ziemt sich für einen Menschenmann, eine Menschenfrau zu haben.«

»Tja, aber...«

»Übrigens, frieren sie auch einen Prediger ein und schicken ihn her?«

Über Flaswells Gesicht breitete sich langsam ein Lächeln aus, während er die piffige Bemerkung seines dienstbaren Geistes verdaute. »Gunga-Sam«, sagte er, »du bist mal wieder direkt ins Herz der Angelegenheit vorgestoßen. Ich vermute, es gibt eine Art Stundung der Zeremonie, bis man sich entschieden hat. Zu teuer, einen Prediger einzufrieren. Und es wäre wirklich nett, eine Frau um sich zu haben, die ihren Teil Arbeit leisten könnte.« Gunga-Sam schaffte es, ein unergründliches Lächeln aufzusetzen.

Flaswell setzte sich hin und bestellte eine Siedlerbraut, die kleinste Größe, weil er meinte, die wäre groß genug. Er gab Gunga-Sam den Auftrag, die Bestellung per Funk durchzugeben.

Die nächsten Wochen verbrachte er in großer Unruhe, und er fing an, besorgt in den Himmel zu spähen. Die Stimmung der Erwartung übertrug sich auf die Roboter. An den Abenden waren ihre sorglosen Gesänge und Tänze durchsetzt von Geflüster und heimlichen Spaß. Wieder und wieder sagten die Maschinen zu Gunga-Sam: »He, Vorarbeiter! Die neue Chefin Menschenfrau, wie wird sie wohl sein?«

»Das geht euch gar nichts an«, erklärte Gunga-Sam ihnen.

»Das ist Sache des Menschenmannes, und ihr Roboter haltet euch da raus.« Doch am Ende spähte er genauso besorgt in den Himmel wie alle anderen.

In jenen Wochen dachte Flaswell über die Tugenden der Siedlerfrau nach. Je mehr er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm die Idee. Er wollte keine hübsche, nutzlose, hilflose, geschminkte Frau! Wie angenehm wäre es, ein fröhliches Mädchen zu haben, das einen gesunden Menschenverstand besaß und mit beiden Beinen auf der Erde stand, das kochen und waschen konnte, das Haus wohnlicher machte, mit den Robotern umzugehen verstand, nähen und Marmelade machen konnte... So träumte er sich über die Zeit hinweg und kaute sich währenddessen die Fingernägel blutig.

Endlich blitzte die Frachtrakete am Himmel auf, landete, warf eine große Kiste über Bord und enteilt in Richtung auf Amyra IV. Die Roboter brachten die Kiste zu Flaswell. »Deine neue Braut, Sir!« riefen sie triumphierend und warfen ihre Ölkannen in die Luft.

Flaswell verkündete sofort einen halben Tag frei, und bald darauf war er in seinem Wohnzimmer allein mit der großen Kühlbox, die den Vermerk trug: *»Nicht stürzen! Frau!«* Er drückte den Knopf zum Auftauen, wartete die geforderte Stunde ab und klappte die Kiste auf. In ihr war noch eine Kühlbox, die zwei Stunden lang aufgetaut werden mußte. Voller Ungeduld wartete er, lief im Zimmer auf und ab und kaute auf den Überresten seiner Fingernägel herum.

Und dann war die Zeit um, und Flaswell hob mit zitternden Händen den Deckel an und sah... »He, was ist das denn?« rief er aus.

Die Frau in der Schachtel blinzelte, gähnte wie ein Kätzchen, öffnete die Augen und setzte sich auf. Sie starrten sich an, und Flaswell wußte, daß etwas ganz entsetzlich falsch war. Sie trug ein wunderschönes, also unpraktisches weißes Kleid, auf das mit Goldfaden ihr Name, *Sheila*, gestickt war. Als nächstes fiel Flaswell auf, daß sie sehr schlank war und sich demnach wohl kaum

für die harte Arbeit unter außerirdischen Bedingungen eignete. Ihre Haut war cremig-weiß, eindeutig ein Teint, der unter der stechenden Sommersonne des Planetoiden verbrannte. Sie hatte elegante, schlanke Hände und rote Fingernägel, was den Versprechungen von Roebuck-Ward gänzlich widersprach. Was ihre Beine und anderen Körperteile betraf, so kam Flaswell zu dem Schluß, daß sie sich auf der Erde sehr gut ausnehmen würden, aber nicht hier, wo ein Mann sich sehr intensiv und ausgesprochen konzentriert auf seine Arbeit vorbereitet.

Man konnte nicht einmal sagen, daß sie einen niedrig angesiedelten Schwerpunkt hatte, ganz im Gegenteil. Flaswell hatte, und zwar nicht ohne Grund, das Gefühl, betrogen und angeschmiert worden zu sein, zum Narren gehalten zu werden.

Sheila entstieg der Kiste, trat ans Fenster und blickte auf Flaswells blühende grüne Felder und seine malerischen Berge, die sich dahinter erhoben. »Aber wo sind denn die Palmen?« fragte sie. »Palmen?«

»Natürlich. Man hat mir gesagt, auf Srinigar V gäbe es Palmen.«

»Das hier ist nicht Srinigar V«, sagte Flaswell. »Sind Sie etwa nicht der Pascha von Srae?« erkundigte Sheila sich erstaunt.

»Leider nicht. Ich bin Siedler. Bist du keine Siedler-Modellbraut?«

»Sehe ich aus wie eine Siedler-Modellbraut?« brauste Sheila auf und warf ihm einen wütenden Blick zu. »Ich bin die Ultra-Deluxe-Modellbraut und sollte auf den subtropischen Paradiesplaneten Srinigar V kommen.«

»Man hat uns beide übers Ohr gehauen. Die Versandabteilung hat sich wahrscheinlich geirrt«, meinte Flaswell finster. Sheila sah sich in Flaswells kahlem Wohnzimmer um und verzog das hübsche Gesicht. »Ich verstehe. Sie sind hoffentlich in der Lage, meine Weiterreise nach Srinigar V in die Wege zu leiten.«

»Ich kann es mir nicht einmal leisten, nach Nagondicon zu fahren«, sagte Flaswell. »Ich werde Roebuck-Ward von dem Irrtum

unterrichten. Dort wird man sich bestimmt um dich kümmern, wenn man mir meine Siedler-Modellbraut schickt.« Sheila zuckte mit den Schultern. »Reisen bildet«, sagte sie. Flaswell nickte. Er dachte angestrengt nach. Es war klar, daß das Mädchen keine von den Fähigkeiten besaß, die eine Siedlerfrau haben mußte. Aber dafür war Sheila erstaunlich hübsch. Er sah nicht ein, warum ihr Aufenthalt nicht für beide Teile angenehm sein sollte.

»Unter den gegebenen Umständen«, sagte er schließlich und lächelte sie gewinnend an, »können wir eigentlich auch Freunde sein.«

»Unter welchen Umständen?«

»Wir sind die beiden einzigen Menschen auf diesem Planeten.« Flaswell legte ihr leicht die Hand auf die Schulter. »Komm, laß uns etwas trinken. Erzähl mir etwas von dir. Hast du...«

In dem Augenblick hörte er hinter sich ein lautes Geräusch. Er drehte sich um und sah einen kleinen gedrungenen Roboter aus einem Fach der Kiste steigen, in der Sheila angekommen war. »Was willst du denn?« wandte sich Flaswell an ihn. »Ich«, hob der Roboter an, »bin ein Heiratsroboter, von der Regierung dazu ermächtigt, rechtmäßige Ehen im Weltraum zu schließen. Darüber hinaus bin ich vom Roebuck-Ward-Konzern angewiesen, als Wächter, Duenna und Beschützer der jungen Dame in meiner Obhut zu fungieren, bis meine eigentliche Aufgabe, eine Eheschließung vorzunehmen, erfüllt ist.«

»Verdammt hochnäsiger Roboter«, brummte Flaswell. »Was hatten Sie denn erwartet?« fragte Sheila. »Einen tiefgefrorenen Prediger?«

»Natürlich nicht. Aber einen Roboter als Duenna...«

»Eine bessere kann man sich gar nicht wünschen«, versicherte sie ihm. »Sie wären ganz schön überrascht, wie manche Männer sich aufführen, wenn sie ein paar Lichtjahre von der Erde weg sind.«

»Meinst du?« sagte Flaswell ohne jede Überraschung. »Jedenfalls hat man mir das erzählt«, erwiderte Sheila und wandte sitt-

sam den Blick von ihm ab. »Und schließlich sollte die zukünftige Braut des Paschas von Srae irgendeine Art von Bewacher bei sich haben.«

»Werte Liebende«, ließ der Roboter sich vernehmen, »wir haben uns heute hier versammelt...«

»Nicht jetzt«, unterbrach Sheila ihn hochmütig. »Nicht den.«

»Ich lasse die Roboter ein Zimmer für dich herrichten«, knurrte Flaswell und ging weg, etwas über die Bürde des Menschen in seinen Bart murmelnd.

Er setzte sich per Funk mit Roebuck-Ward in Verbindung und erhielt die Zusicherung, daß die richtige Modellbraut sofort auf den Weg gebracht und die Interimsbraut anderswohin geschickt würde. Dann wandte er sich wieder der Feldarbeit und dem Bergbau zu, entschlossen, die Anwesenheit von Sheila und ihrer Duenna zu ignorieren.

Auf Chance ging die Arbeit weiter. Thorium mußte aus der Erde geholt werden, neue Brunnen waren zu bohren. Die Ernte stand dicht bevor, und die Roboter plackten sich zahllose Stunden auf den grünblühenden Feldern ab, und Ölschweiß glänzte auf ihren ehrlichen Metallgesichtern, und die Luft war erfüllt von zartem Blütenduft.

Sheila machte ihre Anwesenheit mit feinsinnigem, doch überraschendem Nachdruck spürbar. Schon bald waren die nackten Kaltlichtbirnen mit Schirmen aus Plastik versehen, vor den kahlen Fenstern hingen Vorhänge, auf dem Fußboden lagen Brücken. Und noch viele andere Veränderungen gab es im ganzen Haus, die Flaswell eher fühlte als sah.

Und auch seine Mahlzeiten erfuhren eine Änderung. Das Erinnerungsband des Roboterkochs war an vielen Stellen abgenutzt, und so konnte sich die arme Maschine nur noch an die Zubereitung von Boeuf Stroganoff, Gurkensalat, Reispudding und Kakao erinnern. Diese Gerichte hatte Flaswell seit seiner Ankunft auf Chance mit beträchtlichem Gleichmut zu sich genommen und lediglich dann und wann durch Dosen aus einem Raumschiffswrack

ergänzt.

Dann nahm Sheila sich des Kochs an. Geduldig prägte sie seinem Erinnerungsband die Rezepte für Kohlsuppe, Schmorbraten, grünen Salat, Apfelstrudel und andere Gerichte ein. Die Ernährungslage auf Chance begann sich spürbar zu verbessern. Als Sheila dann auch noch daranging, Gelee einzukochen, kamen Flaswell allmählich Zweifel.

Da war also diese, trotz ihrer kostspieligen Aufmachung, bemerkenswert praktisch veranlagte junge Dame. Sie konnte alles das, was eine Siedlerfrau können mußte. Und sie besaß andere Attribute. Wozu also brauchte er ein reguläres Siedlermodell von Roebuck-Ward?

Nachdem er eine Zeitlang darüber nachgegrübelt hatte, sagte Flaswell zu seinem Vorarbeiter: »Ich bin verwirrt, Gunga-Sam.«

»So?« meinte der Vorarbeiter, ohne das Metallgesicht zu verziehen.

»Ich fürchte, mir fehlt etwas die Robotereingebung. Sie macht ihre Sache sehr gut, findest du nicht, Gunga-Sam?«

»Die Menschenfrau trägt den ihr gebührenden Teil an der menschlichen Bürde.«

»Das tut sie mit Sicherheit. Aber wie lange soll das andauern? Sie arbeitet genausoviel wie eine normale Siedlerfrau, findest du nicht? Sie kocht, weckt ein...«

»Die Arbeiter lieben sie«, erklärte Gunga-Sam mit schlichter Würde. »Du wußtest nichts davon, Sir, aber als letzte Woche diese Rostepidemie ausbrach, da hat sie Tag und Nacht geschuftet, hat die Kranken gepflegt und die ängstlichen jungen Roboter getröstet.«

»Tatsächlich?« stieß Flaswell gerührt hervor. »Ein Mädchen von ihrer Herkunft, ein Luxusmodell...«

»Das spielt keine Rolle. Sie ist ein Mensch, und sie besitzt die Kraft und den Adel, um die Bürde des Menschen zu tragen.«

»Weißt du«, sagte Flaswell langsam, »das hat mich überzeugt.

Ich finde wirklich, daß sie reif ist, hier zu bleiben. Sie kann nichts dafür, daß sie kein Siedlermodell ist. Das ist eine Frage der Anlage und der Voraussetzungen, und die kann man nicht ändern. Ich werde ihr sagen, daß sie hierbleiben kann. Und dann ziehe ich die andere Bestellung bei Roebuck zurück.« Ein merkwürdiger Ausdruck trat in die Augen des Vorarbeiters, ein Ausdruck, der beinahe vergnügt war. Er verbeugte sich tief und sagte: »Es sei, wie der Herr es wünscht.« Flaswell eilte hinaus, um Sheila zu suchen. Sie war in der Krankenstation, zu der ein Werkzeugschuppen ausgebaut worden war. Mit Unterstützung eines Mechaniker-Roboters kümmerte sie sich um die Beulen und Verrenkungen, welche das besondere Los der metallhäutigen Wesen waren.

»Sheila«, sagte Flaswell, »ich möchte mit dir sprechen.«

»Gleich«, erwiderte sie abwesend, »sobald ich diese Schraube angezogen habe.«

Sie befestigte die Schraube geschickt an der richtigen Stelle und gab dem Roboter einen Klaps mit dem Schraubenschlüssel. »Fertig, Pedro«, sagte sie, »probier das Bein jetzt mal aus.« Der Roboter stand behutsam auf, verlagerte sein Gewicht auf das Bein und stellte fest, daß es hielt. Er machte ein paar komische Freudensprünge um die Frau herum und sagte: »Du hat es tatsächlich hingekriegt, Frau Boß. Gracias, Madame.« Und er tanzte in den Sonnenschein hinaus. Flaswell und Sheila blickten ihm nach, über sein Gekasper lächelnd. »Sie sind genau wie Kinder«, bemerkte Flaswell. »Man muß sie einfach lieben«, erwiderte Sheila. »Sie sind so glücklich, so sorglos...«

»Aber sie haben keine Seele«, rief ihr Flaswell in Erinnerung. »Nein«, stimmte sie melancholisch zu. »Eine Seele haben sie nicht. Weshalb wollten Sie mich sprechen?«

»Ich wollte dir sagen – -« Flaswell sah sich um. Die Krankenstation war ein antiseptischer Aufenthaltsort, angefüllt mit Schraubenschlüsseln und Schraubenziehern, mit Eisensägen, Hämmern und anderen medizinischen Geräten. Sie bot schwerlich die Atmosphäre für die Art von Eröffnung, wie er sie machen

wollte. »Komm mit«, sagte er.

Sie verließen die Krankenstation und wanderten durch die in Blüte stehenden grünen Felder zum Fuße von Flaswells zum Staunen verleitenden Bergen. Dort, beschattet von schroffen Klippen, lag ein glatter, dunkler Teich, über den riesige Bäume, deren Wachstum Flaswell beschleunigt hatte, ihr Geäst breiteten. An seinem Ufer verweilten sie.

»Ich wollte folgendes sagen«, brach Flaswell die Stille. »Du hast mich vollkommen überrascht, Sheila. Ich hatte befürchtet, du würdest ein Schmarotzer sein, ein ganz und gar nutzloser Mensch. Deine Herkunft, deine Ausbildung, deine Erscheinung, das alles deutete darauf hin. Aber ich habe mich geirrt. Du hast dich der Herausforderung des Siedlerdaseins gewachsen gezeigt, hast es dir in triumphaler Weise erobert, und du hast alle Herzen gewonnen.«

»Alle?« fragte Sheila sehr leise.

»Ich glaube, ich kann im Namen aller Roboter auf dem Planetoiden sprechen. Sie beten dich an. Ich finde, du gehörst hierher, Sheila.«

Das Mädchen verharrte lange in Schweigen, und der Wind strich murmelnd durch die Zweige der riesigen, wachstumsbeschleunigten Bäume und kräuselte den schwarzen Spiegel des Teiches. Endlich brach Sheila ihr Schweigen: »Finden Sie, daß ich hierher gehöre?«

Flaswell spürte, wie er in ihrer erlesenen Vollkommenheit versank, sich in der Topastiefe ihrer Augen verlor. Sein Atem ging schneller, er berührte ihre Hand, ihre Finger griffen ineinander. »Sheila...«

»Ja, Edward...«

»Werte Liebende«, blaffte eine schrille, metallische Stimme los, »wir haben uns heute hier versammelt...«

»Nicht jetzt, du Dummkopf!« rief Sheila.

Der Heiratsroboter trat vor und sagte schmollend: »So sehr ich

es auch hasse, mich in die Angelegenheiten der Menschen einzumischen, so bleibt mir wegen meiner gespeicherten Koeffizienten gar nichts anderes übrig. In meiner Gedankenwelt hat körperlicher Kontakt keinerlei Bedeutung. Ich habe einmal, um die Erfahrung zu machen, die Arme um eine Roboter-Näherin gelegt. Der ganze Umstand hat mir lediglich eine Beule eingetragen. Einmal meinte ich, tatsächlich etwas zu spüren, etwas Elektrisches, das mich schwindelerregend durchzuckte und an langsam aufwärts schwebende elektrische Formen denken ließ. Doch bei genauer Untersuchung stellte ich fest, daß sich von einem Kabel die Isolierung gelöst hatte. Daher war das Gefühl ungültig.«

»Verdammt hochnäsiger Roboter«, knurrte Flaswell. »Entschuldigt meine Vermessenheit. Ich habe lediglich zu erklären versucht, daß ich persönlich meine Instruktionen unverständlich finde, also jede Art von körperlichem Kontakt zu verhindern, solange keine Hochzeitszeremonie abgehalten wurde. Aber so lauten sie nun einmal; das sind meine Befehle. Darf ich die Zeremonie nun nicht endlich hinter mich bringen?«

»Nein!« sagte Sheila.

Der Roboter zuckte ergeben mit den Schultern und glitt ins Gebüsch.

»Ich kann es nicht ausstehen, wenn ein Roboter seine Grenzen nicht kennt«, sagte Flaswell. »Aber es ist schon in Ordnung.«

»Was?«

»Ja«, antwortete Flaswell im Brustton der Überzeugung. »Du bist genauso gut wie jedes Siedlermodell und weitaus hübscher. Willst du mich heiraten, Sheila?«

Der Roboter, der sich im Gebüsch herumgetrieben hatte, glitt eifrig zu ihnen heran. »Nein«, erwiderte Sheila. »Nein?« wiederholte Flaswell verständnislos. »Das haben Sie doch gehört. Nein! Nein und nochmals nein!«

»Warum denn nicht? Du paßt so gut hierher, Sheila. Die Roboter beten dich an. Ich habe sie noch nie so gut arbeiten gese-

hen...«

»Ihre Roboter interessieren mich nicht«, erklärte sie, sehr aufrecht dastehend, das Haar in Unordnung, mit funkelnden Augen. »Und Ihr Planetoid interessiert mich auch nicht. Und Sie persönlich interessieren mich schon ganz und gar nicht. Ich gehe nach Srinigar V, wo ich die verhätschelte Braut des Paschas von Srae sein werde!«

Sie starrten einander an, Sheila käseweiß vor Wut, Flaswell rot vor Verwirrung.

Der Roboter sagte: »Soll ich jetzt mit der Trauung beginnen? Werte Liebende...«

Sheila machte auf dem Absatz kehrt und lief auf das Haus zu. »Ich verstehe das nicht«, sagte der Roboter mit wehleidiger Stimme. »Das ist alles sehr verwirrend. Wann findet die Trauung denn nun statt?«

»Gar nicht«, sagte Flaswell und stapfte mit wütendem Gesicht zum Haus zurück.

Der Roboter zögerte, seufzte metallisch und hastete der Ultra-Deluxe-Modellbraut nach.

Die ganze Nacht über saß Flaswell in seinem Zimmer, betrank sich und hielt Selbstgespräche. Als es Tag wurde, klopfte der zuverlässige Gunga-Sam an die Tür und glitt ins Zimmer. »Frauen!« fauchte Flaswell seinen Diensthofen an. »Äh?« sagte Gunga-Sam.

»Ich werde sie nie begreifen«, erklärte Flaswell. »Sie hat mich angeführt. Ich dachte, sie wollte hierblieben. Ich dachte...«

»Der Kopf eines Mannes ist voller Nebel und düster«, sagte Gunga-Sam, »aber verglichen mit dem einer Frau ist er ein Kristall.«

»Woher hast du das denn?« fragte Flaswell. »Das ist ein uraltes Roboter-Spruchwort.«

»Ihr Roboter. Manchmal frage ich mich, ob ihr nicht doch eine Seele habt.«

»Oh, nein, Mr. Flaswell, Boß. In unserer Konstruktionsanweisung steht ausdrücklich, daß Roboter ohne Seele gebaut werden sollen, um ihnen Kummer zu ersparen.«

»Eine sehr weise Maßnahme«, sagte Flaswell. »Das sollte man sich bei Menschen auch mal überlegen. Na ja, zum Teufel mit ihr. Was willst du?«

»Ich wollte dir sagen, daß die Frachtrakete landet.« Flaswell wurde blaß. »Jetzt schon? Dann bringt sie meine neue Braut!«

»Zweifellos.«

»Und nimmt Sheila mit nach Srinigar V.«

»Bestimmt, Sir.«

Flaswell stöhnte auf und schlug sich an die Stirn. Dann sagte er: »Okay, gut. Ich schaue nach, ob sie fertig ist.« Er fand Sheila im Wohnzimmer, von wo aus sie die Landung der Frachtrakete beobachtete. »Viel Glück, Edward«, sagte sie. »Ich hoffe, Ihre neue Braut erfüllt all Ihre Erwartungen.« Die Frachtrakete kam zum Stillstand, und die Roboter gingen daran, eine große Kiste auszuladen.

»Ich sollte wohl gehen«, sagte Sheila. »Sie werden nicht lange warten.« Sie hielt ihm die Hand hin. Flaswell ergriff sie.

Er hielt ihre Hand eine Weile in seiner, und dann bemerkte er, daß er ihren Arm ergriffen hatte. Sie zog ihn nicht zurück, und auch der Heiratsroboter kam nicht ins Zimmer gestürzt. Auf einmal hatte er Sheila in den Armen. Er küßte sie und fühlte sich genau wie eine kleine Sonne, die zur Nova wird. Nach einer Weile sagte sie: »Wow«, heiser, mit einem ungläubigen Ton in der Stimme.

Flaswell räusperte sich zweimal. »Sheila, ich liebe dich. Ich kann dir hier keinen großen Luxus bieten, aber wenn du bleiben würdest...«

»Es wird langsam Zeit, daß du deine Liebe für mich entdeckst, du Dummkopf!« sagte sie. »Natürlich bleibe ich!«

Die nächsten Minuten waren überschwenglich und entschieden

schwindelerregend. Schließlich wurden sie von lauten Roboter-Stimmen vor der Tür unterbrochen. Die Tür flog auf, und der Heiratsroboter kam hereingestapft, gefolgt von Gunga-Sam und zwei Mechanikern.

»Also wirklich!« sagte die Duenna. »Das ist ja unglaublich. Daß ich tatsächlich den Tag noch erlebe, an dem sich Roboter gegen Roboter stellt!«

»Was ist passiert?« fragte Flaswell.

»Dieser dein Vorarbeiter hat auf mir draufgesessen!« empörte sich der Hochzeitsroboter. »Und seine Kumpane haben meine Arme und Beine festgehalten. Ich habe bloß versucht, dieses Zimmer zu betreten und meine Pflicht zu tun, wie sie mir von der Regierung und von der Roebuck-Ward-Gesellschaft aufgegeben wurde.«

»Wirklich, Gunga-Sam!« meinte Flaswell grinsend. Der Hochzeitsroboter eilte zu Sheila. »Fehlt dir auch nichts? Hast du keine Beulen? Irgendwelche Kurzschlüsse?«

»Ich glaube nicht«, keuchte Sheila atemlos. Gunga-Sam wandte sich an Flaswell: »Die Schuld liegt allein bei mir, Chef, Sir. Aber jeder weiß ja, daß ein Mann und eine Frau allein sein müssen, wenn sie umeinander werben. Ich habe nur getan, was ich in dieser Hinsicht den Menschen schuldig zu sein meinte, Mr. Flaswell, Chef, Sahib.«

»Das hast du gut gemacht, Gunga-Sam«, sagte Flaswell. »Ich bin zutiefst dankbar und – ach du meine Güte!«

»Was ist denn?« erkundigte sich Sheila besorgt. Flaswell starrte aus dem Fenster. Die Landwirtschaftsroboter kamen mit der großen Kiste angeschleppt.

»Die Siedler-Modellbraut!« rief Flaswell. »Was sollen wir machen, Liebling. Ich habe dich abbestellt und für die andere einen gültigen Vertrag abgeschlossen. Meinst du, wir können ihn brechen?«

Sheila lachte. »Mach dir keine Sorgen. In der Kiste da ist keine

Siedler-Modellbraut. Dein Auftrag wurde gleich, nachdem er eingegangen war, storniert.«

»Wirklich?«

»Sicher.« Sie senkte schamvoll den Blick. »Du wirst mich deswegen verachten, doch...«

»Bestimmt nicht«, versprach er. »Was hat das zu bedeuten?«

»Also, die Fotos der Siedler sind bei Roebuck-Ward gespeichert, weißt du, so daß die Bräute sich ansehen können, wen sie kriegen. Man hat die Wahl – als Braut, meine ich –, und ich hatte da schon so lange herumgehungen, weil es mir nicht gelang, den Ultra-Deluxe-Status loszuwerden, daß ich mich – daß ich mich mit dem Chef der Bestellabteilung anfreundete. Und«, erklärte sie hastig, »ich habe es geschafft, daß ich hierher geschickt wurde.«

»Aber der Pascha von Srae...«

»Den habe ich erfunden.«

»Warum denn?« fragte Flaswell. »Du bist so hübsch... daß jeder denkt, ich würde ein gutes Spielzeug für einen verwöhnten, dicklichen Schwachkopf abgeben«, beendete sie den Satz in Rage. »Das will ich nicht! Ich will einfach eine Frau sein! Und ich bin so gut wie jedes stämmige, häusliche Heimchen am Herd!«

»Besser«, sagte er.

»Ich kann kochen und Roboter verarzten und praktisch sein, oder? Habe ich das nicht bewiesen?«

»Natürlich hast du das, Schatz.«

Sie fing an zu weinen. »Aber kein Mensch wollte das glauben, also mußte ich mir diese List ausdenken, damit du mich so lange hierbleiben läßt – bis du dich in mich verliebt hast.«

»Das habe ich dann ja auch«, sagte er und trocknete ihre Tränen. »Es hat alles großartig geklappt. Die ganze Sache war ein glücklicher Zufall.«

Gunga-Sams Metallgesicht sah aus, als würde es rot werden.

»Willst du etwa sagen, daß es kein Zufall war?« rief Flaswell aus. »Nun, Sir, Mr. Flaswell, Effendi, es ist ja wohlbekannt, daß ein Mann eine attraktive Frau braucht. Das Siedlermodell hörte sich ein bißchen schlicht an, und Memsahib Sheila ist die Tochter von einem Freund meines ehemaligen Herrn. Ich habe mir also die Freiheit genommen, den Auftrag direkt an sie zu schicken. Sie hat ihren Freund in der Bestellabteilung dazu überredet, ihr dein Foto zu zeigen und sie herzuschicken. Ich hoffe, du bist deinem ergebenen Diener nicht böse, daß er ungehorsam war.«

»Da soll mich doch der Teufel holen«, brach es aus Flaswell schließlich heraus. »Genau wie ich immer gesagt habe – ihr Roboter versteht die Menschen besser als sonst jemand.« Er wandte sich an Sheila. »Was ist denn nun aber in der Kiste?«

»Meine Kleider und mein Schmuck, meine Schuhe, meine Kosmetik, mein Haar-Styler, mein...«

»Aber...«

»Du möchtest doch, daß ich nett aussehe, wenn wir Besuche machen?« sagte Sheila. »Schließlich ist Cythera III nur fünfzehn Tage weit weg. Ich habe mir das angesehen, bevor ich herkam.« Flaswell nickte ergeben. Etwas in der Art war von einem Ultra-Deluxe-Modell ja zu erwarten gewesen. »Jetzt!« rief Sheila und wandte sich an den Heiratsroboter. Er gab keine Antwort. »Jetzt!« rief Flaswell. »Seid ihr ganz sicher?« erkundigte sich der Roboter schmollend.

»Ja! Fang an!«

»Ich begreife das einfach nicht«, meinte der Heiratsroboter. »Warum jetzt? Warum nicht letzte Woche? Bin ich denn hier der einzige, der noch ganz bei Trost ist? Na gut. Werte Liebende...« Und endlich fand die Trauung statt. Flaswell verkündete einen dreitägigen Urlaub, und die Roboter sangen und tanzten und feierten in ihrer sorglosen Roboter-Art.

Danach war das Leben auf Chance nicht mehr wie früher. Die Flaswells führten ein gesellschaftliches Leben, das sich in Grenzen hielt. Hin und wieder besuchten sie Ehepaare, die fünfzehn

oder zwanzig Tage weit weg wohnten, auf Cythera III, auf Tham and Randico I, oder sie wurden von ihnen besucht. Die übrige Zeit jedoch war Sheila eine untadelige Siedlerfrau, beliebt bei den Robotern, von ihrem Mann auf Händen getragen. Der Hochzeitsroboter, den ihm eingestanzten Anweisungen gemäß, betätigte sich als Kassierer und Buchhalter, Fähigkeiten, die seinem Charakter komischerweise sehr gut entsprachen. Häufig meinte er, der ganze Laden würde zusammenbrechen, wenn es ihn nicht gäbe.

Die anderen Roboter aber fuhren fort, Thorium aus dem Boden zu buddeln, die Edelfrüchte wuchsen und gediehen, und Flaswell und Sheila trugen gemeinsam die Bürde des Menschen. Flaswell konnte sich nicht genug tun, die Vorteile, bei Roebuck-Ward einzukaufen, zu loben. Sheila jedoch wußte, daß der wahre Vorteil darin bestand, einen Vorarbeiter wie den ergebenen Gunga-Sam zu haben – auch wenn er keine Seele hatte.

Furcht in der Nacht

Sie hörte sich schreien, als sie aufwachte, und war sich bewußt, daß sie schon einige Sekunden lang geschrien haben mußte. Es war kalt im Zimmer, doch sie war in Schweiß gebadet; er lief ihr über Gesicht und Schultern und tränkte ihr Nachthemd auf der Vorderseite. Ihr Rücken war schweißnaß, genau wie das Laken unter ihr.

Sie hatte sofort einen Schüttelfrost. »Ist alles in Ordnung?« fragte ihr Mann.

Für eine Weile konnte sie nicht antworten. Sie hatte die Füße angezogen und schlang die Arme fest darum, um zu versuchen, das Zittern zu stoppen.

Ihr Mann war eine finstere Masse neben ihr, eine lange, dunkle Rolle, die sich vom schwach schimmernden Laken abhob. Als sie zu ihm hinsah, fing sie erneut an zu zittern. »Ist dir damit geholfen, wenn ich das Licht anknipse?« fragte er. »Nein!« sagte sie scharf. »Rühr dich nicht – bitte!« Und dann war nur noch das gleichmäßige Ticken des Weckers zu hören, aber auch das war irgendwie voller Bedrohlichkeit. »Ist es wieder passiert?«

»Ja«, erwiderte sie. »Genau dasselbe. Um Himmels willen, rühr mich nicht an!« Er hatte begonnen, näher an sie heranzurücken, sich dunkel und gekrümmt vom Laken abhebend, und wieder wurde sie von heftigem Zittern gepackt.

»Der Traum«, hob er vorsichtig an, »war er... war ich...?« Rücksichtsvoll ließ er es unausgesprochen, veränderte etwas seine Lage auf dem Bett, vorsichtig, damit sie keine Angst bekam.

Doch langsam bekam sie wieder eine Gewalt über sich. Sie löste ihre Hände voneinander und preßte die Handflächen fest und flach auf das Bett.

»Ja«, sagte sie. »Wieder die Schlangen. Sie sind über meinen ganzen Körper gekrochen. Große und kleine, Hunderte. Das ganze Zimmer war voll, und durch die Tür, durch die Fenster kamen immer mehr. Der Schrank war voll mit Schlangen, so voll, daß sie unter der Tür hindurch auf den Fußboden kamen –«

»Ruhig«, sagte er. »Bist du sicher, daß du darüber reden möchtest?«

Sie gab keine Antwort.

»Soll ich das Licht jetzt anmachen?« fragte er sie sanft. Sie zögerte, dann sagte sie: »Noch nicht. Ich traue mich noch nicht.«

»Aha«, meinte er mit einer Stimme, aus der völliges Verständnis sprach. »Danach der andere Teil des Traumes...«

»Ja.«

»Hör mal, vielleicht solltest du nicht darüber reden.«

»Laß uns darüber reden.« Sie versuchte zu lachen, brachte aber nur ein Husten heraus. »Man sollte meinen, ich würde mich allmählich daran gewöhnen. Wieviel Nächte geht das jetzt schon?«

Der Traum fing stets mit der kleinen Schlange an, die ihr langsam über den Arm kroch und sie mit bösen roten Augen beobachtete. Sie schleuderte sie, sich im Bett aufsetzend, von sich. Dann schlängelte sich eine zweite über die Bettdecke, dicker, schneller. Auch diese schleuderte sie von sich, indem sie mit einem Satz aus dem Bett sprang und sich auf den Fußboden stellte. Dann war da eine unter ihren Füßen, und eine ringelte sich in ihren Haaren und schlängelte sich über ihre Augen, und durch die inzwischen geöffnete Tür kamen noch mehr, sie zurück aufs Bett zwingend, wo sie schrie und nach ihrem Mann griff. Doch in dem Traum war ihr Mann nicht da. Im Bett neben ihr, sich als lange, dunkle Rolle vom schwach schimmernden Laken abhebend, lag eine riesige Schlange. Das merkte sie erst, wenn sie die Arme um sie geschlungen hatte.

»Mach jetzt das Licht an«, befahl sie. Ihre Muskeln spannten sich, drückten gegeneinander, als das Licht durchs Zimmer flutete. Ihre Schenkel strafften sich, bereit, sie aus dem Bett zu katapultieren, wenn... Aber es war doch ihr Mann.

»Lieber Gott«, stieß sie außer Atem hervor, ließ die Spannung aus ihrem Körper und sackte auf die Matratze. »Überrascht?«

fragte er, ein scheues Lächeln aufsetzend. »Jedes Mal«, erzählte sie ihm, »jedes Mal bin ich sicher, daß du nicht da bist. Ich bin überzeugt, daß da eine Schlange liegt.« Sie berührte seinen Arm, um ganz sicher zu gehen. »Siehst du, wie töricht das alles ist?« sagte er leise, besänftigend. »Wenn du doch nur vergessen würdest. Du brauchtest bloß Vertrauen zu mir zu haben, dann würden diese Alpträume aufhören.«

»Ich weiß«, sagte sie und nahm begierig die Einzelheiten des Zimmers in sich auf. Der kleine Telefontisch mit dem Durcheinander von hingekritzelten Nummern und Nachrichten war überaus beruhigend. Der verschrammte Mahagonisekretär war ein alter Freund, ebenso das kleine Radio und die Zeitung auf dem Fußboden. Und wie gesund ihr smaragdgrünes Kleid aussah, das sie nachlässig über den Sessel geworfen hatte!

»Der Arzt hat dir genau dasselbe gesagt«, meinte er. »Als wir den Krach hatten, hast du alles, was schiefging, mit mir in Verbindung gebracht, alles, was dich gekränkt hat. Und jetzt, wo wir uns wieder vertragen, tust du das immer noch.«

»Nicht bewußt«, sagte sie. »Ich schwöre, nicht bewußt.«

»Aber trotzdem tust du es«, beharrte er. »Erinnerst du dich noch, als ich mich scheiden lassen wollte? Als ich dir sagte, ich hätte dich nie geliebt? Denk mal zurück, wie du mich damals gehaßt hast, auch wenn du mich nicht freigegeben wolltest.« Er hielt inne, um zu Atem zu kommen. »Du hast Heien und mich gehaßt. Das hat seinen Tribut gefordert. Der Haß ist geblieben, trotz unserer Aussöhnung.«

»Ich glaube nicht, daß ich dich jemals gehaßt habe«, sagte sie, »Nur Heien – dieses dürre Äffchen!«

»Sprich nicht schlecht von denen, die die Mühsal hinter sich haben«, murmelte er.

»Ja«, sagte sie nachdenklich. »Ich fürchte, ich habe sie in diesen Zusammenbruch getrieben. Ich kann nicht sagen, daß es mir leid tut. Meinst du, sie spukt hinter mir her?«

»Mach dir keine Vorwürfe«, beruhigte er sie. »Sie war über-

empfindlich, nervös, künstlerisch. Ein neurotischer Typ.«

»Ich komme über alles hinweg, jetzt, wo Heien tot ist.« Sie lächelte ihm zu, und die Sorgenfalten auf ihrer Stirn verschwanden. »Ich bin so verrückt nach dir«, flüsterte sie und strich ihm durch das hellbraune Haar. »Ich würde dich nie gehenlassen.«

»Das hoffe ich.« Er erwiderte ihr Lächeln. »Ich will nicht weg.«

»Du mußt mir nur helfen.«

»Mit ganzer Kraft.« Er beugte sich vor und gab ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange. »Aber, Liebes, wenn du über diese Alpträume nicht hinwegkommst, in denen ich die Rolle des Obersturken spiele, so lange muß ich...«

»Sprich es nicht aus«, murmelte sie rasch dazwischen. »Ich kann den Gedanken nicht ertragen. Und schließlich haben wir die schlimme Zeit hinter uns.« Er nickte.

»Du hast allerdings recht«, fuhr sie fort. »Ich glaube, ich probiere es mal mit einem anderen Psychiater. Lange halte ich das nicht mehr aus. Diese Träume, Nacht für Nacht.«

»Und sie werden immer schlimmer«, brachte er ihr mit gerunzelter Stirn in Erinnerung. »Anfangs kamen sie nur hin und wieder mal vor, jetzt schon jede Nacht. Wenn du nichts unternimmst, kommt es bald dazu...«

»Schon gut«, sagte sie. »Sprich nicht davon.«

»Ich muß. Ich mache mir langsam Sorgen. Wenn diese Schlangenfizierung weiterbesteht, fällst du in einer der nächsten Nächte mit dem Messer über mich her, während ich schlafe.«

»Nie«, erklärte sie. »Aber sprich nicht darüber. Ich möchte es vergessen. Ich glaube nicht, daß es wieder passiert. Was meinst du?«

»Ich hoffe, nicht«, sagte er.

Sie langte über ihn hinweg und knipste das Licht aus, gab ihm einen Kuß und schloß die Augen.

Ein paar Minuten später drehte sie sich auf die andere Seite.

Nach einer halben Stunde rollte sie sich wieder herum, sagte etwas Unzusammenhängendes und war still. Während der folgenden zwanzig Minuten zuckte sie einmal mit einer Schulter, machte außer dieser aber keine Bewegung.

Ihr Mann war eine dunkle Masse neben ihr, aufgestützt auf einen Ellbogen. Er lag da in der Dunkelheit, dachte nach, horchte auf ihre Atemzüge, hörte das Ticken des Weckers. Dann streckte er sich lang aus.

Langsam knotete er die Kordel seines Schlafanzugs auf und zog an ihr, bis er einen knappen halben Meter frei hatte. Dann schob er die Bettdecke zurück. Sehr vorsichtig rollte er mit der Kordel in der Hand näher an sie heran, auf ihre Atemzüge lauschend. Er legte ihr die Kordel auf den Arm. Langsam, pro Sekunde nur wenige Zentimeter, ließ er die Kordel über ihren Arm gleiten. Als bald stöhnte sie.

Das falsche Medikament

Am 2. Mai des Jahres 2103 ging Elwood Caswell mit einem geladenen Revolver in der Manteltasche schnellen Schrittes den Broadway hinunter. Er wollte die Waffe nicht benutzen, befürchtete aber, es trotzdem zu tun. Zu dieser Befürchtung hatte er allen Grund, denn Caswell war ein mordsüchtiger Irrer. Es war ein milder, diesiger Frühlingstag, und in der Luft lag der Geruch nach Regen und blühendem Hartriegel. Caswell hielt den Revolver mit der schweißnassen Rechten gepackt und dachte angestrengt darüber nach, ob es wohl einen einzigen triftigen Grund gab, einen Mann namens Magnessen nicht umzubringen, der neulich eine Bemerkung über Caswells gesundes Aussehen gemacht hatte.

Was ging es Magnessen an, wie er aussah? Verdammter Wichtigtuer, einem immer alles zu verderben... Caswell war ein aufbrausender kleiner Mann mit grimmigen, roten Augen, einem Bulldoggengesicht und rötlichen Haaren. Er gehörte zu der Sorte Mensch, die man sich gut auf einer Seifenkiste stehend vorstellen kann, von der herab sie vor Geschäftsleuten und feixenden Studenten Slogans wie »Der Mars den Marsmenschen, die Venus den Venusbewohnern!« verbreiten. In Wahrheit allerdings hatte Caswell an den beklagenswerten sozialen Verhältnissen, unter denen die Außerirdischen lebten, kein Interesse. Er war Jetbuschaffner bei der New Yorker *Rapid Transit Corporation*. Er kümmerte sich um seine eigenen Angelegenheiten. Und er war tatsächlich verrückt. Zum Glück war er sich dessen wenigstens manchmal, wenigstens mit der Hälfte seines Verstandes bewußt.

Aus allen Poren schwitzend, setzte Caswell seinen Weg den Broadway hinunter zur Filiale der Heimtherapiegeräte AG in der 43. Straße fort. Sein Freund Magnessen würde bald Feierabend haben und in seine kleine Wohnung heimkehren, die nicht einmal einen Häuserblock weit von Caswells eigener entfernt lag. Wie leicht wäre es, wie angenehm, dort hereinzuschneien, ein paar Worte zu wechseln und...

Nein! Caswell atmete tief durch und brachte sich in Erinnerung,

daß er eigentlich niemanden umbringen wollte. Es gehörte sich nicht, Leute zu töten. Die Obrigkeit würde ihn einsperren, seine Freunde würden ihn nicht verstehen, und seine Mutter hätte das nie gebilligt.

Doch diese Argumente kamen ihm blaß, übertrieben spitzfindig und ganz und gar kraftlos vor. Bestehen blieb die nackte Tatsache – er wollte Magnessen umbringen.

Konnte ein derart starkes Verlangen schlecht sein? Oder sogar ungesund?

Ja, das konnte es! Gequält aufstöhnend, rannte Caswell die letzten paar Meter in den Laden der Heimtherapiegeräte AG. Allein die Tatsache, sich an solch einem Ort zu befinden, gab ihm auf der Stelle ein Gefühl der Erleichterung. Die Beleuchtung war diskret, die Vorhänge neutral, die Aufstellung der glänzenden Therapiemaschinen weder zu abweisend noch zu aufdringlich. Man hätte sich in ihrem Schatten beseligt auf dem Teppich ausstrecken können, sicher in dem Bewußtsein, daß Hilfe gegen jede Art von Leiden zur Hand war.

Ein Verkäufer mit schütterem Haar und einer langen, hochmütigen Nase glitt lautlos, aber nicht zu lautlos, heran und murmelte: »Was kann ich für Sie tun?«

»Therapie!« sagte Caswell.

»Selbstverständlich, der Herr«, erwiderte der Verkäufer, glättete seine Rockaufschläge und setzte ein gewinnendes Lächeln auf. »Dazu sind wir da.« Er sah Caswell forschend an, stellte im Nu im Geist eine Diagnose und legte die Hand auf eine blankgeputzte Maschine in Weiß und Kupfer.

»Also dies hier«, erklärte er, »ist der neue Apparat zur Heilung von Alkoholismus, hergestellt von IBM und in führenden Geschäften im Angebot. Ein hübsches Möbelstück – Sie werden mir da, glaube ich, zustimmen –, das sich in jedes Heim gut und passend einfügt. Klappt man es auf, ist es ein Fernsehapparat.«

Mit einer Drehung seines schmalen Handgelenkes öffnete der Verkäufer das Gerät zur Heilung von Alkoholismus, und ein 52er

Bildschirm kam zum Vorschein. »Ich brauche – « hob Caswell an.

» – Therapie«, beendete der Verkäufer den Satz. »Selbstverständlich. Ich wollte Ihnen lediglich vorführen, daß dieses Modell Sie, Ihre Freunde oder Lieben niemals in peinliche Situationen bringen muß. Richten Sie, wenn Sie so freundlich sein wollen, Ihr Augenmerk auf die versenkbare Wählscheibe, auf der Sie den gewünschten Grad Ihres Alkoholkonsums einstellen können. Sehen Sie? Wenn Sie keine völlige Abstinenz wünschen, können Sie zwischen übermäßig, mäßig, gesellig oder gering wählen. Das ist ein neues Konzept, einzigartig in der Mechanotherapie.«

»Ich bin kein Alkoholiker«, sagte Caswell mit nicht zu überhörender Würde in der Stimme. »Die New Yorker *Rapid Transit Corporation* stellt keine Alkoholiker ein.«

»Oh«, sagte der Verkäufer verwundert und spontan und warf einen ungläubigen Blick auf Caswells blutunterlaufene Augen. »Sie scheinen etwas nervös zu sein. Vielleicht der tragbare Angsthemmer von Bendix...«

»Mit Angst habe ich auch nichts am Hut. Was können Sie denn gegen Mordsucht anbieten?«

Der Verkäufer schürzte die Lippen. »Schizophrenen oder manisch-depressiven Ursprungs?«

»Keine Ahnung«, gestand Caswell ziemlich verblüfft ein. »Das ist auch egal«, erklärte ihm der Verkäufer. »Nur so eine private Theorie von mir. Nach den Erfahrungen, die ich hier im Geschäft gemacht habe, neigen Rothaarige und Blonde zu Schizophrenie, während Brünette einen Hang zu manischen Depressionen haben.«

»Sehr interessant. Arbeiten Sie schon lange hier?«

»Seit einer Woche. Nun denn, hier ist genau das, was Sie brauchen, der Herr.« Er legte die Hand liebevoll auf eine flache schwarze Maschine mit Chromverzierungen. »Was ist das?« fragte Caswell neugierig.

»Das ist der Rex-Regenerator, der Herr, hergestellt von General Motors. Ist er nicht hübsch? Er paßt zu jeder Einrichtung, und wenn man ihn aufklappt, ist er eine wohlbestückte Bar. Ihre Freunde und Ihre Familie brauchen nie zu wissen...«

»Kuriert er eine Mordsucht?« erkundigte sich Caswell. »Eine übermächtige?«

»Absolut. Bringen Sie ihn nicht mit den kleinen Neurosemodellen von zehn Ampere durcheinander. Dieses hier ist eine kräftige, leistungsstarke Maschine von fünfundzwanzig Ampere, die es mit den wirklich tiefwurzelnden Fällen aufnehmen kann.«

»So einer bin ich«, erklärte Caswell mit verzeihlichem Stolz. »Dieses Baby wird Ihr Leiden aus Ihnen herausschütteln. Große, leistungsstarke Drucklager! Überdimensionale Hitzeabsorber! Vollständig isoliert! Sensitivitätsumfang von über...«

»Ich nehme ihn«, sagte Caswell. »Auf der Stelle. Ich zahle bar.«

»Gut! Ich rufe nur eben im Lager an und...«

»Der hier tut es auch«, sagte Caswell und zog seine Brieftasche heraus. »Ich habe es mit der Benutzung ausgesprochen eilig. Ich will nämlich meinen Freund Magnessen umbringen, müssen Sie wissen.«

Der Verkäufer gluckste wohlwollend. »Das meinen Sie doch nicht im Ernst... Zuzüglich fünf Prozent Verkaufssteuer. Vielen Dank, der Herr. Eine ausführliche Gebrauchsanweisung liegt bei.« Caswell bedankte sich, lud sich den Regenerator auf beide Arme und eilte hinaus.

Nachdem er sich seine Provision ausgerechnet hatte, lächelte der Verkäufer in sich hinein und zündete sich eine Zigarette an. Die Freude wurde ihm verdorben, als der Geschäftsführer, ein großer Mann mit eindrucksvollem Pincenez, aus seinem Büro gestürmt kam.

»Haskins«, donnerte er, »ich glaube, ich hatte Sie darum gebeten, sich diese scheußliche Unart abzugewöhnen.«

»Sehr wohl, Mr. Follansby, es tut mir leid, Sir«, entschuldigte sich Haskins und drückte die Zigarette aus. »Ich werde mich so gleich an den ausgestellten Denikotinisator anschließen. Einen recht guten Verkauf habe ich getätigt, Mr. Follansby. Einen der großen Rex-Regeneratoren.«

»Tatsächlich?« sagte der Geschäftsführer beeindruckt und zugleich verwundert. »Es kommt nicht sehr häufig vor, daß wir – Moment mal! Sie haben doch wohl nicht das *Vorführmodell* verkauft, oder?«

»Warum – also, ich fürchte doch, Mr. Follansby. Der Kunde hatte es schrecklich eilig. Hätte ich denn Veranlassung...« Mr. Follansby griff sich mit beiden Händen an die vorspringende weiße Stirn, als hätte er die Absicht, sie sich herunterzureißen. »Haskins, das habe ich Ihnen doch gesagt! Ich muß es Ihnen gesagt haben! Der Vorführ-Regenerator war das Mars-Modell. Um *Marsmenschen* mechanotherapeutisch zu behandeln.«

»Oh«, sagte Haskins. Er überlegte einen Moment. »Oh.« Mr. Follansby starrte seinen Verkäufer mit grimmigem Schweigen an.

»Spielt das denn wirklich eine Rolle?« fragte Haskins rasch. »Die Maschine macht mit Sicherheit keinen Unterschied. Ich würde meinen, sie behandelt eine Neigung zur Mordsucht auch dann, wenn der Patient kein Marsmensch ist.«

»Die Marsrasse hatte auch nie die leiseste Neigung zur Mordsucht. In den für den Mars bestimmten Regenerator ist nicht einmal der Begriff eingespeist. Selbstverständlich wird er ihn behandeln. Er muß. *Aber was wird er behandeln?*«

»Oh«, sagte Haskins.

»Der arme Teufel muß aufgehalten werden, bevor – was haben Sie gesagt, er ist *mordsüchtig*? Ich habe keine Ahnung, was passiert! Schnell, wie ist seine Adresse?«

»Tja, Mr. Follansby, er hatte es so schrecklich eilig...« Der Geschäftsführer warf ihm einen langen, ungläubigen Blick zu. »Holen Sie die Polizei! Rufen Sie den Sicherheitsdienst von General

Motors an! Finden Sie ihn!« Haskins rannte zur Tür.

»Halt!« brüllte der Geschäftsführer und kämpfte sich mühsam in seinen Regenmantel. »Ich komme mit!«

Elwood Caswell war mit einem Taxicopter nach Hause zurückgekehrt. Er hievte den Regenerator ins Wohnzimmer, stellte ihn neben der Couch auf den Fußboden und betrachtete ihn nachdenklich.

»Der Verkäufer hatte recht«, sagte er nach einer Weile. »Er paßt zum Zimmer.«

In ästhetischer Hinsicht war die Maschine ein Erfolg. Caswell nahm den Anblick noch eine Weile länger in sich auf, ging dann in die Küche und machte sich ein Sandwich mit Huhn. Er aß es langsam, wobei er einen Punkt links oberhalb der Küchenuhr fixierte.

Zum Teufel mit dir, Magnessen! Dreckiger überwollerischer verlogener schiefäugiger Feind all dessen, was sauber und anständig ist in der Welt...

Er zog den Revolver aus der Manteltasche und legte ihn auf den Tisch. Mit steifem Zeigefinger schob er ihn in verschiedene Positionen.

Es war Zeit, die Therapie zu beginnen. Außer, daß...

Caswell wurde sich besorgt bewußt, daß er den Wunsch, Magnessen umzubringen, nicht verlieren wollte. Was sollte aus ihm werden, wenn er diesen Drang einbüßte? Sein Leben würde jeglichen Sinn verlieren, jeden Zusammenhang, jede Würze und jeden Schwung. Es würde mit Sicherheit ziemlich eintönig werden. Außerdem hatte er einen tiefen und ehrlichen Groll gegen Magnessen, einen, an den er gar nicht denken mochte. Irene!

Seine arme Schwester, verführt von dem gerissenen und hinterlistigen Magnessen, ruiniert von ihm und beiseite geschmissen. Gab es einen besseren Grund für einen Mann, seinen Revolver zu nehmen und...

Caswell fiel rechtzeitig ein, daß er keine Schwester hatte. Nun

war es wirklich Zeit, die Therapie zu beginnen. Er ging ins Wohnzimmer und fand die Gebrauchsanweisung in einem Lüftungsschlitz der Maschine. Er schlug sie auf und las:

Zur Bedienung aller Modelle des Rex-Regenerators:

- 1. Stellen Sie den Regenerator neben eine bequeme Couch! (Eine bequeme Couch können Sie als weiteres Zubehör bei jedem General Motors-Händler erwerben.)*
- 2. Schließen Sie die Maschine an. 3. Befestigen Sie das regulierbare Kontaktband an der Stirn. Und das ist alles! Ihr Regenerator übernimmt den Rest!*

Sprachbarrieren oder Dialektprobleme gibt es nicht, da der Regenerator nach dem Prinzip des Direct Sense Contact funktioniert (Patent angemeldet). Sie brauchen lediglich zu kooperieren.

Versuchen Sie, keinerlei Verlegenheit oder Scham zu empfinden. Jeder hat Probleme, und viele davon sind schlimmer als Ihre! Ihr Regenerator interessiert sich nicht für Ihre moralischen oder ethischen Einstellungen, glauben Sie also nicht, er würde Sie »beurteilen«. Er hat nur den Wunsch, Ihnen zu helfen, gesund und glücklich zu werden. Sobald er genügend Daten gesammelt und verarbeitet hat, beginnt Ihr Regenerator mit der Behandlung. Sie gestalten die Sitzungen so lang oder so kurz Sie wollen. Sie sind der Boß! Und natürlich können Sie eine Sitzung jederzeit abbrechen. Mehr ist nicht dabei! Leicht, was? Schließen Sie jetzt Ihren Regenerator von General Motors an und werden Sie gesund!

»Das ist überhaupt nicht schwer«, sagte Caswell zu sich. Er schob den Regenerator dichter an die Couch heran und schloß ihn an. Er hob langsam und vorsichtig das Stirnband hoch, wollte es sich überstreifen, hielt inne. »Ich komme mir so blöd vor!« kicherte er. Abrupt schloß er den Mund und starrte die schwarze, verchromte Maschine streitsüchtig an.

»Du bildest dir also ein, du könntest mich gesund machen,

he?« Der Regenerator gab keine Antwort.

»Na gut, nur zu, probier es.« Er streifte sich das Stirnband über, verschränkte die Arme über der Brust und lehnte sich zurück.

Nichts passierte. Caswell setzte sich bequemer auf der Couch zurecht. Er kratzte sich die Schulter und zupfte an dem Stirnband herum, bis es besser saß.

Immer noch nichts. Seine Gedanken begannen zu schweifen.

Magnessen! Du aufdringlicher, arroganter Hornochse, du widerlicher –

»Guten Tag«, murmelte eine Stimme in seinem Kopf. »Ich bin Ihr Mechanotherapeut.«

Caswell zuckte schuldbewußt zusammen. »Hallo. Ich habe nur mal – verstehen Sie? – nur mal so...«

»Natürlich«, beruhigte ihn die Maschine. »Das tun wir doch alle, oder? Ich durchforste jetzt das Material in Ihrem Vorbewußtsein, um zu einer Synthese, Diagnose, Prognose und Behandlung zu kommen. Ich finde... Ja?«

»Einen Moment.« Der Regenerator schwieg ein paar Minuten. Dann sagte er zögernd: »Dies ist zweifellos ein höchst ungewöhnlicher Fall.«

»Wirklich?« fragte Caswell erfreut.

»Ja. Die Koeffizienten scheinen – ich bin nicht sicher...« Die roboterhafte Stimme der Maschine wurde schwächer. Die Kontrolllampe fing an zu flackern und auszugehen. »He, was ist denn los?«

»Eine Konfusion«, sagte die Maschine. »Natürlich«, fuhr sie mit kräftigerer Stimme fort, »braucht die ungewöhnliche Natur der Symptome für eine kompetente therapeutische Maschine kein vollständiges Rätsel zu sein. Ein Symptom, und ist es auch noch so bizarr, ist nicht mehr als ein Wegweiser, ein Hinweis auf innere Schwierigkeiten. Und alle Symptome können mit dem breiten Hauptstrom der bewiesenen Theorie in Beziehung gebracht wer-

den. Da die Theorie gültig ist, müssen die Symptome passen. Auf der Basis dieser Annahme werden wir fortfahren.«

»Sind Sie sicher, daß Sie wissen, was Sie tun?« fragte Caswell, dem ganz wirr im Kopf war.

Aufbrausend, mit grell entflammter Kontrollampe, erwiderte die Maschine: »Mechanotherapie ist heute eine exakte Wissenschaft und läßt keine signifikanten Irrtümer zu. Wir fahren mit einem Wortassoziationstest fort.«

»Schießen Sie los«, sagte Caswell. »Haus?«

»Heim.«

»Hund?«

»Katze.«

»Fleefl?«

Caswell zögerte und bemühte sich, das Wort zu begreifen. Es hörte sich vage wie ein Begriff aus der Marssprache an, könnte aber auch aus der Venussprache stammen, wenn nicht gar – »Fleefl?« wiederholte der Regenerator.

»Marfusch«, entgegnete Caswell mit einem Wort, das er in diesem Moment erfunden hatte. »Laut?«

»Süß.«

»Grün?«

»Mutter.«

»Thanagoyes?«

»Patamathonga.«

»Arrides?«

»Nexothesmodrastica.«

»Chtheesnohelgnopteces?«

»Rigamaru latasentricpropatria!« schoß Caswell zurück. Hier handelte es sich um eine Aneinanderreihung von Klängen, auf

die er sich ganz besonders etwas zugute hielt. Der Durchschnittsmensch wäre nicht einmal in der Lage gewesen, sie auszusprechen.

»Hmm«, meinte der Regenerator. »Das Muster stimmt. Es stimmt immer.«

»Welches Muster?«

»Sie leiden«, unterrichtete ihn die Maschine, »an einem klassischen Fall von feemischem Verlangen, das durch starke dwarkische Absichten kompliziert wird.«

»Tatsächlich? Ich dachte, ich wäre mordsüchtig.«

»Einen solchen Begriff gibt es nicht«, sagte die Maschine streng. »Ich muß ihn daher als unsinnige Silbenbildung zurückweisen. Bedenken Sie nun folgendes: Das feemische Verlangen ist vollkommen normal. Das dürfen Sie nie vergessen. Aber gewöhnlich wird es in einem frühen Stadium durch die hovendische Reaktion ersetzt. Personen, denen diese grundlegende Umweltreaktion fehlt...«

»Ich bin nicht ganz sicher, ob ich weiß, wovon Sie reden«, gestand Caswell.

»Bitte, Sir! Über eins müssen wir uns auf der Stelle einigen: *Sie* sind der Patient, *ich* bin der Mechanotherapeut. Sie haben Ihr Leiden in meine Hände gelegt, damit ich es behandle. Aber Sie können keine Hilfe erwarten, wenn Sie nicht mitarbeiten.«

»In Ordnung«, sagte Caswell. »Ich werde mich bemühen.«

Bis jetzt hatte er sich im warmen Glanz der Überlegenheit gesonnt. Alles, was die Maschine gesagt hatte, war ihm ziemlich komisch vorgekommen. Tatsächlich hatte er sich sogar befähigt gefühlt, auf einige Dinge hinzuweisen, die bei dem Mechanotherapeuten nicht stimmten.

Nun verflüchtigte sich dieses Gefühl des Wohlbehagens, wie immer, und Caswell war allein, schrecklich allein und verloren, ein Geschöpf seiner Zwänge, auf der Suche nach ein klein wenig Ruhe und Zufriedenheit.

Er würde sich allem unterziehen, um sie zu finden. Streng rief er sich in Erinnerung, daß er nicht das Recht hatte, sich über den Mechanotherapeuten auszulassen. Diese Maschinen wußten, was sie taten und seit langem getan hatten. Er würde mitarbeiten, ganz egal, wie abseitig sich die Behandlung von seinem Laienstandpunkt her ausnahm.

Es war jedoch klar, dachte Caswell, sich grimmig in die Polster der Couch zurücklehnend, daß die Mechanotherapie weitaus schwieriger sein würde, als er sie sich vorgestellt hatte.

Die Suche nach dem verschwundenen Kunden war kurz und zwecklos gewesen. Er war auf den wimmelnden Straßen New Yorks nirgends zu finden, und kein Mensch konnte sich daran erinnern, einen rothaarigen kleinen Mann mit geröteten Augen und auf dem Arm eine schwarze therapeutische Maschine gesehen zu haben.

Der Anblick war viel zu üblich.

Auf einen dringenden Telefonanruf hin kam unverzüglich die Polizei, vier Mann hoch, angeführt von einem beunruhigten jungen Detektivleutnant namens Smith.

Smith konnte gerade noch fragen: »Sagen Sie mal, warum machen Sie eigentlich keine Schilder an die Sachen?«, als es eine Unterbrechung gab.

Ein Mann drängelte sich an dem an der Tür stehenden Polizisten vorbei. Er war groß und knorrig und häßlich, und seine Augen saßen tief und waren von einem kalten Blau. Seine Kleidung, ungebügelt und verschlampt, hing an ihm wie Wellblech. »Was wollen Sie?« fragte Leutnant Smith. Der häßliche Mann klappte seinen Rockaufschlag um und ließ ein kleines silbernes Abzeichen darunter sehen. »Ich bin John Rath, Sicherheitsabteilung bei General Motors.«

»Oh. Verzeihung, Sir«, sagte Leutnant Smith salutierend. »Ich hatte nicht damit gerechnet, daß einer von euch so fix herkommt.« Rath machte ein nichtssagendes Gesicht. »Haben Sie nach Fingerabdrücken gesucht, Leutnant? Der Kunde hat viel-

leicht irgendeine andere Therapiemaschine angefaßt.«

»Ich mache mich gleich daran, Sir«, sagte Smith. Es passierte nicht oft, daß einer der Detektive von GM, GE oder IBM sich dazu herabließ, persönlich Hand anzulegen. Wenn ein Ortspolizist erkennen ließ, daß er auf Zack war, eröffnete sich für ihn eventuell die Möglichkeit, zur Industrie überzuwechseln... Rath wandte sich zu Follansby und Haskins um und durchbohrte sie mit einem Blick, der so stechend und unpersönlich wie ein Radarstrahl war. »Lassen Sie uns die ganze Geschichte hören«, sagte er und kramte Notizblock und Bleistift aus einer ausgebeulten Tasche.

Er hörte sich den Bericht in unheilvollem Schweigen an. Am Ende klappte er den Notizblock zu, stopfte ihn wieder in die Tasche und sagte: »Die Therapiemaschinen sind eine unantastbare Vertrauenssache. Einem Kunden die falsche Maschine zu geben, ist ein Betrug an diesem Vertrauen, ein Angriff auf das öffentliche Interesse und eine Beleidigung für den guten Ruf der Firma.« Der Geschäftsführer nickte zustimmend und blickte seinen unglücklichen Verkäufer an.

»Ein Marsmodell«, fuhr Rath fort, »hätte überhaupt nicht im Verkaufsraum stehen dürfen, damit fängt's mal an.«

»Ich kann das erklären«, sagte Follansby hastig. »Wir brauchten ein Vorführmodell, und ich hatte an die Gesellschaft geschrieben und mitgeteilt...«

»Das könnte«, unterbrach Rath ihn unerbittlich, »als grob-kriminelle Fahrlässigkeit angesehen werden.«

Geschäftsführer und Verkäufer tauschten entsetzte Blicke. Sie dachten an die Besserungsanstalt von General Motors außerhalb Detroits, in der solche, die sich an der Firma vergangen hatten, ihre Tage in dumpfigem Schweigen verbrachten und monoton Mikrostromkreise für Taschenfernsehapparate wickelten.

»Allerdings liegt das außerhalb meiner Zuständigkeit«, erklärte Rath. Er richtete seinen unheilvollen Blick ganz auf Haskins. »Sie sind also sicher, daß der Kunde seinen Namen überhaupt nicht erwähnt hat?«

»Nein, Sir. Ich meine, ja, ich bin sicher«, erwiderte Haskins, aus der Fassung gebracht.

»Hat er überhaupt keine Namen erwähnt?«

Haskins verbarg sein Gesicht in den Händen. Er blickte auf und sagte eifrig: »Doch! Er wollte jemanden umbringen! Einen Freund!«

»Wen?« fragte Rath mit schrecklicher Geduld.

»Sein Freund hieß – lassen Sie mich nachdenken – Magneton! Genau! Magneton! Oder hieß er Morrison?«

Mr. Rath's versteinertes Gesicht wellte sich angeekelt. Menschen waren als Zeugen wertlos. Schlimmer als wertlos, weil sie einen häufig auf die falsche Spur setzten. Was ihn betraf, so zog er, was Verlässlichkeit betraf, einen Roboter vor.

»Hat er denn nicht irgend etwas von Bedeutung erwähnt?«

»Lassen Sie mich nachdenken!« sagte Haskins und legte das Gesicht in Konzentrationsstarre. Rath wartete.

Mr. Follansby räusperte sich. »Ich habe gerade nachgedacht, Mr. Rath. Über diese Marsmaschine. Sie behandelt einen irdischen Fall von Mordsucht doch nicht als Mordsucht, oder?«

»Natürlich nicht. Denn Mordsucht ist auf dem Mars völlig unbekannt.«

»Gut. Was wird die Maschine also tun? Könnte es nicht sein, daß sie sich für den ganzen Fall nicht zuständig fühlt? Dann würde der Kunde sie einfach zurückbringen und sich beschweren, und wir würden...«

Rath schüttelte den Kopf. »Der Rex-Regenerator muß die Behandlung aufnehmen, wenn er Anhaltspunkte für eine Psychose findet. Nach Marsstandards ist der Kunde ein sehr kranker Mann, ein Psychosekranker – *ganz gleichgültig, was ihm fehlt.*« Follansby nahm das Pincenez ab und putzte mit schnellen Bewegungen die Gläser. »Was wird die Maschine also tun?«

»Sie wird die Marskrankheit an ihm behandeln, die seinem Fall

am nächsten kommt. Feemisches Verlangen, könnte ich mir vorstellen, mit verschiedenen Komplikationen. Was passiert, wenn die Behandlung erst einmal angefangen hat, das weiß ich nicht. Ich bezweifle, daß jemand das weiß, da so etwas noch nie vorgekommen ist. Aus dem Stegreif würde ich sagen, es gibt zwei wesentliche Möglichkeiten: Der Patient lehnt die Therapie auf der Stelle ab und bleibt unverändert mordsüchtig. Oder er nimmt die Marstherapie an und wird geheilt.«

Follansbys Gesicht hellte sich auf. »Aha! Heilung ist möglich!«

»Sie haben mich nicht verstanden«, sagte Rath. »Er kann geheilt werden, von der Psychose eines Marsmenschen, die er natürlich gar nicht hat. Aber um etwas zu heilen, was gar nicht vorhanden ist, muß erst einmal ein unverlangtes Wahnsystem errichtet werden. Man könnte sagen, die Maschine wirkt umgekehrt, sie erzeugt eine Psychose, anstatt sie zu beseitigen.«

Follansby stöhnte auf und lehnte sich an einen Psychosomaten von Bell.

»Das Ergebnis wäre«, faßte Rath zusammen, »daß der Kunde überzeugt ist, ein Marsmensch zu sein. Ein gesunder Marsmensch natürlich.«

Auf einmal rief Haskins: »Ich erinnere mich! Ich erinnere mich jetzt! Er hat gesagt, daß er für die New Yorker *Rapid Transit Corporation* arbeitet! Daran erinnere ich mich genau!«

»Das ist eine Chance«, sagte Rath und griff nach dem Telefon. Haskins wischte sich erleichtert sein verschwitztes Gesicht ab. »Und eben ist mir noch etwas eingefallen, was die Sache zusätzlich erleichtern dürfte.«

»Was?«

»Der Kunde sagte, er sei früher einmal Alkoholiker gewesen. Das weiß ich genau, weil er sich anfangs für den Apparat zur Heilung von Alkoholismus von IBM interessiert hat, bis ich ihm davon abgeraten habe. Er hatte rotes Haar, wissen Sie, und ich hatte da mal eine Zeitlang eine Theorie bezüglich Rothaarigkeit und Alkoholismus. Es scheint...«

»Ausgezeichnet«, sagte Rath. »Alkoholismus steht bestimmt in seinen Papieren. Das engt die Suche erheblich ein.« Während er die Nummer der New Yorker RTC wählte, bekam sein knorriges Gesicht einen beinahe freundlichen Ausdruck. Es war zur Abwechslung auch einmal gut, einen Menschen zu treffen, der sich ein paar wichtige Fakten merken konnte.

»Aber Sie erinnern sich doch bestimmt an Ihren Goricae, oder?« sagte der Regenerator.

»Nein«, antwortete Caswell erschöpft.

»Dann erzählen Sie mir etwas über Ihre Kindheitserfahrungen mit dem thorastränischen Fleep.«

»Ich hatte nie welche.«

»Hmm. Blockiert«, murmelte die Maschine. »Groll. Verdrängung.

Sind Sie sicher, daß Sie sich nicht an Ihren Goricae und was er Ihnen bedeutet hat, erinnern? Die Erfahrung ist universell.«

»Für mich nicht«, sagte Caswell und unterdrückte ein Gähnen.

Er hatte sich der Mechanotherapie jetzt schon beinahe vier Stunden lang unterzogen, und sie kam ihm nutzlos vor. Für eine Weile hatte er bereitwillig über seine Kindheit gesprochen, über Mutter und Vater und seinen älteren Bruder. Doch der Regenerator hatte ihn gebeten, solche Phantasien beiseite zu schieben. Die Beziehungen des Patienten zu eingebildeten Eltern oder Geschwistern, erklärte er, ließen sich nicht handhaben und seien psychologisch unbedeutend. Wichtig seien die Gefühle des Patienten – sowohl die offengelegten, als auch die verdrängten – für seinen Goricae.

»Also hören Sie«, beschwerte sich Caswell, »ich weiß ja noch nicht einmal, was ein Goricae ist.«

»Natürlich wissen Sie das. Sie wollen es bloß nicht wissen.«

»Ich habe keine Ahnung. Erzählen Sie es mir.«

»Es wäre besser, wenn Sie es mir erzählen würden.«

»Wie denn?« ereiferte sich Caswell. »Ich weiß es nicht!«

»Was meinen Sie denn eigentlich, was ein Goricae möglicherweise sein könnte?«

»Ein Waldbrand«, sagte Caswell. »Ein Salzstreuer. Eine Kruke mit denaturiertem Alkohol. Ein kleiner und zierlicher Schraubenzieher. Sagen Sie Bescheid, wenn es warm wird? Ein Notizblock. Ein Revolver...«

»Diese Assoziationen sind sicherlich bedeutsam«, versicherte ihm der Regenerator. »Ihrem Bemühen, ins Blaue zu reden, liegt ein deutliches und erkennbares Muster zugrunde. Fangen Sie an, es zu erkennen?«

»Was, zum Teufel, ist ein Goricae?« brüllte Caswell. »Der Baum, der Sie während der Kindheit und, wenn meine Theorie über Sie stimmt, noch bis weit in die Pubertät hinein gesäugt hat. Ohne daß Sie es wollten, hat er die notwendige Verdrängung des feemischen Verlangens bei Ihnen erstickt. Dies wiederum hat Ihren augenblicklichen Drang, jemanden auf vlendische Weise zu dwarken, hochkommen lassen.«

»Mich hat kein Baum gesäugt.«

»Sie können sich an diese Erfahrung nicht erinnern?«

»Natürlich nicht. Das ist nie passiert.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ganz sicher.«

»Es besteht nicht der aller kleinste Zweifel?«

»Nein! Nie hat ein Goricae mich gesäugt. Hören Sie zu, ich kann die Sitzungen zu jeder Zeit abbrechen, stimmt's?«

»Selbstverständlich«, sagte der Regenerator. »Im Augenblick wäre das aber nicht ratsam. Sie drücken Wut, Abneigung, Furcht aus. Durch Ihre sture Rundumverdrängung...«

»Quatsch«, sagte Caswell und nahm das Stimband ab.

Die Stille war wunderbar. Caswell stand auf, gähnte, räkelte

sich und massierte seinen Nacken. Er stand vor der summenden schwarzen Maschine und warf ihr einen langen, gehässigen Blick zu.

»Du könntest mich nicht mal von einer simplen Erkältung kurieren«, erklärte er ihr.

Steifbeinig ging er einmal quer durchs Zimmer und kehrte zum Regenerator zurück. »Lausiger Hochstapler!« schrie er.

Er ging in die Küche und machte eine Flasche Bier auf. Sein Revolver lag immer noch auf dem Tisch, matt glänzend. *Magnessen! Du unsäglicher, heimtückischer Drecksack! Du Inkarnation des Satans! Du unmenschliches, abscheuliches Monstrum! Einer muß dich vernichten, Magnessen! Einer...* Einer? Er selbst mußte es tun. Nur er kannte den bodenlosen Abgrund von Magnessens Verderbtheit, seine Gemeinheit, seine widerlichen Machtgelüste.

Jawohl, es ist meine Pflicht, dachte Caswell. Aber eigenartigerweise bereitete ihm diese Erkenntnis kein Vergnügen. Schließlich war Magnessen sein Freund.

Er stand auf, bereit zu handeln. Er steckte den Revolver in die rechte Manteltasche und warf einen Blick auf die Küchenuhr. Fast halb sieben. Magnessen würde jetzt zu Hause sein, sein Abendessen hinunterschlingen, grinsen beim Gedanken an seine Pläne. Das war genau der richtige Augenblick, sich ihn zu schnappen.

Caswell schlenderte lässig zur Haustür, öffnete sie, wollte hindurchgehen, blieb jedoch stehen.

Ein Gedanke war ihm in den Kopf geschossen, ein Gedanke, so ungeheuer verwirrend, derart bedeutungsvoll und weitreichend in seinen Folgen, daß er bis ins Innerste ergriffen war. Caswell versuchte, die Erkenntnis, die er mit sich brachte, abzuschütteln. Aber der Gedanke, ihm für immer ins Gedächtnis gemeißelt, wollte nicht weichen.

Unter diesen Umständen konnte er nur eins tun. Er kehrte ins Wohnzimmer zurück, ließ sich auf der Couch nieder und streifte sich das Stirnband über. Der Regenerator sagte: »Ja?«

»Es ist schrecklich, wissen Sie«, sagte Caswell, »aber ich glaube, ich erinnere mich an meinen Goricae!«

John Rath setzte sich über Televideo mit der *Rapid Transit Corporation* in Verbindung und wurde sofort an Mr. Bemis weitervermittelt, einen dicklichen, sonnengebräunten Mann mit wachsamen Augen.

»Alkoholismus?« wiederholte Mr. Bemis, nachdem ihm das Problem auseinandergesetzt worden war. Unauffällig schaltete er das Tonband ein. »Unter unseren Angestellten?« Er trat mit dem Fuß sehr heftig auf einen Knopf, wodurch er die Abteilungen für Sicherheit, Öffentlichkeitsarbeit, Intergesellschaftliche Beziehungen und Psychoanalyse alarmierte. Als das erledigt war, blickte er Rath ernst an. »Da sehe ich keine Möglichkeit, werter Herr. Mal unter uns: Warum will General Motors das denn wirklich wissen?«

Rath lächelte bitter. Das hätte er voraussehen sollen. RTC und GM hatten in der Vergangenheit ihre Probleme miteinander gehabt. Offiziell herrschte Kooperation zwischen den beiden Riesenfirmen. Doch in der Praxis... »Die Frage liegt im öffentlichen Interesse«, sagte Rath. »Oh, gewiß«, entgegnete Bemis mit hintergründigem Lächeln. Er blickte verstohlen auf die vielen Monitore vor sich und stellte fest, daß sich mehrere leitende Herren der Firma in die Verbindung eingeschaltet hatten. Hier lag vielleicht eine Beförderung drin, wenn er sich geschickt anstellte.

»Im öffentlichen Interesse von GM«, fügte Bemis mit verbindlicher Bosheit hinzu. »Unterschwellig, nehme ich an, wollen Sie damit wohl andeuten, daß unsere Jetbusse und Helis von betrunkenen Fahrern gesteuert werden, oder?«

»Natürlich nicht. Ich suche lediglich nach einer gewissen Vorliebe für Alkohol, nach einer individuellen Latenz...«

»Damit kann ich nicht dienen. Wir stellen bei *Rapid Transit* keinen ein, der auch nur die leiseste Tendenz in diese Richtung hat. Und ich darf vorschlagen, werter Herr, daß Sie vor Ihrer eigenen Tür kehren, ehe Sie Andeutungen über andere in die Welt setzen.« Und damit brach Mr. Bemis die Verbindung ab.

Niemand sollte ihm etwas ans Bein hängen!

»Sackgasse«, sagte Rath heftig. Er drehte sich um und rief: »Smith! Haben Sie irgendwelche Fingerabdrücke gefunden?«

Leutnant Smith, ohne Mantel und mit aufgekrempten Hemdsärmeln, war mit einem Satz bei ihm. »Nichts Verwertbares, Sir.«.

Rath preßte die dünnen Lippen zusammen. Mittlerweile waren fast sieben Stunden vergangen, seit der Kunde die Marsmaschine mitgenommen hatte. Es war nicht auszudenken, welches Unheil inzwischen angerichtet sein konnte. Der Kunde wäre berechtigt, das Unternehmen zu verklagen. Nicht, daß Geld eine große Rolle spielte; es war die schlechte Presse, die unter allen Umständen vermieden werden mußte.

»Ich bitte um Entschuldigung, Sir«, sagte Haskins. Rath ignorierte ihn. Was jetzt? *Rapid Transit* spielte nicht mit. Ob die Streitkräfte ihre Unterlagen zur Verfügung stellten, um sie nach Somatotyp und Haarfarbe zu durchforsten?

»Sir«, sagte Haskins noch einmal.

»Was ist denn?«

»Mir ist soeben der Name des Freundes eingefallen, den der Kunde erwähnte. Er heißt Magnessen.«

»Sind Sie sicher?«

»Absolut«, erklärte Haskins mit dem ersten Selbstvertrauen, das er seit Stunden an den Tag legte. »Ich habe mir die Freiheit genommen, ihn im Telefonbuch nachzuschlagen. In Manhattan ist nur einer dieses Namens aufgeführt.«

Rath blickte ihn unter struppigen Augenbrauen hervor finster an. »Haskins, ich hoffe, Sie irren sich nicht. Ich hoffe es zusehends.«

»Ich auch, Sir«, gab Haskins zu und merkte, wie ihm die Knie anfangen zu zittern.

»Denn sollten Sie sich irren«, fuhr Rath fort, »dann werde ich...

Schon gut. Gehen wir!«

Eskortiert von der Polizei, kamen sie in fünfzehn Minuten bei der Adresse an. Es handelte sich um einen alten Sandsteinbau, und Magnessens Name stand an einer Tür in der zweiten Etage. Sie klopfen an.

Die Tür ging auf, und vor ihnen stand ein stämmiger Mann in den Dreißigern mit Stoppelschnitt und in Hemdsärmeln. Beim Anblick der vielen Uniformen erleichte er leicht, wich aber keinen Schritt zurück.

»Was gibt's?« wollte er wissen. »Magnessen?« blaffte Leutnant Smith.

»Jawohl. Was habe ich verbrochen? Wenn es darum geht, daß die Musik bei mir zu laut ist, kann ich Ihnen gleich sagen, daß der alte Drachen eine Treppe tiefer...«

»Dürfen wir reinkommen?« fragte Rath. »Es ist wichtig.« Noch ehe Magnessen ablehnen konnte, drängte er sich an ihm vorbei, gefolgt von Smith, Follansby, Haskins und einer kleinen Armee Polizisten. Magnessen drehte sich um und sah sie bestürzt, trotzig und ein klein wenig eingeschüchtert an. »Mr. Magnessen«, sagte Rath mit der freundlichsten Stimme, die ihm zu Gebote stand, »ich hoffe, Sie verzeihen unser Eindringen. Ich darf Sie versichern, daß es im öffentlichen und auch in Ihrem Interesse ist. Kennen Sie einen kleinen, wütend aussehenden, rothaarigen Mann mit blutunterlaufenen Augen?«

»Ja«, antwortete Magnessen langsam und vorsichtig. Haskins stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Würden Sie uns bitte seinen Namen und seine Adresse sagen?« bat Rath.

»Ich nehme an, Sie meinen – Moment mal! Was hat er gemacht?«

»Nichts.«

»Warum sind Sie dann hinter ihm her?«

»Wir haben keine Zeit für Erklärungen«, sagte Rath. »Sie dür-

fen mir glauben, daß es auch in seinem Interesse ist. Wie heißt er?« Magnessen studierte Rath's häßliches, ehrliches Gesicht, um sich schlüssig zu werden.

»Nun mal los«, sagte Leutnant Smith, »reden Sie, Magnessen, wenn Sie wissen, was gut für Sie ist. Wir wollen den Namen, und zwar fix.«

So ließ er nicht mit sich reden. Magnessen zündete sich eine Zigarette an, blies den Rauch in Smith's Richtung und erkundigte sich: »Haben Sie einen Haftbefehl, Kumpel?«

»Da können Sie Gift drauf nehmen«, sagte Smith und ging auf ihn los. »Ich kann Sie ja mal verhaften, Sie Naseweis.«

»Schluß damit!« kommandierte Rath. »Leutnant Smith, ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung. Ich brauche Sie nicht mehr.« Smith räumte schmollend das Feld und nahm seinen Trupp mit. »Entschuldigen Sie bitte seinen Übereifer«, sagte Rath. »Sie sollten sich mal anhören, wo uns der Schuh drückt.« Mit knappen Worten, doch vollständig und ausführlich legte er die Geschichte von dem Kunden und der Therapiemaschine für Marsmenschen dar.

Als er fertig war, hatte Magnessen ein noch mißtrauischeres Gesicht als vorher. »Sie behaupten, er will *mich* umbringen?«

»Eindeutig.«

»Das ist gelogen! Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, Mister, aber das nehme ich Ihnen nie ab. Elwood ist mein bester Freund. Wir sind schon als kleine Jungs Freunde gewesen. Wir waren zusammen in der Armee. Elwood würde sich ein Bein für mich ausreißen. Und ich mir für ihn auch.«

»Ja, ja«, sagte Rath ungeduldig, »wenn er einen lichten Moment hat, sicher. Aber Ihr Freund Elwood – ist das sein Vor- oder Nachname?«

»Vorname«, meinte Magnessen spöttisch. »Ihr Freund Elwood ist geisteskrank.«

»Sie kennen ihn nicht. Er liebt mich wie einen Bruder. Hören

Sie, was hat er tatsächlich angestellt? Hat er irgendwas nicht bezahlt oder so? Ich kann aushelfen.«

»Sie dickköpfiger Idiot!« schrie Rath. »Ich versuche, Ihr Leben und das Leben und die Gesundheit Ihres Freundes zu retten!«

»Wie soll ich das denn wissen?« verteidigte sich Magnessen.
»Sie kommen hier mit Ihrer Truppe reingestürmt...«

»Sie müssen mir vertrauen«, sagte Rath.

Magnessen sah Rath aufmerksam ins Gesicht und nickte mürrisch. »Er heißt Elwood Caswell. Er wohnt im selben Block, Nummer 341.«

Der Mann, der an die Tür kam, war klein, hatte rote Haare und rotgeränderte Augen. Seine rechte Hand steckte in der Manteltasche. Er machte einen sehr ruhigen Eindruck. »Sind Sie Elwood Caswell?« fragte Rath. »Der Elwood Caswell, der heute am frühen Nachmittag bei der Heimtherapiegeräte AG einen Regenerator gekauft hat?«

»Ja«, antwortete Caswell. »Wollen Sie nicht hereinkommen?« In seinem kleinen Wohnzimmer sahen sie den Regenerator, schwarz und chromglänzend, neben der Couch stehen. Er war nicht angeschlossen.

»Haben Sie ihn benutzt?« fragte Rath besorgt. »Ja.«

Follansby trat langsam vor. »Mr. Caswell, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll, aber wir haben einen schrecklichen und sicherlich verhängnisvollen Fehler gemacht. Der Regenerator, den Sie gekauft haben, ist ein Marsmodell – zur Behandlung von Marsmenschen.«

»Ich weiß«, sagte Caswell. »Wirklich?«

»Natürlich. Das wurde nach einer Weile ziemlich deutlich.«

»Es war eine gefährliche Situation«, sagte Rath. »Besonders für einen Mann mit Ihren – äh – Schwierigkeiten.« Er betrachtete Caswell verstohlen. Der Mann schien wohlauf zu sein, doch der äußere Anschein trog häufig, besonders bei Psychopathen. Caswell war mordsüchtig gewesen; es bestand kein Anlaß zu der

Annahme, daß er es nicht mehr war.

Und Rath kam langsam zu der Überzeugung, daß es ein Fehler gewesen war, Smith und seine Männer einfach wegzuschicken. Manchmal hatte ein bewaffneter Trupp in der Nähe etwas Beruhigendes.

Caswell ging durchs Zimmer zu der Therapiemaschine. Eine Hand hatte er immer noch in der Manteltasche; die andere legte er liebevoll auf den Regenerator.

»Das arme Ding hat sein Bestes versucht«, sagte er. »Natürlich konnte er nicht heilen, was gar nicht da war.« Er kicherte. »Aber er ist dem Erfolg sehr nahe gekommen!«

Rath betrachtete aufmerksam und sehr intensiv Caswells Gesicht und sagte in einstudiertem, beiläufigem Tonfall: »Freut mich, daß kein Schaden angerichtet wurde, Sir. Die Firma wird Sie selbstverständlich für Ihre vergeudete Zeit und Ihre Seelenqual entschädigen...«

»Natürlich«, sagte Caswell.

»... und wir werden Ihnen sofort einen richtigen Regenerator zur Verfügung stellen.«

»Das wird nicht nötig sein.«

»Nein?«

»Nein«, erklärte Caswell mit Nachdruck. »Der Therapieversuch der Maschine hat mich zu einer vollkommenen Selbsteinschätzung gezwungen. Es gab einen Moment der absoluten Einsicht, in dem ich in der Lage war, meine mordsüchtigen Absichten gegenüber dem armen Magnessen einzuschätzen und aufzugeben.«

Rath nickte zweifelnd. »Jetzt verspüren Sie keinen derartigen Drang mehr?«

»Nicht im geringsten.«

Rath legte die Stirn in tiefe Falten, wollte etwas sagen, schwieg aber. Er wandte sich an Follansby und Haskins. »Bringen Sie die

Maschine hier weg. Ich habe Ihnen im Geschäft noch einiges zu sagen.«

Geschäftsführer und Verkäufer hoben den Regenerator hoch und verließen die Wohnung.

Rath atmete tief durch. »Mr. Caswell, ich möchte Ihnen ernsthaft raten, einen neuen Regenerator von der Firma anzunehmen, kostenlos. Wenn eine Heilung nicht in der richtigen mechanotherapeutischen Art und Weise erfolgt ist, besteht immer die Gefahr eines Rückfalls.«

»Bei mir besteht die Gefahr nicht«, meinte Caswell, leichthin zwar, doch zutiefst überzeugt. »Vielen Dank für Ihre Fürsorge, Sir. Und gute Nacht.«

Rath zuckte mit den Schultern und ging zur Tür. »Warten Sie!« rief Caswell ihm nach.

Rath drehte sich um. Caswell hatte die Hand aus der Tasche genommen. In ihr hielt er einen Revolver. Rath spürte Schweiß an seinen Armen herunterlaufen. Er kalkulierte den Abstand zwischen sich und Caswell. Zu groß.

»Hier«, sagte Caswell und hielt ihm den Revolver hin, mit dem Griff voran. »Ich brauche ihn nicht mehr.« Rath gelang es, keine Miene zu verziehen, als er den Revolver an sich nahm und ihn in einer seiner ausgebeulten Taschen verschwinden ließ.

»Gute Nacht«, sagte Caswell. Er machte die Tür hinter Rath zu und schob den Riegel vor. Endlich war er allein.

Er ging in die Küche. Er machte eine Flasche Bier auf, nahm einen großen Schluck und setzte sich an den Küchentisch. Er starrte unverwandt auf einen Punkt links oberhalb der Uhr. Er mußte nun seine Pläne schmieden. Es war keine Zeit mehr zu verlieren.

Magnessen! Dieses unmenschliche Monstrum, das seinen Gori-cae abgeholzt hatte! Magnessen! Der Mann, der selbst in diesem Augenblick noch heimlich plante, ganz New York mit dem verabscheuungswürdigen feemischen Verlangen zu infizieren. Oh, Magnessen, ich wünsche dir ein langes, langes Leben, ausgefüllt

mit den Qualen, denen ich dich unterziehen werde. Und als Anfang...

Caswell konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er in allen Einzelheiten plante, wie er Magnessen auf vlendische Weise dwarken würde.

Schutz

In Burma wird nächste Woche ein Flugzeug abstürzen, aber das dürfte mich hier in New York nicht betreffen. Und die Feegs können mir gewiß nichts tun. Nicht, wenn alle meine Schranktüren zu sind.

Nein, das große Problem heißt Lesnerieren. Ich soll nicht lesnerieren. Unter gar keinen Umständen. Wie Sie sich vorstellen können, behindert mich das.

Und um allem die Krone aufzusetzen, glaube ich, daß ich eine wirklich gräßliche Erkältung bekomme.

Die ganze Angelegenheit begann am Abend des siebten November. Ich ging auf dem Weg zu Baker's Cafeteria den Broadway hinunter. Um meine Lippen spielte ein Lächeln, denn ich hatte früher am Tage eine schwere Physikprüfung bestanden. In der Tasche hatte ich, leise klimpernd, fünf Münzen, drei Schlüssel und ein Streichholzheftchen.

Um das Bild abzurunden, lassen Sie mich hinzufügen, daß der Wind mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen pro Stunde aus Nordwesten wehte, Venus im Aufsteigen begriffen und der Mond auf beiden Seiten entschieden konvex war. Daraus können Sie Ihre eigenen Schlüsse ziehen.

Ich kam zur 98. Straße und wollte sie überqueren. Als ich vom Bordstein heruntertrat, schrie mir jemand zu: »Der Lastwagen! Paß auf den Lastwagen auf!«

Ich sprang plötzlich mit einem Satz zurück und sah mich verwirrt um. Es war absolut nichts zu sehen. Dann, eine volle Sekunde später, kam ein Lastwagen auf zwei Rädern um die Ecke geschossen, überfuhr die rote Ampel und brauste den Broadway hinauf. Ohne die Warnung wäre ich sicherlich unweigerlich überfahren worden.

Sie haben solche Geschichten schon gehört, was? Von der inneren Stimme, die Tante Minnie davor warnte, den Fahrstuhl zu besteigen, der dann in den Keller stürzte. Oder die Onkel Joe vielleicht sagte, lieber nicht mit der *Titanic* zu reisen. Da enden

die Geschichten dann gewöhnlich. Ich wünschte, meine würde da enden.

»Danke, Freund«, sagte ich und blickte mich um. Es war niemand da.

»Kannst du mich noch hören?« erkundigte sich die Stimme. »Sicher.« Ich drehte mich einmal um die eigene Achse und sah argwöhnisch zu den geschlossenen Fenstern auf. »Wo, zum Teufel, steckst du denn?«

»Ich bin gronisch«, antwortete die Stimme. »Klingelt es bei dir? Stichwort Lichtbrechung. Substanzloses Wesen. Nur der Schatten war Zeuge. Habe ich das Richtige getroffen?«

»Du bist unsichtbar?« fragte ich aufs Geratewohl. »Genau!«

»Was bist du denn?«

»Ein validusianischer Derg.«

»Ein was?«

»Ich bin – mach deinen Kehlkopf bitte etwas weiter auf. Also paß auf: Ich bin der Geist der vergangenen Weihnacht. Das Wesen von der Schwarzen Lagune. Frankensteins Braut. Der...«

»Warte«, sagte ich. »Was versuchst du mir mitzuteilen? Daß du ein Geist bist oder ein Wesen von einem anderen Stern?«

»Das ist dasselbe«, erwiderte der Derg. »Eindeutig.« Damit war die Sache völlig klar. Der Dümme konnte erkennen, daß die Stimme jemandem von einem anderen Stern gehörte. Auf der Erde war er unsichtbar, aber seine überlegenen Sinne hatten eine drohende Gefahr gespürt und mich davor gewarnt. Einfach ein normaler, alltäglicher, ungewöhnlicher Zwischenfall. Ich fing an, mit schnellen Schritten den Broadway hinunterzugehen.

»Was ist los?« erkundigte sich der unsichtbare Derg. »Gar nichts«, erwiderte ich, »nur, daß ich offenbar mitten auf der Straße stehe und mich mit einem unsichtbaren Fremden aus der entferntesten Ecke des Weltraums unterhalte. Gehe ich fehl in der Annahme, daß nur ich dich hören kann?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Toll! Weißt du, wo ich mit dieser Sache landen werde?«

»Was du da unterschwellig andeutest, ist mir nicht ganz klar.«

»In der Klapsmühle. Dem Irrenhaus. Der geschlossenen Abteilung. Dahin werden Leute gebracht, die mit unsichtbaren Fremden reden. Danke, daß du mich gewarnt hast, alter Knabe. Gute Nacht.«

Etwas benommen wandte ich mich nach Osten in der Hoffnung, mein unsichtbarer Freund würde seinen Weg auf dem Broadway fortsetzen.

»Willst du nicht mit mir sprechen?« fragte der Derg. Ich schüttelte den Kopf, eine harmlose Geste, für die sie einen nicht einsperren können, und ging weiter. »Aber du mußt«, sagte er mit einem Anflug von Verzweiflung in der Stimme. »Ein echter subvokaler Kontakt ist sehr selten und erstaunlich schwierig. Manchmal schaffe ich es, kurz vor einem gefährlichen Augenblick eine Warnung zu übermitteln, doch dann löst sich die Verbindung wieder.«

Da war also die Erklärung für Tante Minnies Vorahnung. Doch ich hatte immer noch keine.

»Es kann sein, daß die Voraussetzungen erst in hundert Jahren wieder stimmen!« klagte der Derg.

Was für Voraussetzungen? Fünf Münzen und drei Schlüssel, die in einer Tasche klimpern, während die Venus im Aufstieg begriffen ist? Ich finde, das sollte einmal untersucht werden, aber nicht durch mich. Dieses übersinnliche Zeug kann man nie beweisen. Es gibt genügend Leute, die Schonbezüge für Zwangsjacken häkeln, als daß ich ihre Reihen noch aufblähen müßte. »Laß mich bloß in Ruhe«, sagte ich. Ein Polizist warf mir deswegen einen komischen Blick zu. Ich grinste jungenhaft und eilte weiter.

»Ich bin mir der Lage, der du durch mich unter den Menschen ausgesetzt wirst, durchaus bewußt«, drängte der Derg, »aber

dieser Kontakt ist in deinem eigenen Interesse. Ich möchte dich vor den unzähligen Gefahren des menschlichen Daseins schützen.«

Ich gab ihm keine Antwort.

»Gut«, sagte der Derg, »ich kann dich nicht zwingen. Dann muß ich meine Dienste eben anderswo anbieten. Leb wohl, mein Freund.«

Ich nickte erfreut.

»Nur eins noch«, sagte er. »Betritt morgen mittag zwischen zwölf und Viertel nach eins keine U-Bahn-Station. Leb wohl.«

»Was? Warum nicht?«

»Jemand kommt am Columbus Circle ums Leben, wenn er von der mit Einkäufen bepackten Menge vor einen einlaufenden Zug gestoßen wird. Du, wenn du da bist. Leb wohl.«

»Jemand kommt da morgen ums Leben?« fragte ich. »Bist du sicher?«

»Natürlich.«

»Wird es in den Zeitungen stehen?«

»Das könnte ich mir vorstellen.«

»Und du weißt alle möglichen Sachen dieser Art?«

»Ich kann alle Gefahren, die im Lauf der Zeit auf dich zukommen, vorausahnen. Mein einziger Wunsch besteht darin, dich vor ihnen zu schützen.«

Ich war stehengeblieben. Zwei Mädchen kicherten, als sie mich Selbstgespräche führen sahen. Jetzt ging ich wieder weiter. »Hör zu«, flüsterte ich, »Kannst du bis morgen abend warten?«

»Läßt du mich dein Beschützer sein?« fragte der Derg eifrig. »Das sage ich dir morgen«, sagte ich. »Wenn ich die Abendzeitungen gelesen habe.«

Richtig, die Sache stand ausführlich drin. Ich las sie aufmerksam und intensiv in meinem möblierten Zimmer in der 113.

Straße. Mann von der Menge gedrängt, Gleichgewicht verloren, vor den einlaufenden Zug gestürzt. Ich wurde sehr nachdenklich, während ich auf das Erscheinen meines unsichtbaren Beschützers wartete.

Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Sein Wunsch, mich zu beschützen, schien aus ehrlichem Herzen zu kommen. Ich war mir aber nicht darüber im klaren, ob ich den Schutz wollte. Als der Derg eine Stunde später mit mir in Verbindung trat, gefiel mir die ganze Sache noch weniger, und das sagte ich ihm auch. »Traust du mir nicht?« fragte er. »Ich will bloß ein normales Leben führen.« »Wenn du überhaupt ein Leben führst«, brachte er mir in Erinnerung. »Der Lastwagen gestern...«

»Das war ein Verrückter. Ein Zufall, wie er nur einmal im Leben vorkommt.«

»Ein Zufall im Leben reicht, um zu Tode zu kommen«, sagte der Derg ernst. »Und die U-Bahn kommt auch noch hinzu.«

»Die zählt nicht. Ich hatte nicht die Absicht, sie heute zu benutzen.«

»Aber du hattest keinen Grund, sie nicht zu benutzen. Darauf kommt es an. Genauso wie du keinen Grund hast, innerhalb der nächsten Stunde nicht zu duschen.«

»Warum sollte ich nicht?«

»Eine Miss Flynn«, sagte der Derg, »die am anderen Ende des Flurs wohnt, hat soeben ihre Dusche beendet und ein Stück rosa Seife auf den rosa Fliesen des Badezimmers auf dieser Etage liegenlassen. Du wärest darauf ausgerutscht und hättest dir das Handgelenk verstaucht.«

»Das ist ja nicht tödlich, oder?«

»Nein. Kaum vom selben Kaliber wie, sagen wir mal, ein schwerer Blumentopf, der von einem bestimmten tatterigen alten Herrn von einer Balkonbrüstung gestoßen wird.«

»Wann wird das passieren?« fragte ich. »Ich dachte, das interessiert dich nicht.«

»Es interessiert mich sehr. Wann? Wo?«

»Läßt du mich dich weiterhin beschützen?« fragte er. »Erklär mir nur eins«, sagte ich. »Was hast du davon?«

»Befriedigung!« sagte er. »Für einen validusianischen Derg ist es von allergrößtem Reiz, einem anderen Wesen zu helfen, der Gefahr zu entgehen.«

»Ist da nicht noch was anderes, was du dir davon versprichst? Eine Kleinigkeit wie meine Seele oder die Herrschaft über die Erde?«

»Nichts! Sich den Schutz bezahlen zu lassen, würde die emotionale Erfahrung zunichte machen. Alles, was ich vom Leben will – was jeder Derg will –, ist, jemanden vor den Gefahren zu schützen, die er nicht sehen kann, die wir aber nur zu genau sehen.« Der Derg hielt inne und fügte dann mit leiser Stimme hinzu: »Wir erwarten nicht einmal Dankbarkeit.«

Tja, damit war die Sache entschieden. Wie hätte ich die Folgen ahnen sollen? Wie hätte ich wissen sollen, daß seine Hilfe mich in eine Situation bringen würde, in der ich nicht lesnerieren durfte? »Was ist mit diesem Blumentopf?« fragte ich. »Er wird morgen früh um halb neun an der Ecke 10. Straße/Mc-Adams Boulevard herunterfallen.«

»10. und Mc-Adams? Wo ist das denn?«

»In Jersey City«, erwiderte er prompt.

»Aber ich war noch nie im Leben in Jersey City! Warum muß ich davor gewarnt werden?«

»Ich weiß doch nicht, wo du hingehst oder wohin nicht«, sagte der Derg. »Ich sehe lediglich Gefahren für dich voraus, wo immer sie auftauchen könnten.«

»Was soll ich jetzt machen?«

»Was du willst«, erklärte er. »Führ dein normales Leben, wie immer.« Mein normales Leben! Ha!

Es ließ sich einigermaßen an. Ich besuchte Vorlesungen an der

Columbia-Universität, machte Hausaufgaben, sah Filme, ging zu Verabredungen, spielte Tischtennis und Schach, alles wie früher. Zu keiner Zeit ließ ich durchblicken, daß ich unter dem direkten Schutz eines validusianischen Dergs stand. Ein- oder zweimal täglich kam er zu mir. Er sagte etwas wie: »Loser Rost auf der West End Avenue zwischen der 66. und 67. Straße. Tritt nicht drauf.«

Und natürlich trat ich nicht drauf. Aber jemand anders tat es. Häufig las ich solche Sachen in der Zeitung. Nachdem ich mich erst einmal daran gewöhnt hatte, gab es mir ein ziemliches Gefühl der Sicherheit. Ein Fremder schwirrte vierundzwanzig Stunden am Tag um mich herum, und er wollte nichts weiter vom Leben, als mich zu beschützen. Ein übernormaler Leibwächter! Der Gedanke gab mir ein ganz schönes Selbstvertrauen.

Mein Privatleben hätte in dieser Zeit gar nicht besser sein können.

Aber der Derg wurde in bezug auf mich schon bald übereifrig. Er fing an, mehr und mehr Gefahren aufzuspüren, von denen die meisten zu meinem Leben in New York überhaupt keine Beziehung hatten – Dinge, die ich in Mexico City, Toronto, Omaha oder Papeete unterlassen sollte.

Ich fragte ihn schließlich, ob er die Absicht habe, mich von jeder potentiellen Gefahr auf der Erde in Kenntnis zu setzen. »Es handelt sich um die wenigen, die sehr wenigen, von denen du betroffen bist oder sein könntest«, erklärte er mir. »In Mexico City? Und Papeete? Warum beschränkst du dich nicht auf Lokales? Auf den Großraum New York, sagen wir mal.«

»Schauplätze sagen mir gar nichts«, erwiderte der Derg hartnäckig. »Meine Wahrnehmungen sind zeitlicher, nicht räumlicher Natur. Ich muß dich vor *allem* in Schutz nehmen!« In gewisser Weise war das ziemlich rührend, und ich konnte nichts dagegen machen. Ich mußte aus seinen Berichten einfach die verschiedenen Gefahren in Hoboken, Thailand, Kansas City, Angkor Wat (umstürzende Statue), Paris und Sarasota aussortieren. Dann erreichte ich die nähere Umgebung. Ich übergang größtenteils die

Gefahren, die in Queens, in der Bronx, auf Staten Island und in Brooklyn auf mich lauerten und konzentrierte mich auf Manhattan.

Die hatten es häufig allerdings in sich. Der Derg bewahrte mich vor einigen ziemlich üblen Erfahrungen. Vor einem Überfall auf dem Cathedral Parkway zum Beispiel, einem Teenager-Raub, einem Feuer.

Aber er beschleunigte das Tempo. Ich hatte mit ein oder zwei Berichten pro Tag angefangen. Nach einem Monat warnte er mich bereits fünf- oder sechsmal am Tag. Und am Ende liefen seine Warnungen, lokale, nationale und internationale Gefahren betreffend, in ununterbrochener Folge bei mir ein. Entgegen jeder Wahrscheinlichkeit, bedrohten mich zu viele Gefahren.

An einem typischen Tag:

»Verdorbenes Essen in Baker's Cafeteria. Iß heute abend nicht dort.«

»Bus 312 auf der Amsterdam Avenue hat schlechte Bremsen. Nimm ihn nicht.«

»In Mellen's Tailor Shop ist ein Gasrohr undicht. Explosionsgefahr. Laß deine Sachen lieber woanders reinigen.«

»Tollwütiger Bastard streift zwischen Riverside Drive und Central Park West herum. Nimm ein Taxi.«

Bald schon verbrachte ich die meiste Zeit damit, Dinge nicht zu tun und verschiedene Orte zu meiden. Gefahr schien hinter jedem Laternenpfosten zu lauern und es auf mich abgesehen zu haben.

Ich hatte den Derg im Verdacht, seine Berichte auszusmücken. Das schien die einzig mögliche Erklärung zu sein. Schließlich hatte ich bis zu dem Zeitpunkt, da ich ihn traf, ohne jeglichen übernatürlichen Beistand gelebt und war damit ganz gut zurechtgekommen. Warum sollte sich das Risiko jetzt auf einmal erhöht haben?

Eines Abends fragte ich ihn danach.

»Alle meine Berichte sind vollkommen ehrlich«, sagte er, offensichtlich leicht gekränkt. »Wenn du mir nicht glaubst, dann versuch doch, morgen im Psychologie-Hörsaal das Licht anzuknip-sen.«

»Warum?«

»Schadhafte Kabel.«

»Ich zweifle nicht an deinen Warnungen«, versicherte ich ihm. »Ich weiß nur, daß das Leben nie so gefährlich war, bevor du aufgetaucht bist.«

»Natürlich nicht. Sicher weißt du, daß du in dem Moment, wo du Schutz akzeptierst, auch seine Nachteile akzeptieren mußt.«

»Was für Nachteile?«

Der Derg zögerte. »Schutz macht weiteren Schutz nötig. Das ist eine allgemeingültige Regel.«

»Würdest du das noch einmal sagen, bitte?« bat ich entsetzt. »Bevor du mich getroffen hast, warst du wie jeder andere und bist die Risiken gelaufen, die sich in deiner Lage boten. Aber seit ich da bin, hat sich deine unmittelbare Umgebung verändert. Und deine Position in ihr ebenfalls.«

»Verändert? Warum?«

»Weil ich dazugehöre. Bis zu einem gewissen Ausmaß bist du Teil von meiner Umgebung, genau wie ich Teil von deiner bin. Und natürlich, das ist ja bekannt, öffnet sich durch Umgehung einer Gefahr der Weg zu anderen.«

»Willst du mir zu verstehen geben«, sagte ich sehr langsam, »daß die Risiken für mich wegen deiner Hilfe gestiegen sind?«

»Das ließ sich nicht vermeiden«, seufzte er.

In dem Moment hätte ich den Derg mit Wonne erwürgen können, wenn er nicht unsichtbar und ungreifbar gewesen wäre. Ich hatte das ärgerliche Gefühl, von einem extraterrestrischen Falschspieler reingelegt worden zu sein.

»In Ordnung«, sagte ich, mich beherrschend. »Danke für alles.

Wir sehen uns auf dem Mars, oder wo immer du dich rumtreibst.«

»Willst du nicht mehr beschützt werden?«

»Du hast es erraten. Knall die Tür nicht so laut zu, wenn du rausgehst.«

»Was ist denn los?« Der Derg schien ehrlich bestürzt zu sein. »Die Risiken in deinem Leben sind sicherlich gewachsen, stimmt, na und? Es ist ruhm- und ehrenvoll und zugleich erhebend, einer Gefahr ausgesetzt zu sein und sie schließlich siegreich zu bestehen. Je größer die Gefahr, desto größer das Glück, ihr zu entgehen.«

Zum erstenmal wurde mir bewußt, wie fremd dieser Fremde war. »Nicht für mich«, sagte ich. »Raus!«

»Das Risiko hat sich für dich erhöht«, behauptete der Derg, »aber meine Fähigkeit, Gefahren aufzuspüren, kann es allemal damit aufnehmen. Es macht mir Freude, es damit aufzunehmen. Unterm Strich ist es immer noch ein Plus an Schutz für dich.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß, was als nächstes passiert. Meine Risiken steigen einfach weiter, oder?«

»Durchaus nicht. Was Zwischenfälle betrifft, hast du die quantitative Obergrenze erreicht.«

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, daß die Zahl der Zwischenfälle, denen du aus dem Weg gehen mußt, nicht mehr ansteigt.«

»Gut. Und jetzt scher dich bitte zum Teufel.«

»Aber ich habe dir doch gerade erklärt...«

»Sicher, kein weiterer Anstieg, nur so weiter wie bisher. Hör zu, wenn du abhaust, stellt sich meine ursprüngliche Umgebung wieder her, stimmt's? Und mit ihr meine ursprünglichen Risiken.«

»Nach einer gewissen Zeit«, stimmte der Derg zu. »Wenn du überlebst.«

»Das Risiko nehme ich auf mich.«

Der Derg schwieg für eine Weile. Schließlich sagte er: »Du kannst es dir nicht leisten, mich wegzuschicken. Morgen...«

»Sag es mir nicht. Ich vermeide es allein, in Unfälle verwickelt zu werden.«

»Ich dachte nicht an Unfälle.«

»Woran dann?«

»Ich weiß kaum, wie ich es dir sagen soll.« Er schien verlegen zu sein. »Ich sagte, es würde zu keiner quantitativen Veränderung mehr kommen. Doch von einer qualitativen Veränderung war nicht die Rede.«

»Wovon redest du?« schrie ich ihn an.

»Ich versuche, dir zu sagen«, erklärte der Derg, »daß ein Gamper hinter dir her ist.«

»Ein was? Soll das ein Witz sein?«

»Ein Gamper ist ein Geschöpf aus meiner Umgebung. Ich vermute, er wurde durch deine dank meinem Schutz gesteigerte Fähigkeit angelockt, Risiken aus dem Weg zu gehen.«

»Zum Teufel mit dem Gamper und mit dir.«

»Wenn er kommt, dann versuche, ihn mit Hilfe eines Mistelzweiges zu vertreiben. Eisen ist häufig wirksam, wenn es mit Kupfer verbunden ist. Auch...«

Ich warf mich aufs Bett und vergrub den Kopf unter dem Kissen. Der Derg verstand den Wink. Kurz darauf spürte ich, daß er weg war.

Was für ein Idiot ich gewesen war! Wir Bewohner der Erde haben alle eine Untugend: Wir nehmen, was uns angeboten wird, ob wir es brauchen oder nicht.

Dadurch kann man sich einen Haufen Unannehmlichkeiten auf den Hals holen.

Aber der Derg war weg, und ich hatte das Schlimmste über-

standen. Ich würde mich eine Zeitlang nicht vom Fleck rühren können, bis die Dinge sich wieder geordnet hätten. In ein paar Wochen vielleicht könnte ich... Ein Summen schien die Luft zu erfüllen.

Ich setzte mich mit einem Ruck auf. Eine Ecke des Zimmers war eigenartig dunkel, und ich verspürte einen kühlen Hauch auf dem Gesicht. Das Summen wurde lauter – im Grunde war es gar kein Summen, sondern Gelächter, leises und monotones Gelächter.

Niemand brauchte mir jetzt noch vorzusagen, was ich zu tun hatte.

»Derg!« schrie ich. »Hol mich aus dieser Sache raus!« Er war zur Stelle. »Der Mistelzweig! Halt ihn dem Gamper entgegen.«

»Woher soll ich denn aus heiterem Himmel einen Mistelzweig zaubern?«

»Dann Eisen und Kupfer!«

Ich war mit einem Satz an meinem Schreibtisch, ergriff einen kupfernen Briefbeschwerer und suchte hastig nach etwas aus Eisen, das ich mit ihm in Verbindung bringen konnte. Der Briefbeschwerer wurde mir aus der Hand gerissen. Ich konnte ihn packen, ehe er zu Boden fiel. Dann sah ich meinen Füllfederhalter und hielt die Feder an den Briefbeschwerer.

Die Dunkelheit lichtete sich. Die Kühle verschwand. Ich glaube, ich wurde ohnmächtig.

Triumphierend sagte der Derg eine Stunde darauf: »Siehst du? Du brauchst meinen Schutz.«

»So wird es wohl sein«, erwiderte ich teilnahmslos. »Du wirst ein paar Dinge brauchen«, sagte der Derg. »Eisenhut, Fuchschwanz, Knoblauch, Friedhofserde...«

»Der Gamper ist doch weg.«

»Ja. Allerdings bleiben die Grauer. Und du brauchst Schutzmittel gegen die Leeps, die Feegs und den Melgerizer.« Ich legte also eine Liste von Kräutern, Essenzen und Heilmitteln an. Ich

fragte ihn gar nicht erst nach dem Zusammenhang zwischen übernatürlich und außergewöhnlich. Ich hatte jetzt voll und ganz begriffen.

Gespenster und Geister? Oder Außerirdische? Alles dasselbe, sagte er, und ich verstand, was er meinte. Sie lassen uns in Ruhe, meistens jedenfalls. Wir befinden uns auf unterschiedlichen Ebenen der Wahrnehmung, selbst des Daseins. Bis ein Mensch so dumm ist, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Jetzt war ich ein Stein in ihrem Spiel. Einige wollten mich umbringen, einige beschützen, doch keiner sorgte sich um mich, nicht einmal der Derg. Sie interessierte nur der Wert, den ich für ihr Spiel hatte, wenn es ein Spiel war.

Und ich hatte meine Lage selbst verschuldet. Anfangs hatte mir die geballte Weisheit der menschlichen Rasse zur Verfügung gestanden, der enorme Haß auf Hexen und Geister, die irrationale Furcht vor fremden Lebewesen. Denn mein Abenteuer ist schon tausendmal durchgemacht worden, die Geschichte wird wieder und wieder erzählt – die Geschichte von dem Mann, der sich mit abseitigen Künsten abgibt und einen Geist herbeiruft. Er lenkt dadurch Aufmerksamkeit auf sich – das Schlimmste, was man überhaupt tun kann.

Ich war also untrennbar an den Derg geschweißt – und er an mich. Bis gestern jedenfalls. Jetzt stehe ich wieder auf eigenen Füßen.

Ein paar Wochen lang war es ruhig gewesen. Die Feegs hatte ich einfach dadurch abgewehrt, daß ich die Schranktüren geschlossen hielt. Die Leeps waren zwar bedrohlicher, doch schien das Auge einer Kröte sie aufzuhalten. Und der Melgerizer war offenbar nur bei Vollmond gefährlich. »Du bist in Gefahr«, sagte der Derg gestern. »Schon wieder?« fragte ich gähmend. »Es ist der Thrang, der hinter uns her ist.«

»Hinter uns?«

»Ja, hinter mir auch. Selbst ein Derg läuft Risiken und Gefahr.«

»Ist er speziell gefährlich?«

»Ja, sehr.«

»Und? Was soll ich tun? Eine Schlangenhaut über die Tür hängen? Ein Pentagon?«

»Nichts dergleichen«, antwortete der Derg. »Mit dem Thrang muß man umgekehrt fertig werden, indem man bestimmte Handlungen unterläßt.«

Inzwischen unterlag ich schon so vielen Restriktionen, daß es mir auf eine mehr oder weniger nicht mehr anzukommen schien. »Was also soll ich nicht tun?«

»Du sollst nicht lesnerieren«, sagte der Derg. »Lesnerieren?« Ich runzelte die Stirn. »Was ist das denn?«

»Das kennst du bestimmt. Es ist eine einfache, alltägliche menschliche Verrichtung.«

»Ich kenne es wahrscheinlich unter einem anderen Namen. Erkläre es mir.«

»Also gut. Lesnerieren ist – « Er brach abrupt ab. »Was?«

»Er ist hier! Der Thrang!«

Ich drückte mich an die Wand. Ich vermeinte, ein schwaches Aufwallen von Staub wahrzunehmen, aber das konnte auch an meinen überreizten Nerven liegen. »Derg!« rief ich. »Wo bist du? Was soll ich tun?« Ich hörte einen Aufschrei und das unverwechselbare Geräusch eines zuschnappenden Mauls. Der Derg schrie: »Er hat mich beim Wickel!«

»Was soll ich tun?« rief ich noch einmal.

Das schreckliche Geräusch malmender Zähne war zu hören. Sehr weit weg hörte ich den Derg sagen: »Lesneriere nicht!« Und dann war es still.

Jetzt sitze ich also fest. In Burma wird nächste Woche ein Flugzeug abstürzen, doch das dürfte mich hier in New York nicht betreffen. Und die Feegs können mir mit Sicherheit nichts anhaben. Nicht, solange ich alle Schranktüren geschlossen halte. Nein, problematisch ist das Lesnerieren. Ich darf unter keinen Um-

ständen lesnerieren. Nie. Wenn ich mich davon abhalten kann, geht alles vorüber, und die Jagd zieht weiter. Sie muß weiterziehen! Ich brauche nur den längeren Atem zu haben. Das Schlimme ist, daß ich überhaupt keine Ahnung habe, was Lesnerieren sein könnte. Eine gewöhnliche menschliche Verrichtung, hatte der Derg gesagt. Nun, fürs erste vermeide ich so viele Verrichtungen wie möglich.

Ich habe einigen versäumten Schlaf nachgeholt, und nichts ist passiert – das hat mit Lesnerieren also nichts zu tun. Ich bin ausgegangen und habe mir etwas zu essen gekauft, habe dafür bezahlt, habe es zubereitet, gegessen. Auch das war nicht lesnerieren. Ich habe diesen Bericht geschrieben. Fehlanzeige. Ich werde aus dieser Sache noch herauskommen. Ich lege mich erst einmal hin. Ich fürchte, ich kriege eine Erkältung. Jetzt muß ich niesen.

Erde, Luft, Feuer und Wasser

Kein Funkgerät eines Raumschiffes hat jemals richtig funktioniert, und das von Jim Radell an Bord der *Algonquin* war keine Ausnahme. Er hatte mit Con Electric auf der Erde gesprochen; doch der Empfang wurde schwächer, und auf einmal war die winzige Pilotenkanzel voll von Stimmen.

»Keine *Enterhaken!*« plärrte es aus dem Lautsprecher. »Ich wollte *Schokoriegel* haben!«

»Ist da nicht die Mars-Station?« fragte jemand. »Nein, hier ist Luna. Scheren Sie sich von meiner Frequenz runter.«

»Was soll ich denn mit Dutzenden von Enterhaken anfangen?«

»Steck sie dir in die Nase. Hallo, Luna?«

Radell hörte eine Weile zu. Das Funkgerät vermittelte ihm den beruhigenden Eindruck, daß der Weltraum von ungeheuer lebendigen und vitalen Leuten wimmelte, die die Planeten auf der Suche nach Lebensraum überfluteten.

Er mußte sich daran erinnern, daß der ganze Lärm von weniger als fünfzig Männern veranstaltet wurde, die letztlich in den unendlichen Weiten rings um die Erde nichts weiter als Staubkörnchen waren.

Eine Zeitlang ließen atmosphärische Störungen das Funkgerät knattern, dann war ein beständiges Summen zu hören. Radell schaltete es auf Bereitschaft um und schnallte sich an. Die *Algonquin* befand sich im Anflug und glitt auf die wolkenverhangene Oberfläche der Venus zu. Er konnte ein Buch lesen oder etwas schlafen, bis sie gelandet war.

Er hatte zwei Aufgaben. Die eine betraf ein unbemanntes Raumschiff, das die Con Electric vor fünf Jahren auf die Venus geschickt hatte. Es enthielt automatische Aufzeichnungsgeräte. Eine von Radells Aufgaben bestand darin, diese Geräte zur Erde zurückzubringen.

Die *Algonquin* stieß spiralförmig auf die kalte, sturmgepeitschte Oberfläche der Venus hinab und suchte sich dabei automatisch

einen Landeplatz nahe dem unbemannten Raumschiff. Ihre Hülle glühte schwach rot auf, als sie in die Atmosphäre eintrat, die die Venus umgab, verlangsamte die Geschwindigkeit, sank, korrigierte die Richtung. Schnee wirbelte um das Raumschiff, als es sich um die Längsachse drehte und die Landedüsen zündete. Dann setzte es vorsichtig auf.

»Glatte Landung, Baby«, lobte Radell das Raumschiff. Er schnallte sich ab und stellte den Funkkontakt auf seinen Raumanzug um. Den Anzeigetafeln entnahm er, daß das unbemannte Raumschiff zweieinhalb Meilen weit entfernt war, nicht weit genug, als daß er sich noch großartig mit Proviant hätte eindecken müssen. Er würde einfach hinübergehen, die Geräte nehmen und den Heimflug antreten.

»Wahrscheinlich bin ich rechtzeitig zu den Spielen zurück«, sagte er laut.

Er prüfte noch einmal abschließend den Anzug und entriegelte die erste Luke.

Der Raumanzug war Radells zweite und wichtigste Aufgabe. Die Menschheit drängte hinaus. Wenn man einen kosmischen Maßstab anlegte, war sie eigentlich kaum geboren. Aber dennoch, der gestern noch in Höhlen gewohnt und von den Sternen geträumt hatte, ließ die Erde hinter sich. Gestern war er noch nackt, erbarmungswürdig weich, hoffnungslos verletztlich gewesen. Heute hatte er, umhüllt von Stahl, vorwärts geschleudert von Düsen, die nicht verglühten, Luna, Mars und schließlich auch Venus erreicht.

Raumanzüge waren ein Glied in der technologischen Kette, die die Planeten umspannte.

Prototypen des Anzugs, den Radell trug, waren jedem Test unterzogen worden, den man sich in erfindungsreichen Labors nur hatte ausdenken können. Sie hatten alles heil überstanden. Nun mußte der Anzug seine Abschlußprüfung im Einsatz bestehen. »Bleib schön hier, Baby«, forderte Radell das Raumschiff auf. Er kletterte aus der letzten Luke und stieg die Leiter der *Algonquin* hinab, den besten und teuersten Raumanzug am Leib, den der

Mensch je ersonnen hatte.

Er schlug die Richtung ein, die ihm sein Funkkompaß wies, auf der dünnen Schneedecke mühelos ausschreitend. Kaum etwas von der Landschaft rings um ihn her war zu sehen. Sie verbarg sich in dem grauen Zwielficht, das auf der Venus herrschte. Ihm zu Füßen ragten vereinzelt dünne, federnde Pflanzen durch den Schnee auf. Sie waren das einzig Lebendige in seinem Gesichtsfeld.

Er regulierte das Funkgerät in seinem Anzug in der Hoffnung, jemand würde die Ergebnisse der ersten Baseball-Liga durchsagen. Aber er bekam lediglich die letzten Worte der Wettermeldung vom Mars zu hören.

Es fing wieder an zu schneien. Es war kalt; das Thermometer an seinem Handgelenk zeigte es an, denn durch den Anzug konnte kein kühler Lufthauch vordringen. Und obgleich die Venus eine Sauerstoffatmosphäre besaß, brauchte er diese nicht zu atmen. Ein Plastikhelm siegelte ihn in eine winzige, von Menschenhand geschaffene Welt ganz für ihn allein ein. In ihr konnte er nicht einmal die kalten, steifen Winde spüren, die beständig gegen ihn anstürmten.

Nach und nach wurde der Schnee tiefer. Er blickte zurück. Sein Raumschiff war von dem grauen Zwielficht vollkommen verschluckt worden, und das Vorankommen wurde schwieriger. »Wenn die hier eine Kolonie aufziehen«, sagte er zu sich, »dann kriegen sie mich bestimmt nicht dazu, mich darin niederzulassen!« Er stellte den Sauerstoff größer und schlurfte durch die Schneewehen.

Nach einer Weile fing das Funkgerät Musik auf, eine Ahnung bloß, so schwach, daß er nicht einmal sicher sein konnte, sie auch wirklich zu hören. Er trottete zwei Stunden lang weiter und war inzwischen über eine Meile von dem Raumschiff entfernt. Er summte das Lied mit, das er zu hören meinte, an alles mögliche, nur nicht an die Venus denkend. Auf einmal fiel er in weichen, kniehohen Schnee.

Er stand wieder auf und schüttelte sich. Er stellte fest, daß er

schon seit einiger Zeit durch einen Schneesturm lief. Eingehüllt in den wunderbaren Anzug, hatte er das nicht einmal bemerkt. Doch fand er keinen Grund zur Unruhe. In seinem Raumanzug herrschte eine großartige Sicherheit. Das Heulen des Windes drang nur schwach zu ihm durch. Hagelschauer prasselten harmlos auf seinen Plastikhelm, und das Geräusch ließ ihn an Regen denken, der auf ein Blechdach fällt.

Er stapfte weiter und brach bei jedem Schritt durch die Kruste, die sich über dem tiefen Schnee gebildet hatte. Es schneite auch in der nächsten Stunde weiter. Radell bemerkte, daß der Wind stärker geworden war und mittlerweile fast Orkanstärke erreicht hatte. Verwehungen türmten sich rings um ihn her auf und überzogen sich in der eisigen Temperatur mit einer Kruste.

Er hatte nicht die Absicht umzukehren.

»Zum Teufel mit dem Wetter«, sagte er. »In diesem Anzug ist davon nichts zu merken.«

Dann versank er bis zu den Hüften im Schnee. Er grinste und rappelte sich wieder heraus. Doch beim nächsten Schritt, den er machte, brach er erneut durch die Kruste. Er versuchte, hindurchzuwaten, aber der Widerstand, den ihm Schnee und Kruste entgegensetzten, war zu groß. Nach zehn Minuten war er außer Atem, und sein Anzug mußte ihn mit mehr Sauerstoff versorgen.

Allerdings hatte Radell keine Angst. Er wußte, daß es auf der Venus keine wirklichen Gefahren gab – weder Menschen noch Tiere noch giftige Pflanzen. Er brauchte lediglich einige Meilen durch Schnee zu laufen, angetan mit dem modernsten und tauglichsten Raumanzug, den der Mensch je erdacht hatte.

Er wurde durstig. Und er schien überhaupt nicht voranzukommen. Der Schnee reichte ihm inzwischen bis an die Brust, und es wurde zunehmend schwieriger, sich an die Oberfläche zu arbeiten, nur um mit dem nächsten Schritt wieder einzusinken. Trotzdem mühte er sich eine halbe Stunde lang verbissen ab.

Er hielt inne. Durch die dichte Wand des sanft aus dem düsteren Himmel herabsinkenden Schnees war ihm jede Sicht ge-

nommen. In einer halben Stunde hatte er nicht mehr als zehn Meter zurückgelegt. Er saß fest.

Der interplanetare Funkverkehr war immer unsicher. Radell konnte offenbar keine Nachricht durchbringen. »Hier spricht *Algonquin*«, übermittelte er. »Ich rufe Con Electric.«

»Stimmt, ich habe grünes Licht, ich komme.«

»Denkst du, ich lüge? Er hat sich den Arm gebrochen...«

»... und vier Kisten Spargel. Schreib meinen Namen drauf.«

»Natürlich sind wir im freien Fall. Trotzdem hat er sich den Arm gebrochen.«

»*Algonquin* ruft...«

»He, Kontrollturm, laßt mich rein, ich habe grünes Licht.«

»Dringend«, rief Radell. »Ich rufe Con Electric. Ich sitze im Schnee fest. Kann nicht mehr zum Raumschiff zurück. Was soll ich jetzt machen?« Die Verbindung war gestört.

Radell setzte sich in den Schnee, um Anweisungen abzuwarten. Das Schneegestöber hielt er für eine Zumutung. Sollte er hier etwa den Eskimo spielen, oder was? Con Electric hatte ihn in diese Lage hineingeritten. Sollten sie ihn auch wieder herausholen. Der Raumanzug erhielt eine gleichbleibende Wärme aufrecht. Radell schaffte es, Hunger und Durst zu vergessen. Während die Schneewehen immer höher wurden, döste er ein.

Nach einigen wenigen Stunden wachte er auf, durstiger denn je. Aus dem Funkgerät drang nur ein Rauschen. Es wurde ihm klar, daß er sich selbst helfen mußte. Wenn er nicht bald zu seinem Raumschiff zurückkäme, würde er vielleicht so erschöpft sein, daß er gar nichts mehr unternehmen könnte. Der großartige Schutz des Anzugs würde ihm dann auch nicht mehr helfen können.

Er richtete sich auf. Ihm brannte die Kehle vor Durst, und er wünschte, er hätte Proviant mitgenommen. Aber wie hätte er auch ahnen sollen, daß er ihn brauchen würde, um fünf Meilen zurückzulegen, noch dazu mit so einem schweren und lästigen

Anzug am Leib?

Er benötigte etwas, mit dem er sich über die dünne Kruste fortbewegen könnte. Schneeschuhe. Woraus waren Schneeschuhe auf der Erde gemacht? Er kniete sich hin und untersuchte eine der dünnen, biegsamen Pflanzen, die aus dem Schnee hervorragten. Die würden es auch tun.

Er versuchte, eine abzubrechen. Sie war zäh und ölig. Seine in Handschuhen steckenden Hände rutschten einfach ab. Wenn er wenigstens ein Messer hätte. Aber weshalb sollte es an Bord eines Raumschiffes ein Messer geben? Das wäre da genauso nutzlos wie ein Speer oder Angelhaken gewesen. Er zerrte noch einmal an der Pflanze und zog schließlich die Handschuhe aus, um seine Taschen nach etwas Scharfem abzusuchen. Er fand nichts, nur die Broschüre »Landungsregeln für Frachtraketen von über 500 Bruttoregistertonnen«, die Eselsohren hatte. Er stopfte sie in die Tasche zurück. Er hatte bereits klamme Hände. Er zog die Handschuhe wieder an.

Er hatte eine Idee. Er zog den vorderen Reißverschluß seines Anzugs auf, beugte sich vor und benutzte die eine Seite davon als Säge. Ein Einschnitt kam an der Pflanze zustande, und durch den geöffneten Anzug fegte ein Windstoß. Radell drehte die Heizung höher und sägte weiter.

Als er drei Pflanzen abgeschnitten hatte, waren die Zähne des Reißverschlusses stumpf und ließen sich nicht mehr gebrauchen. Die hätten eine härtere Legierung verwenden sollen, dachte er. Er machte den Reißverschluß an einem Ärmel auf und sägte weiter.

Endlich hatte er, was er brauchte. Er versuchte, die Reißverschlüsse zuzumachen, aber sie waren mit Harz und Holzfasern verklebt. Er zog die Öffnungen so gut er konnte zusammen und stellte die Heizung auf die höchste Stufe ein.

Jetzt Schneeschuhe machen. Die Pflanzen ließen sich leicht biegen und schnellten ebenso leicht zurück. Er hatte keine Möglichkeit, sie miteinander zu verbinden.

»Was für eine blöde Situation«, sagte er laut. Er hatte keinen Draht, keinen Bindfaden, kein Seil. Nichts. »Was soll ich jetzt machen?« fragte er sich. »So einen Empfang habe ich noch nie erlebt«, ließ sich jemand aus dem Funkgerät vernehmen.

»*Algonquin* ruft Erde«, sagte Radell mit heiserer Stimme zum tausendsten Mal. »Hallo Mars?«

»Con Electric ruft *Algonquin*...«

»Vielleicht ist es der Sonnenkranz.«

»Kosmische Strahlung, klingt wahrscheinlicher. Wer ist das?«

»Hier ist Con Electric. Unser Raumschiff ist überfällig...«

»Hier spricht *Algonquin*!« rief Radell.

»Radell? Was treiben Sie? Sie sind doch kein Forscher, und Zeit für Besichtigungstouren ist jetzt auch nicht. Laden Sie das Zeug ein und kommen Sie zurück.«

»Hier ist Luna 2...«

»Raus da, Luna!« schrie Radell. »Hören Sie, ich bin in einem Schlamassel. Sitze fest. Im Schnee. Brauche Schneeschuhe. Schneeschuhe! Könnt ihr mich hören?«

Das Funkgerät knarrte gestört. Radell wandte sich dem Problem der Schneeschuhe zu.

Die Pflanzen mußten zusammengebunden werden. Die einzige Möglichkeit, die ihm dazu einfiel, war, entweder die Kabel des Funkgeräts oder der Heizung zu verwenden. Was sollte er opfern?

Es war eine unangenehme Wahl, die er da treffen sollte. Er brauchte das Funkgerät. Aber ihn fror jetzt, obgleich die Heizung nach wie vor funktionierte. Würde er die kaputt machen, bliebe ihm gegen die Kälte auf der Venus nur noch der gefütterte Anzug. Das Funkgerät mußte dran glauben, entschied er...

»Sag ihr das, ja?« ließ es sich abrupt vernehmen. »Und wenn ich das nächste Mal frei habe...« Weg war es wieder.

Nun fand er, sich von dem Funkgerät und den Stimmen, die es in die einsame, zivilisierte Welt seines Raumanzugs brachte, doch nicht trennen zu können. Schwindelig, müde, mit vor Durst ausgedörrter Kehle kam er zu der Ansicht, solange er das beruhigende Summen der atmosphärischen Störungen hören könnte, wäre er nicht allein.

Außerdem würde er, sollten die Schneeschuhe nicht funktionieren, ohne Funkgerät und die Möglichkeit, nach Hilfe zu rufen, wirklich festsitzen.

Rasch, ehe er seine Meinung wieder ändern konnte, riß er die Drähte der Heizung heraus, entledigte sich der Handschuhe und machte sich an die Arbeit.

Es war nicht so einfach, wie er sich das gedacht hatte. Er konnte kaum etwas sehen, weil der Plastikhelm nun, da der Entfroster nicht mehr wirkte, von innen beschlug. Die Knoten, die er in das glatte, mit Plastik umhüllte Kabel machte, gingen wieder auf. Er mußte lange herumprobieren, ehe er einen zustande brachte, der tatsächlich hielt.

Und auch dann rutschten die Pflanzen noch durch die Bindung. Er rauhte sie an den Reißverschlüssen etwas auf, damit sie mehr Halt boten.

Ein Schneeschuh war teilweise fertig, da mußte er die Arbeit unterbrechen, weil ihn ein Schwindel überfiel. Er brauchte unbedingt etwas zu trinken.

Er setzte den Helm ab und stopfte sich eine Handvoll Schnee in den Mund. Der löschte seinen Durst etwas. Ohne Helm auf dem Kopf konnte er besser sehen. Finger und Zehen waren ihm abgestorben, und Taubheit kroch ihm durch die Glieder.

Es tat nicht weh. Im Grunde war es ganz angenehm. Er war sehr schläfrig, fand er. Noch nie war er so schläfrig gewesen. Er beschloß, ganz kurz zu schlafen und danach von vorn anzufangen.

»Dringend! Dringend! Con Electric ruft *Algonquin*. Melden Sie sich, *Algonquin*. Was ist los, *Algonquin*?«

»Schneeschuhe. Kann nicht zum Raumschiff zurück«, murmelte Radell verschlafen.

»Was ist passiert, Radell? Hat die Mechanik versagt? Stimmt mit dem Raumschiff etwas nicht?«

»Das ist in Ordnung.«

»Der Anzug! Hat der Anzug versagt?«

»Nein – « Radell war sehr benommen. Er wußte nicht, wie er erklären sollte, was passiert war, weil er es selbst nicht genau wußte. Irgendwie war er aus der Zivilisation gerissen und eine Million Jahre zurückgeschleudert worden, in eine Zeit, in der die Menschen noch im Kampf gegen die Elemente lebten. Vor kurzem noch hatte ihn Stahl umhüllt, und Feuer war ihm aus den Fingerspitzen gespritzt. Jetzt lag er am Boden und kämpfte mit den Gewalten des Feuers, der Luft und des Wassers. »Ich kann es nicht erklären. Holt mich hier jedenfalls raus«, sagte er.

Plötzlich wurde ihm klar, daß sich im Verlauf der ganzen Menschheitsgeschichte nichts geändert hatte. Vielleicht war die Höhle ein bißchen größer, vielleicht waren die Feuersteine etwas besser, aber der Mensch selber war nicht größer, nicht zäher, nicht tauglicher. Draußen wütete immer noch der Sturm, hatten die Elemente die Oberhand.

Er schüttelte sich völlig wach und erhob sich mit Mühe, sicher, eine wichtige Erkenntnis gewonnen zu haben. Zum ersten Mal begriff er, daß er um sein Leben kämpfte, genau wie Milliarden seiner Rasse seit der Zeitendämmerung, und daß sie immer kämpfen mußten, egal, wie gut sie ihre Raumschiffe auch bauten. Er würde nicht sterben. Jedenfalls nicht so leicht. Er brauchte ein Feuer, und zwar sofort. Er hatte Streichhölzer in der Hosentasche.

Er zog schnell den Raumanzug aus, um an sie heranzukommen, und stand in Hose und Hemd im Schnee. Als nächstes errichtete er einen Windschutz aus Schnee und grub ein Loch, bis er auf Boden stieß. Er schichtete sorgfältig Zweige auf und schob ein paar mit Eselsohren versehene Seiten der »Landungsregeln«

dazwischen. Er hielt ein Streichholz daran.

Wenn es nicht brannte...

Aber es brannte! Das Harz in den Zweigen fing sofort Feuer, und die Flammen schossen hoch und brachten den Schnee ringsum zum Schmelzen.

Radell füllte den Plastikhelm mit Schnee und stellte ihn in die Nähe des Feuers. Jetzt würde er Wasser haben! Er hockte sich dicht an die brennenden Zweige und zog sich das Hemd enger um den Körper. Die Flammen brannten bereits niedriger. Er legte alle übrigen Zweige nach.

Sie reichten nicht aus. Selbst wenn er den halbfertigen Schneeschuh noch auflegte, würde das Feuer nur für kurze Zeit brennen.

»Weißt du, was sie zu mir gesagt hat? Willst du wirklich wissen, was sie zu mir gesagt hat? Sie hat gesagt...«

»Dringend! Dringend! Alle den Funkverkehr einstellen! Hören Sie, Radell, hier spricht Con Electric. Ein Raumschiff ist von Luna aus unterwegs zu Ihnen. Können Sie mich hören?«

»Ich höre Sie. Wie lange wird es dauern, bis es hier ist?« fragte Radell.

»Hören Sie uns nicht, Radell? Ist alles in Ordnung mit Ihnen? Antworten Sie, wenn Sie können.«

»Ich höre Sie. Wie lange wird das Raumschiff brauchen...«

»Sie kommen nicht durch. Egal, wir gehen davon aus, daß Sie noch am Leben sind. Das Raumschiff wird in etwa zehn Stunden da sein. Halten Sie durch, Radell.«

Zehn Stunden! Das Feuer war fast aus. Wütend sägte Radell noch mehr Pflanzen ab. Aber er brachte sie nicht schnell genug zusammen, um den Flammen Nahrung zu geben. Das Wasser war geschmolzen. Er trank es hastig aus und duckte sich tiefer, so weit zu Boden wie es ging. Er legte sich den Anzug um und beugte sich ganz dicht über das niederbrennende Feuer.

Zehn Stunden!

Er hätte ihnen gern gesagt, daß der Raumanzug großartig war. Nur daß die Venus ihn ihm ausgezogen hatte.

Der Wind heulte über seinen Kopf hinweg, abgelenkt durch den Windschutz. Das Feuer war nur noch eine winzige Flamme. Radell sah sich wild in der weißen Landschaft um und hielt nach etwas Ausschau, nach etwas, das brannte. »Halt dich wacker, alter Junge. Wir kommen runter. Haben es in siebeneinhalb Stunden geschafft. Haben unseren ganzen Treibstoff verbraucht. Jetzt müssen sie ein Tankschiff hinter uns herschicken. Aber wir sind hier.«

Eine helle Flamme blühte am grauen Himmel der Venus auf und sank auf die stumme Hülle der *Algonquin* zu. »Hörst du uns, Alter? Lebst du noch? Wir sind fast unten.« Das Raumschiff landete hundert Meter neben der *Algonquin* auf dem Heck. Drei Männer kletterten in den tiefen Schnee hinaus. Ein vierter brachte mehrere Paar Schneeschuhe hinterher. »Er hatte tatsächlich recht mit den Schneeschuhen, was?« Sie standen eng zusammen und prüften einen Kompaß, den einer von ihnen am Handgelenk trug. »Sein Funkgerät ist noch an. Hier entlang!« Sie eilten über den Schnee, in der Eile übereinander stolpernd. Nach einem Kilometer verlangsamten sie den Schritt, steuerten aber immer noch auf das Funksignal zu.

Sie fanden Radell über ein kleines Feuer gebeugt vor. Sein Funkgerät lag ein paar Meter weit von ihm entfernt, wohin er es offenbar geworfen hatte. Er blickte auf, als die Männer näherkamen, und versuchte zu grinsen.

Sie sahen seinen Raumanzug auf dem Boden, aufgerissen. Radell versorgte die Flammen mit der Fütterung des besten und teuersten Raumanzugs, den der Mensch sich je ausgedacht hatte.

Blinder Passagier

Ein paar Stunden, nachdem das Raumschiff von der Erde gelandet war, fuhr ich zum Marshafen hinunter. Es hatte Bohrer mit Diamantenspitzen an Bord, die ich vor über einem Jahr angefordert hatte. Ich wollte sie abholen, ehe jemand anders sie mitnahm. Damit will ich nicht etwa andeuten, daß einer etwas stehlen würde; hier auf dem Mars sind wir schließlich alle Gentlemen und Wissenschaftler. Aber man kommt nur schwer an die Dinge heran, die man braucht, und so klaut ein Gentlemen-Wissenschaftler sie sich eben zusammen nach dem Motto: Wer zuerst kommt, malt zuerst.

Ich war gerade dabei, meine Bohrer im Jeep zu verstauen, als Carson von der Bergbau-Abteilung vorfuhr und eine Dringlichkeitsanforderung schwenkte. Das hatte ich vorausgesehen und mir deshalb von Direktor Burke eine Bescheinigung besorgt, aus der hervorging, daß ich die Sachen noch dringender brauchte. Carson war darüber so sauer, daß ich ihm drei Bohrer abgab. Er tuckerte in seinem Scooter über den roten Marssand davon, der auf Farbfotos immer so toll aussieht, sich aber in jeden Motor setzt und ihn völlig verklebt.

Ich ging zu dem Raumschiff hinüber, nicht etwa, weil mich Raumschiffe auch nur die Bohne interessieren, sondern um einmal etwas anderes zu sehen. Da sah ich den blinden Passagier.

Er stand in der Nähe des Raumschiffs, mit Augen, groß wie Untertassen, und betrachtete den roten Sand, die versengten Landepisten und die fünf Gebäude des Marshafens. Sein Gesichtsausdruck besagte: »Mars! Toll!«

Ich stöhnte innerlich auf. Ich hatte an dem Tag mehr Arbeit, als ich in einem Monat erledigen konnte. Aber der Blindgänger war mein Problem. Aus einer bei ihm selten vorkommenden Laune heraus hatte Direktor Burke zu mir gesagt: »Tully, du kannst mit Leuten umgehen. Du verstehst sie. Sie mögen dich. Deshalb ernenne ich dich zum Sicherheitschef auf dem Mars.« Also waren blinde Passagiere mein Bier.

Dieser hier war etwa zwanzig Jahre alt. Er war fast zwei Meter

groß, hatte aber über den Daumen gepeilt nur hundert Pfund schlecht genährten Fleisches auf den Knochen. Seine Nase wurde in unserem gesunden Marsklima langsam aber sicher knallrot. Er hatte große, ungeschickt wirkende Hände und große Füße, und er schnappte wie ein Fisch an Land nach unserer gesunden Marsluft. Natürlich besaß er kein Atemgerät. Das haben blinde Passagiere nie. Ich trat zu ihm und sagte: »Na, wie gefällt es dir hier?«

»Donnerwetter!« stieß er hervor.

»Tolles Gefühl, was?« erkundigte ich mich. »Tatsächlich auf einem richtigen, grundehrlichen fremden Planeten zu stehen.«

»Das kann man wohl sagen!« japste er. Allmählich nahm sein Gesicht, die Nasenspitze ausgenommen, eine leicht bläuliche Färbung an, weil es ihm an Sauerstoff mangelte. Ich beschloß, ihn noch etwas länger leiden zu lassen.

»Du hast dich also in dem Frachter da versteckt«, sagte ich. »Bist für naß zum wundervollen, bezaubernden, exotischen Mars gereist.«

»Na, ich glaube nicht, daß man mich als blinden Passagier bezeichnen kann«, sagte er, nach Atem ringend. »Ich habe sozusagen – sozusagen...«

»... den Käpt'n bestochen«, beendete ich den Satz für ihn. Inzwischen schwankte er auf seinen langen, knochigen Beinen unsicher hin und her. Ich holte mein Ersatzatemgerät hervor und drückte es ihm auf die Nase.

»Nun mal langsam, Blindi«, sagte ich. »Ich besorge dir jetzt was zu essen, und dann reden wir beide mal ein ernstes Wort miteinander.«

Ich hielt ihn auf dem Weg zur Messe am Arm fest, denn er torkelte so heftig, daß er vermutlich über etwas gestolpert wäre und ihn sich gebrochen hätte. In der Messe drehte ich den Sauerstoff weiter auf und machte Schweinefleisch mit Bohnen für ihn warm.

Das schlang er hinunter wie ein Wolf, lehnte sich zurück und grinste von einem Ohr zum anderen. »Ich heiße Johnny Franklin«, erklärte er. »Mars! Ich kann es gar nicht fassen, daß ich wirklich hier bin.«

Das sagen alle blinden Passagiere – wenn sie die Fahrt berleben. Jedes Jahr versuchen es ungefähr zehn, aber nur einer oder zwei schaffen es lebend. Sie sind so dmlich, die meisten von ihnen. Ein blinder Passagier bringt es trotz aller Sicherheitschecks fertig, sich an Bord einer Frachtrakete zu schleichen. Das Raumschiff hebt mit einem Affenzahn ab, und ohne besonderen Schutz wird unser Freifahrer plattgedrückt. berlebt er das, schnappt ihn sich die Strahlung. Oder er erstickt in seinem luftlosen Versteck, ehe er sich in die Pilotenkanzel retten kann. Wir haben hier einen besonderen Friedhof, nur für blinde Passagiere.

Doch ein paar von ihnen schlagen sich durch und betreten den Mars mit Rosinen im Kopf und leuchtenden Sternen im Blick. Ich muß ihnen den Zahn ziehen.

»Warum bist du denn eigentlich auf den Mars gekommen?« erkundigte ich mich.

»Das will ich Ihnen sagen«, sagte Franklin. »Auf der Erde muß man das machen, was jeder macht. Man muß genauso denken wie alle anderen und genauso handeln, wenn nicht, wird man eingesperrt.«

Ich nickte. Die Verhältnisse auf der Erde waren jetzt gefestigt, zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit. Weltfrieden, Weltregierung, Weltwohlstand. Die Verantwortlichen wollten, daß es so bleibt. Ich finde, sie gehen mit der Unterdrückung selbst harmloser einzelner zu weit, aber wer bin ich, daß ich das beurteilen könnte? In hundert Jahren oder so wird sich die Lage vermutlich entspannen, doch das nützt einem blinden Passagier, der heute lebt, natürlich nichts. »Du hast also den Drang nach neuen Ufern verspürt«, sagte ich.

»Genau, Sir«, erwiderte Franklin. »Ich hoffe, es hört sich für Sie nicht zu kitschig an, Sir, aber ich möchte ein Pionier sein, der in die Annalen der Geschichte eingeht. Es ist mir ganz egal, wie

schwer das ist. Ich werde arbeiten! Sie werden schon sehen, Sir, lassen Sie mich bloß hierbleiben, bitte! Ich werde so schwer arbeiten...«

»Was?« fragte ich.

»Was?« Einen Moment lang war er verwirrt. Dann antwortete er: »Ich mache alles.«

»Was kannst du denn? Wir könnten einen guten anorganischen Chemiker gebrauchen, klar. Gehen deine Fähigkeiten zufällig in diese Richtung?«

»Nein, Sir«, sagte er.

Es macht mir keinen Spaß, aber es ist wichtig, blinden Passagieren die rauhe und unangenehme Wahrheit um die Ohren zu hauen. »Chemie ist also nicht dein Gebiet«, meinte ich nachdenklich. »Ich hätte da vielleicht was für einen erstklassigen Geologen. Eventuell für einen Statistiker.«

»Ich fürchte...«

»Sag mal, Franklin, hast du deinen philosophischen Doktor gemacht?«

»Nein, Sir.«

»Einen Doktorgrad? Magister? Wenigstens einen volkswirtschaftlichen Abschluß?«

»Nein, Sir«, erwiderte Franklin geknickt. »Ich habe noch nicht mal die High School beendet.«

»Was meinst du denn dann, was du hier tun kannst?« fragte ich. »Also, Sir«, sagte Franklin. »Ich habe gelesen, daß das Projekt über den ganzen Mars verstreut ist. Ich dachte, ich könnte vielleicht so eine Art Bote sein. Ich kann auch tischlern und ein bißchen klempnern und – es muß doch etwas geben, was ich hier tun kann.«

Ich schenkte ihm noch eine Tasse Kaffee ein, und er sah mich mit bittenden Augen an. Die blinden Passagiere gucken immer so, wenn wir an diesem Punkt angekommen sind. Sie glauben,

der Mars sei wie Alaska in den siebziger Jahren oder wie die Antarktis im Jahr 2000 – ein Neuland für tapfere, entschlossene Männer. Aber der Mars ist kein Neuland. Er ist eine Sackgasse.

»Franklin«, sagte ich, »wußtest du, daß das Marsprojekt sich nicht selbst trägt und vielleicht nie selbst tragen wird? Wußtest du, daß es das Projekt etwa fünfzigtausend Dollar im Jahr kostet, hier einen Mann zu unterhalten? Bildest du dir ein, ein Jahresgehalt von fünfzigtausend wert zu sein?«

»Ich esse nicht viel«, sagte Franklin. »Und wenn es mir eines Tages zum Hals raushängt, dann...«

»Und«, unterbrach ich ihn, »warst du dir auch bewußt, daß es keinen einzigen Mann auf dem Mars gibt, der nicht wenigstens einen Dokortitel hat?«

»Das wußte ich nicht«, flüsterte Franklin. Das wissen die blinden Passagiere nie. Ich muß es ihnen sagen. Ich erzählte Franklin also, daß die Wissenschaftler die Klempner- und Tischlerarbeiten erledigen, Botendienste übernehmen, daß sie kochen, sauber machen und reparieren – alles in ihrer Freizeit. Nicht gut vielleicht, aber es wird gemacht.

Die Sache ist die: Es gibt keine Hilfsarbeit auf dem Mars. Das können wir uns einfach nicht leisten.

Ich fürchtete, er würde in Tränen ausbrechen, doch er behielt sich in der Gewalt.

Er sah sich nachdenklich in dem Raum um, jeden Gegenstand in unserer lausigen kleinen Messe in Augenschein nehmend. Dazu muß man wissen, daß alles auf dem Mars hergestellt worden war. »Komm mit«, sagte ich und stand auf. »Ich suche dir ein Bett. Morgen kümmern wir uns um deine Rückfahrt zur Erde. Laß es dich nicht so hart ankommen. Zumindest bist du auf dem Mars gewesen.«

»Ja, Sir.« Er stand müde auf. »Aber zur Erde gehe ich nicht zurück, Sir.«

Ich stritt mich nicht weiter mit ihm herum. Eine Menge blinder

Passagiere nehmen den Mund zu voll. Woher sollte ich wissen, was dieser im Schilde führte?

Nachdem ich Franklin untergebracht hatte, kehrte ich in mein Labor zurück und erledigte in ein paar Stunden Arbeiten, die unbedingt getan werden mußten. Dann fiel ich erschöpft ins Bett. Am nächsten Morgen wollte ich Franklin wecken. Er war nicht in seinem Bett. Ich mußte sofort an Sabotage denken. Wer weiß, was ein verhinderter Pionier anstellt? Er zieht vielleicht plötzlich ein paar Schießbeisen aus dem Stapel oder jagt den Treibstofftank in die Luft. Ich rannte aufgeregt durch das Lager und suchte verzweifelt; schließlich entdeckte ich ihn im halbfertigen Versuchslabor.

Das Versuchslabor war notwendigerweise eines unserer Freizeitprojekte. Wann immer jemand eine halbe Stunde erübrigen konnte, mauerte er ein paar Ziegel, sägte eine Tischplatte aus oder schraubte Scharniere an eine Tür. Keiner konnte lange genug von seiner Arbeit abgezogen werden, daß das Ding endlich einmal fertig wurde.

Franklin hatte in ein paar Stunden mehr zustande gebracht als die meisten von uns in ein paar Monaten. Er war ein guter Tischler, das stimmte, und arbeitete drauflos, als wären Furien hinter ihm her.

»Franklin!« rief ich.

»Ja, Sir.« Er kam zu mir geeilt. »Ich wollte nur etwas für meinen Unterhalt tun, Mr. Tully. Lassen Sie mir noch ein paar Stunden Zeit, und ich habe das Dach fertig. Und wenn keiner die Rohrstücke da drüben braucht, könnte ich vielleicht bis morgen die Klempnerarbeiten erledigen.«

Franklin war ein guter Mann, wohl wahr. Er war genau das, was der Mars brauchte. Wenn es nach Anstand und Gerechtigkeit gegangen wäre, hätte ich ihm auf die Schulter klopfen und sagen müssen: »Mein Junge, Bücherweisheit ist auch nicht alles. Du kannst bleiben. Wir brauchen dich.«

Genau das hätte ich am liebsten gesagt. Aber ich konnte nicht.

Auf dem Mars gibt es keine Erfolgsstories. Kein blinder Passagier taugt etwas. Wir Wissenschaftler werden mit den Tischler- und Klempnerarbeiten fertig, auch wenn die Ergebnisse noch so dürftig sind. Und eine doppelte Besetzung können wir uns einfach nicht leisten.

»Würdest du bitte aufhören, mir die Sache schwer zu machen, Franklin? Ich bin ein weichherziger Ochse. Du hast mich überzeugt. Aber mir bleibt nichts anderes übrig, als auf die Einhaltung der Regeln zu dringen. Du mußt zurück.«

»Ich kann nicht zurück«, sagte Franklin sehr leise. »Warum nicht?«

»Die sperren mich ein, wenn ich zurückgehe«, erklärte er. »Gut, klär mich auf«, stöhnte ich. »Mach es aber bitte kurz.«

»Ja, Sir. Wie ich Ihnen schon erzählt habe«, sagte Franklin. »Auf der Erde muß man das tun, was alle tun, und denken, wie alle denken. Gut, das ging eine Zeitlang. Aber dann habe ich die Wahrheit entdeckt.«

»Bitte?«

»Ich habe die Wahrheit entdeckt«, sagte Franklin stolz. »Durch Zufall, aber es war im Grunde ganz leicht. Es war so leicht, daß ich es meiner Schwester beibrachte, und was die lernen kann, kann jeder lernen. Ich habe also versucht, es allen beizubringen.«

»Weiter«, sagte ich.

»Na ja, alle wurden sehr wütend. Sie erklärten mich für verrückt und meinten, ich soll den Mund halten. Aber ich konnte den Mund nicht halten, Mr. Tully, denn es ging doch um die Wahrheit. Nun, als sie mich dann einsperren wollten, bin ich auf den Mars gekommen.«

Oh, toll, dachte ich. Franklin war genau das, was wir auf dem Mars brauchten. Ein guter, altmodischer religiöser Fanatiker, der uns abgebrühten Wissenschaftlern Predigten halten konnte. Und er war genau das, was der Arzt mir verschrieben hatte. Nun

konnte ich, wenn ich ihn zur Erde – ins Gefängnis – zurückschickte, für den Rest meines Lebens an Schuldgefühlen leiden. »Und das ist noch nicht alles«, erklärte Franklin. »Diese rührende Geschichte ist noch nicht zu Ende?«

»Nein, Sir.«

»Also weiter«, seufzte ich.

»Hinter meiner Schwester sind sie auch her«, sagte Franklin. »Verstehen Sie, nachdem sie die Wahrheit erkannt hatte, war sie genauso scharf darauf, sie weiterzuverbreiten wie ich. Es handelt sich schließlich um die Wahrheit, verstehen Sie? Jetzt muß sie sich also verstecken, bis – bis – « Er putzte sich die Nase und schluckte traurig. »Ich hatte gehofft, ich könnte Ihnen zeigen, wie gut ich mich für den Mars eigne, und dann könnte meine Schwester nachkommen und...« »Halt!« sagte ich. »Ja, Sir.«

»Ich will nichts mehr hören«, erklärte ich ihm. »Ich habe dir schon zu lange zugehört.«

»Möchten Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit erzähle?« fragte Franklin eifrig. »Ich könnte Ihnen erklären...«

»Kein Wort mehr!« brüllte ich. »Ja, Sir.«

»Franklin, ich kann wirklich überhaupt nichts für dich tun. Du hast nicht die Qualifikationen, die wir hier brauchen. Ich habe nicht die Macht, dir das Hierbleiben zu erlauben. Ich kann allenfalls mit dem Direktor über dich sprechen, und das werde ich tun.«

»Toll! Tausend Dank, Mr. Tully. Würden Sie ihm bitte erklären, daß ich mich von der Reise noch nicht erholt habe? Wenn ich erst wieder bei Kräften bin, dann zeige ich Ihnen...«

»Sicher, schon gut«, sagte ich und machte mich rasch aus dem Staub.

Der Direktor starrte mich an, als hätte ich meinen Regler fallengelassen. »Aber Tully«, sagte er in aller Ruhe, »du kennst doch die Regeln.«

»Sicher«, erwiderte ich. »Aber er wäre wirklich nützlich. Und

ich hasse es, ihn zur Polizei zurückzuschicken.«

»Es kostet fünfzigtausend Dollar, einen Mann auf dem Mars zu unterhalten – pro Jahr«, sagte der Direktor. »Meinst du, er ist es wert, daß man ihm...«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte ich. »Aber er ist so ein rührender Fall, und er ist so eifrig. Wir könnten ihn einsetzen als...«

»Alle blinden Passagiere sind rührend«, sagte der Direktor. »Tja, schließlich sind sie nur menschlicher Abschaum, nicht wie wir Wissenschaftler. Also zurück mit ihm.«

»Ed«, sprach der Direktor ruhig. »Ich spüre, daß sich wegen dieser Sache eine Verstimmung zwischen uns aufbaut. Deshalb werde ich sie dir überlassen. Du weißt, daß es jedes Jahr fast zehntausend Bewerbungen um eine Stelle in dem Marsprojekt gibt. Wir lehnen Leute ab, die besser sind als wir selber. Es gibt Burschen, die studieren jahrelang, um hier einen bestimmten Platz auszufüllen, und wenn sie die Universität dann verlassen, ist er bereits besetzt. Wenn du das alles in Betracht ziehst, bist du dann der ehrlichen Überzeugung, daß Franklin bleiben sollte?«

»Ich – verdammt noch mal, nein, wenn du es so darstellst.«

»Kann man es anders darstellen?« fragte der Direktor. »Natürlich nicht.«

»Das ist nun mal eine traurige Situation, wenn viele sich berufen fühlen, doch nur wenige erwählt werden«, meinte der Direktor nachdenklich. »Es besteht ein Bedarf an Neuland. Ich würde den Mars gern weit für die Besiedlung öffnen. Eines Tages werden wir das auch machen. Aber erst, wenn wir uns selbst versorgen können.«

»Richtig«, sagte ich. »Ich kümmere mich um die Rückfahrt des blinden Passagiers.«

Franklin arbeitete am Dach des Versuchslabors, als ich zurückkam, und er brauchte sich nur mein Gesicht anzusehen, um zu wissen, wie die Antwort lautete.

Ich kletterte in meinen Jeep und fuhr zum Marshafen. Ich wollte dem Kapitän des Weltraumfrachters, der Franklin an Bord gelassen hatte, einmal richtig den Kopf waschen. Zu oft passieren solche Sachen. Dieser Witzbold sollte den Jungen wieder mit zur Erde nehmen.

Der Frachter stand auf der Abschußrampe, die Nase in den Himmel gerichtet. Clarkson, unser Atomphysiker, machte ihn startklar. »Wo ist der Käpt'n von dieser Karre?« fragte ich.

»Die hat keinen Käpt'n«, erwiderte Clarkson. »Das ist ein Frachtmodell. Funkgesteuert.«

Mein Magen geriet in Bewegung. »Kein Käpt'n?«

»Nee.«

»Keine Besatzung?«

»Doch nicht auf einem Frachter«, sagte Clarkson. »Das weißt du doch, Tully.«

»In dem Fall«, sagte ich helle, »gibt es an Bord keinen Sauerstoff.«

»Natürlich nicht!«

»Und keinen Strahlungsschild.«

»Stimmt.« Clarkson starrte mich an. »Und keine Isolierung.«

»Gerade ausreichend, damit die Hülle nicht schmilzt.«

»Ich nehme an, sie ist mit der Höchstgeschwindigkeit gestartet, oder?«

»Sicher«, erklärte Clarkson. »Das ist nun mal wirtschaftlicher, wenn keine Personen an Bord sind. Was nagt denn an dir?« Ich gab ihm keine Antwort. Ich ging einfach zum Jeep und raste zum Versuchslabor zurück. Mein Magen war schon längst nicht mehr nur in Aufruhr; er drehte sich wie ein Plattenteller. Kein Mensch hätte diese Reise überstehen können. Unter gar keinen Umständen. Keiner von zehn Milliarden. Das war eine physische Unmöglichkeit.

Als ich zum Labor kam, hatte Franklin das Dach fertig und schweißte am Boden Rohre zusammen. Es war Mittagspause, und einige Männer von der Bergbauabteilung halfen ihm. »Franklin«, sagte ich. »Ja, Sir?«

Ich atmete tief durch. »Franklin, bist du mit der Frachtrakete hergekommen?«

»Nein, Sir«, sagte er. »Ich habe versucht, Ihnen zu erklären, daß ich keinen Käpt'n bestochen habe, aber Sie wollten nicht...«

»Wenn das so ist«, sagte ich sehr langsam, »wie bist du dann hergekommen?«

»Mit Hilfe der Wahrheit.«

»Könntest du mir das vormachen?«

Franklin überlegte einen Augenblick. »Die Reise hat mich irgendwie schrecklich müde gemacht, Mr. Tully«, sagte er, »aber ich denke schon.« Und er verschwand.

Ich stand da und blinzelte. Dann zeigte einer der Männer von der Bergbauabteilung nach oben. Da, in ungefähr tausend Meter Höhe, schwebte Franklin.

Im nächsten Augenblick stand er wieder neben mir, mit von der Kälte rotgefrorener Nase.

Das sah ganz nach momentaner Verlegung aus. Mein lieber Schwan!

»Ist das die Wahrheit?« fragte ich.

»Ja, Sir«, erklärte Franklin. »Es ist eine andere Art, die Dinge zu betrachten. Wenn man sie erst einmal sieht – wirklich sieht –, dann kann man alle möglichen Sachen machen. Doch auf der Erde nannten sie es – eine Halluzination, und sie sagten, ich müßte damit aufhören, Leute zu hypnotisieren und...«

»Du kannst anderen das beibringen?« fragte ich. »Sicher«, sagte Franklin. »Es kann allerdings einige Zeit dauern.«

»Das macht nichts. Ich glaube, wir können uns etwas Zeit dafür nehmen. Klar, Mensch, ganz bestimmt. Zeit, die für die

Wahrheit aufgewendet wird, ist schließlich keine vertane Zeit, no, Sir...« Ich weiß nicht, wie lange ich noch weitergebrabbelt hätte, wenn Franklin mir nicht eifrig ins Wort gefallen wäre. »Mr. Tully, heißt das, daß ich bleiben kann?«

»Du kannst bleiben, Franklin. Um es genau zu sagen, wenn du versuchst abzuhausen, knalle ich dich ab.«

»Oh, vielen Dank, Sir! Und was ist mit meiner Schwester? Darf sie herkommen?«

»Sicher doch, klar«, sagte ich. »Deine Schwester kann herkommen. Wann immer sie...«

Die Männer von der Bergbauabteilung schrien verblüfft auf. Mir standen die Nackenhaare zu Berge, und ich drehte mich sehr langsam um.

Da stand ein Mädchen, ein großes, schlankes Mädchen mit Augen, groß wie Untertassen. Es blickte wie ein Schlafwandler um sich und murmelte: »Mars! Donnerwetter!« Dann wandte es sich mir zu und wurde rot. »Entschuldigen Sie, Sir«, sagte es. »Ich, äh, ich habe gelauscht.«

Die Akademie

Gebrauchsanleitung für das Gerät zur Messung der geistigen Gesundheit von Cahill-Thomas, Serie JM/14 (manuelle Bedienung):

Die Cahill-Thomas Gerätebau freut sich, Ihnen ihr neuestes Gerät zur Messung der geistigen Gesundheit vorstellen zu können. Dieses formschöne, leistungsstarke Instrument paßt von der Größe her in jedes Schlafzimmer, jede Küche, jede Kammer und ist in jeder Hinsicht den größeren C-T-Modellen vergleichbar, die in den meisten Geschäfts-, Unterhaltungs- und Transportunternehmen in Gebrauch sind. Wir haben keine Mühe gescheut, Ihnen das bestmögliche Gerät zur Messung Ihrer geistigen Gesundheit zum geringstmöglichen Preis anbieten zu können.

1. Bedienung: In der rechten unteren Ecke Ihres Gerätes befindet sich ein Schalter. Stellen Sie ihn auf AN und warten Sie einige Sekunden, damit das Gerät warmlaufen kann. Dann schalten Sie von AN auf BETRIEB um. Geben Sie dem Gerät ein paar Sekunden Zeit zum Ablesen.

2. Ablesen: Auf der Vorderseite Ihres Gerätes befindet sich oberhalb des Bedienungsschalters ein durchsichtiges Feld mit einer waagerechten Skala von null bis zehn. Die Zahl, bei welcher der schwarze Zeiger halt macht, zeigt den Grad Ihrer geistigen Gesundheit im Verhältnis zur augenblicklich gültigen statistischen Norm an.

3. Erklärung der Zahlen null bis drei: Bei diesem Modell – wie bei allen Geräten zur Messung der geistigen Gesundheit – zeigt null die theoretisch vollkommene geistige Gesundheit an. Alles über null wird als Abweichung von der Norm angesehen. Allerdings ist null eher ein statistischer, als ein tatsächlicher Wert. Der Normalitätsgrad liegt in unserer Zivilisation zwischen null und drei. Alles, was sich in dieser Zone bewegt, wird als normal angesehen.

4. Erklärung der Zahlen vier bis sieben: Diese Zahlen bilden die Toleranzgrenze der geistigen Gesundheit. Personen, deren Werte sich in dieser Zone bewegen, sollten auf der Stelle den von ihnen

bevorzugten Therapeuten zu Rate ziehen.

5. Erklärung der Zahlen acht bis zehn: Eine Person, deren Einstufung über sieben liegt, wird als hochgradig gefährlich für ihre Umgebung angesehen. Mit ziemlicher Gewißheit ist sie höchst neurotisch, präpsychotisch oder psychotisch. Sie ist gesetzlich verpflichtet, ihre Einstufung anzuzeigen und innerhalb einer Bewährungsfrist unter sieben zu drücken. (Bewährungsfristen entnehmen Sie den Verordnungen Ihres Bundesstaates.) Gelingt ihr dies nicht, ist sie gehalten, sich einem chirurgischen Eingriff zu unterziehen oder freiwillig in therapeutische Behandlung in der Akademie zu begeben.

6. Erklärung der Zahl zehn: Die Zahl zehn ist auf Ihrem Gerät durch einen roten Strich gekennzeichnet. Geht der Zeiger beim Ablesen Ihrer geistigen Gesundheit über diesen Strich hinaus, dann können Sie sich nicht mehr in eine reguläre therapeutische Behandlung begeben. Vielmehr müssen Sie sich sofort einem chirurgischen Eingriff unterziehen oder zur therapeutischen Behandlung in die Akademie begeben.

Achtung:

A. Dies ist kein Diagnosegerät. Versuchen Sie nicht, selbst zu bestimmen, welches Ihr Leiden ist. Die Zahlen null bis zehn stellen Intensitätsgrade dar; sie sind keine willkürliche neurotische, präpsychotische, psychotische etc. Klassifizierung. Die Intensitätsskala zeigt lediglich die Gefahr an, die jemand für die soziale Ordnung darstellt. Eine bestimmte Art Neurose kann potentiell gefährlicher sein als eine Psychose und wird von dem Meßgerät auch so angezeigt. Zur weiteren Aufklärung suchen Sie bitte einen Therapeuten auf.

B. Die Einteilung von null bis zehn ergibt für Ihren Zustand lediglich Annäherungswerte. Um präzisere Werte zu erhalten, wenden Sie sich bitte an ein größeres Meßgerät von Cahill-Thomas, wie es im wirtschaftlichen Bereich im Einsatz ist.

C. Denken Sie daran: Geistige Gesundheit geht jeden an. Wir haben seit den großen Weltkriegen einen weiten Weg zurückgelegt, einzig und allein deshalb, weil wir unsere Zivilisation auf die

soziale Gesundheit, die Verantwortlichkeit des einzelnen und die Erhaltung des Status quo gegründet haben. Lassen Sie sich also helfen, wenn Ihre Einstufung über drei liegt, liegt sie über sieben, müssen Sie sich helfen lassen. Liegt Ihre Einstufung über zehn, dann warten Sie nicht ab, bis man Sie aufspürt und gefangen nimmt. Geben Sie sich im Namen der Zivilisation freiwillig auf. Viel Glück! *Cahill-Thomas Gerätebau*

Als er mit dem Frühstück fertig war, hätte Mr. Feerman, wie er sehr wohl wußte, eigentlich sofort zur Arbeit gehen müssen. Unter den gegebenen Umständen hätte man ihm jede Verspätung zum Nachteil ausgelegt. Er ging soweit, daß er seinen gepflegten grauen Hut aufsetzte, die Krawatte ordnete und zur Tür schritt. Dort aber, die Hand bereits auf der Klinke, beschloß er, auf die Post zu warten.

Er wandte sich von der Tür weg, ärgerlich über sich, und fing an, im Wohnzimmer auf und ab zu gehen. Er hatte vorher genau gewußt, daß er auf die Post warten würde; warum also hatte er so getan, als würde er gehen? Konnte er nicht ehrlich zu sich sein, nicht einmal jetzt, wo Ehrlichkeit sich selbst gegenüber so wichtig war?

Sein schwarzer Cocker-Spaniel Speed, der sich auf dem Sofa zusammengerollt hatte, warf ihm einen neugierigen Blick zu. Feerman tätschelte dem Hund den Kopf, griff nach einer Zigarette und änderte seine Absicht. Er streichelte Speed noch einmal, und der Hund gähnte faul. Feerman rückte eine Lampe zurecht, die überhaupt nicht zurechtgerückt zu werden brauchte, erzitterte ohne ersichtlichen Grund und schritt erneut im Zimmer auf und ab.

Widerstrebend gestand er sich ein, daß er seine Wohnung nicht verlassen wollte, daß er sich sogar davor fürchtete, obgleich gar nichts passieren würde. Er versuchte, sich davon zu überzeugen, daß heute ein Tag wie jeder andere war, ein Tag wie gestern oder vorgestern. Bestimmt würden die Ereignisse sich bis ins Unendliche hinein aufschieben, solange man nur daran glaubte, wirklich glaubte, und ihm würde gar nichts geschehen. Außerdem, warum sollte ausgerechnet heute etwas passieren? Er hat-

te die Bewährungsfrist ja noch lange nicht hinter sich gebracht.

Er vermeinte, vor der Wohnung ein Geräusch zu hören, eilte an die Tür und machte sie auf. Er hatte sich geirrt; die Post war noch nicht da. Doch am anderen Ende des Korridors öffnete die Hausbesitzerin ihre Wohnungstür und blickte ihn mit blassen, unfreundlichen Augen an.

Feerman schloß die Tür und stellte fest, daß ihm die Hände zitterten. Er beschloß, doch lieber seinen geistigen Gesundheitszustand abzulesen. Er ging ins Schlafzimmer, aber sein Robutler war damit beschäftigt, einen kleinen Schmutzhaufen in die Mitte des Raumes zu kehren. Sein Bett hatte er bereits gemacht; das Bett seiner Frau hatte nicht gemacht zu werden brauchen, da es schon seit fast einer Woche nicht mehr benutzt worden war. »Soll ich hinausgehen, Sir?« fragte der Robutler. Feerman zögerte mit der Antwort. Eigentlich war er beim Ablesen seiner Werte lieber allein. Natürlich war der Robutler im Grunde ein Niemand. Strenggenommen besaß er keine Persönlichkeit; doch hatte er etwas, was sich wie eine Persönlichkeit ausnahm. Wie dem auch sei, es spielte keine Rolle, ob er blieb oder nicht, denn in alle Haushaltsroboter war ein Gerät zum Ablesen der geistigen Gesundheit ihrer Arbeitgeber eingebaut. So schrieb es das Gesetz vor. »Tu, wie dir beliebt«, sagte er schließlich.

Der Robutler saugte den kleinen Schmutzhaufen auf und glitt geräuschlos aus dem Zimmer.

Feerman trat an das Meßgerät, stellte es an und schaltete auf Betrieb um. Er beobachtete mürrisch, wie der schwarze Zeiger langsam an der normalen Zwei und Drei vorbeikletterte, die abweichende Sechs und Sieben hinter sich ließ und schließlich zwei Teilstriche hinter der Acht zum Stillstand kam. Fast ein Zehntel Punkt höher als gestern. Fast ein Zehntel Punkt näher am roten Strich.

Feerman schaltete das Gerät aus und zündete sich in aller Ruhe eine Zigarette an. Er ging aus dem Schlafzimmer, langsam, erschöpft, als hätte er den Tag bereits hinter sich, nicht noch zu bestehen.

»Die Post, Sir«, sagte der Robutler, ihm entgegengleitend. Feerman nahm ihm die Briefe aus der ausgestreckten Hand und sah sie durch.

»Sie hat nicht geschrieben«, sagte er, ohne es zu wollen. »Das tut mir leid, Sir«, erwiderte der Robutler prompt. »Dir tut es leid?« Feerman warf der Maschine einen neugierigen Blick zu. »Warum?«

»Ich bin natürlich an Ihrem Wohlergehen interessiert, Sir«, stellte der Robutler fest. »Genau wie Speed, soweit sein Verstand das zuläßt. Ein Brief von Mrs. Feerman hätte Ihre Stimmung gehoben. Es tut uns leid, daß er nicht gekommen ist.« Speed stieß ein leises Bellen aus und legte den Kopf auf die Seite. Mitgefühl von einer Maschine, dachte Feerman, Bedauern von einem Tier. Aber er war trotzdem dankbar. »Ich nehme es ihr nicht übel«, sagte er. »Man konnte nicht erwarten, daß sie es bis in alle Ewigkeit mit mir aushält.« Er wartete, weil er hoffte, der Roboter würde ihm sagen, daß seine Frau wieder zurückkehrt, daß er bald wieder auf dem Damm wäre. Aber der Robutler stand schweigend neben Speed, der schon wieder eingeschlafen war.

Feerman sah die Post noch einmal durch. Mehrere Rechnungen waren darunter, eine Reklamesendung sowie ein kleiner, steifer Brief. Als Absender war die Akademie angegeben, und Feerman riß ihn schnell auf.

Eine Karte befand sich in dem Umschlag, auf der stand: »Lieber Mr. Feerman, Ihr Gesuch um Aufnahme wurde geprüft und angenommen. Wir würden uns freuen, Sie jederzeit empfangen zu können. Vielen Dank. Die Direktion.«

Feerman besah sich die Karte argwöhnisch. Er hatte die Akademie nie um Aufnahme ersucht. Das war das Allerletzte, was er tun würde. »Hat meine Frau sich das einfallen lassen?«

»Ich weiß es nicht, Sir«, erwiderte der Robutler.

Feerman drehte die Karte hin und her. Die Existenz der Akademie war ihm irgendwo im Hinterkopf natürlich stets bewußt ge-

wesen. Es blieb einem gar nichts anderes übrig, da ihre Gegenwart in jeden Lebensbereich eingriff. Aber tatsächlich wußte er sehr wenig über diese wichtige Institution, überraschend wenig. »Was ist die Akademie?« fragte er.

»Ein großes, flaches graues Gebäude«, antwortete der Robutler. »Es liegt in der Südwestecke der Stadt und kann mit einer Vielzahl öffentlicher Verkehrsmittel erreicht werden.«

»Aber was ist sie?«

»Eine gesetzlich geschützte Therapie«, erwiderte der Robutler, »jedem zugänglich, der schriftlich oder mündlich darum ersucht. Darüber hinaus besteht die Akademie als eine freiwillige Wahlmöglichkeit für alle Leute, deren Einstufung bei zehn und mehr liegt, als Alternative zur operativen Persönlichkeitsänderung.« Feerman schnaubte vor Ärger. »Das alles ist mir bekannt. Was ist ihr System, wollte ich wissen. Welche Therapie wendet sie an?«

»Das weiß ich nicht, Sir«, sagte der Robutler. »Wie hoch sind ihre Heilungserfolge?«

»Hundert Prozent«, antwortete der Robutler ohne Zögern. Feerman fiel nun etwas anderes ein, etwas, das ihm sehr merkwürdig vorkam. »Warte mal«, sagte er. »Keiner verläßt die Akademie. Stimmt das?«

»Daß jemand sie verlassen hätte, nachdem er sie betreten hat, darüber gibt es keinen Bericht«, sagte der Robutler. »Warum nicht?«

»Das weiß ich nicht, Sir.«

Feerman zerknüllte die Karte und warf sie in einen Aschenbecher. Es war alles sehr seltsam. Die Akademie war so bekannt, so anerkannt, daß man niemals auf die Idee kam, sich nach ihr zu erkundigen. In seinem Bewußtsein war sie stets ein verschwommener Ort gewesen, weit weg, unwirklich. Sie war die Stelle, zu der man ging, wenn man über zehn lag, da man sich keiner Lobotomie, Topektomie oder irgendeiner anderen Maßnahme unterziehen wollte, die eine organische Persönlichkeits-

einbuße mit sich brachte. Aber natürlich bemühte man sich, gar nicht erst an die Möglichkeit zu denken, über zehn zu geraten, denn der Gedanke allein war bereits ein Eingeständnis der Unausgeglichenheit, und daher dachte man nicht an die Möglichkeiten, die man hatte, wenn es passierte.

Zum ersten Mal in seinem Leben kam Feerman zu dem Schluß, daß ihm die Organisation nicht gefiel. Er würde ein paar Nachforschungen anstellen müssen. Warum verließ nie jemand die Akademie? Warum war nicht mehr über ihre Therapie bekannt, wenn die Behandlungserfolge wirklich bei hundert Prozent lagen? »Ich sollte zur Arbeit gehen«, sagte Feerman. »Mach mir irgend etwas zum Abendessen.«

»Sehr wohl, Sir. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Sir.« Speed sprang vom Sofa herunter und folgte ihm an die Tür. Feerman beugte sich nieder und strich dem Hund über den schmalen schwarzen Kopf. »Nein, mein Bübchen, du bleibst hier. Heute vergraben wir keine Knochen.«

»Speed vergräbt keine Knochen«, sagte der Robutler. »Stimmt.« Hunde hatten heutzutage, genau wie ihre Herren, nur selten ein Gefühl der Unsicherheit. Heutzutage vergrub niemand Knochen. »Bis dann.« Er eilte an der Tür der Hausbesitzerin vorbei auf die Straße.

Feerman kam fast zwanzig Minuten zu spät zur Arbeit. Als er das Gebäude betrat, vergaß er, dem aufmerksamen Mechanismus an der Tür seine Bewährungsbescheinigung vorzulegen. Das riesige kommerzielle Gerät zur Messung der geistigen Gesundheit spürte ihn auf, sein Zeiger schoß an der sieben vorbei, rote Lampen leuchteten auf. Eine rauhe metallische Stimme rief über den Lautsprecher: »Sir! Sir! Ihre Abweichungen von der Norm hat die Sicherheitsmarke überschritten! Bitte bemühen Sie sich sofort um eine Therapie!«

Hastig zog Feerman die Bewährungsbescheinigung aus der Brieftasche. Aber perverserweise fuhr die Maschine noch volle zehn Sekunden fort, ihn anzublaffen. Jeder in der Halle starrte ihn an. Botenjungen blieben wie angewurzelt stehen, hocher-

freut, zu Zeugen einer Störung geworden zu sein. Geschäftsmänner und Büromädchen flüsterten miteinander, und zwei Gesundheitspolizisten wechselten vielsagende Blicke. Sein schweißnasses Hemd klebte ihm am Rücken. Er widerstand einem Drang, aus dem Gebäude zu rennen, und ging statt dessen zum Fahrstuhl. Doch der war fast voll, und er brachte es nicht über sich, auch noch einzusteigen.

Er trabte die Treppe in den zweiten Stock hinauf, und dort nahm er für den Rest des Weges einen Fahrstuhl. Bis er die Morgan-Agentur erreichte, hatte er sich wieder in der Gewalt. Er legte dem Gesundheitsmesser an der Tür seine Bewährungsbescheinigung vor, wischte sich das Gesicht mit einem Taschentuch ab und trat ein.

Jeder in der Agentur wußte, was passiert war. Er konnte es dem Schweigen, den abgewandten Gesichtern entnehmen. Feerman ging rasch in sein Büro, schloß die Tür hinter sich und hängte seinen Hut auf.

Er setzte sich an den Schreibtisch, immer noch etwas außer Atem, voller Zorn auf den Gesundheitsmesser. Wenn er diese verdammten Dinger doch zertrümmern könnte! Ständig schnüffelten sie herum, lagen einem mit ihren Sturmglocken in den Ohren, brachten einen aus dem Gleichgewicht... Feerman schnitt den Gedanken schnell ab. Mit den Meßgeräten war alles in Ordnung. Sie in Gedanken für eigenständig handelnde Verfolger zu halten, war paranoid und vielleicht ein Zeichen seiner augenblicklichen ungesunden Verfassung. Die Geräte waren lediglich der verlängerte Arm des menschlichen Willens. Die Gesellschaft als Ganzes, rief er sich in die Erinnerung zurück, mußte vor dem einzelnen geschützt werden, genau wie ein menschlicher Körper vor dem fehlerhaften Funktionieren eines seiner Teile geschützt werden mußte. So stolz man auf seine Gallenblase auch sein mochte, man würde sie gnadenlos opfern, würde sie den Rest des Körpers in Unordnung bringen.

Er spürte, daß dieser Vergleich hinkte, beschloß aber, dem nicht auf den Grund zu gehen. Er mußte mehr über die Akademie herausfinden.

Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, rief er den Therapienachweisdienst an.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?« meldete sich die angenehme Stimme einer Frau.

»Ich hätte gern einige Auskünfte über die Akademie«, sagte Feerman, sich etwas töricht vorkommend. Die Akademie war derart bekannt, so sehr ein Teil des täglichen Lebens, daß die Frage nach ihr der Frage nach der Regierungsform des Landes gleichkam, in dem man lebte. »Die Akademie befindet sich...«

»Ich weiß, wo sie sich befindet«, unterbrach Feerman. »Ich möchte wissen, was für eine Therapie sie einem dort zuteil werden lassen.«

»Diese Auskunft kann ich Ihnen nicht geben, Sir«, antwortete die Frau nach einer Pause.

»Nein? Ich dachte, alle Angaben über kommerzielle Therapien wären der Öffentlichkeit zugänglich.«

»Theoretisch wohl«, sagte die Frau langsam. »Die Akademie ist strenggenommen aber keine kommerzielle Einrichtung. Sie läßt sich ihre Leistungen zwar bezahlen, behandelt ohne Einschränkung aber auch Sozialfälle. Teilweise wird sie von der Regierung finanziert.« Feerman strich die Asche von seiner Zigarette ab und sagte ungeduldig: »Ich dachte, alle Regierungsprojekte stünden der Öffentlichkeit offen.«

»Im allgemeinen tun sie das auch. Es sei denn, ein genauer Einblick schadet der Öffentlichkeit.«

»Demnach wäre ein Einblick in die Akademie also schädlich?« sagte Feerman triumphierend, denn er hatte das Gefühl, den wunden Punkt der Sache getroffen zu haben. »Oh, nein, Sir!« Die Stimme der Frau wurde vor Verblüffung schrill. »Das wollte ich damit nun wirklich nicht andeuten! Ich habe lediglich auf die allgemeinen Regeln beim Zurückhalten von Informationen hingewiesen. Die Akademie, wenngleich gesetzlich abgesichert, steht bis zu einem gewissen Grad außerhalb der Gesetze. Das ist deshalb erlaubt, weil sie hundertprozentige Heilerfolge erzielt.«

»Wo kann ich mir ein paar von den Geheilten ansehen?« fragte Feerman. »Soweit ich weiß, wird nie jemand aus der Akademie entlassen.«

Jetzt habe ich euch, dachte er, auf eine Antwort wartend. Am anderen Ende der Leitung meinte er ein Flüstern zu hören. Auf einmal schaltete sich eine Männerstimme ein, laut und deutlich. »Hier spricht der Abteilungsleiter. Gibt es da Schwierigkeiten?« Als er die schneidende Stimme des Mannes hörte, hätte Feerman beinahe den Hörer aufgelegt. Das Gefühl des Triumphes, das er gehabt hatte, schwand dahin, und er wünschte, er hätte nie angerufen. Aber er zwang sich zum Weitermachen. »Ich möchte einige Auskünfte über die Akademie haben.«

»Sie befindet sich...«

»Nein! Ich meine richtige Auskünfte!« rief Feerman verzweifelt. »Aus welchem Grund möchten Sie diese Auskünfte haben?« fragte der Abteilungsleiter, und seine Stimme klang auf einmal so sanft, beinahe hypnotisch, wie die eines Therapeuten. »Zum Verständnis« erwiderte Feerman rasch. »Da die Akademie eine therapeutische Alternative ist, die mir jederzeit offensteht, würde ich gern wesentlich mehr über sie wissen, um beurteilen zu können...«

»Sehr plausibel«, sagte der Abteilungsleiter. »Bedenken Sie aber: Fragen Sie, um zu einem nützlichen, sachlichen Verständnis zu kommen? Das Ihre Integration in die Gesellschaft verbessert? Oder fragen Sie bloß aus überschäumender Neugierde, Ihrer Unruhe und anderen, tieferen Trieben nachgehend?«

»Ich frage, weil...«

»Wie heißen Sie?« wollte der Abteilungsleiter auf einmal wissen. Feerman schwieg.

»Wie ist der Stand Ihrer geistigen Gesundheit?« Feerman sagte immer noch kein Wort. Er versuchte zu entscheiden, ob man dem Anrufer bereits auf der Spur war, und kam zu dem Schluß, daß dies der Fall war.

»Zweifeln Sie an der grundsätzlichen Wohltätigkeit der Akade-

mie?«

»Nein.«

»Bezweifeln Sie, daß die Akademie für die Erhaltung des Status quo arbeitet?«

»Nein.«

»Was für ein Problem haben Sie dann also? Warum wollen Sie mir nicht Ihren Namen und den Stand Ihrer geistigen Gesundheit sagen? Warum verspüren Sie dieses Bedürfnis nach mehr Informationen?«

»Vielen Dank«, murmelte Feerman und legte auf. Ihm wurde klar, daß der Anruf ein schrecklicher Fehler gewesen war. So handelte einer, der über acht lag, kein normaler Mensch. Der Abteilungsleiter mit seinem geschulten Gespür hatte das sofort gemerkt. Selbstverständlich gab der Abteilungsleiter keinem, der über acht lag, eine Auskunft! Feerman wußte, daß er seine Handlungen viel genauer im Auge behalten, analysieren, begreifen mußte, wenn er jemals wieder zur statistischen Norm zurückfinden wollte.

Während er so dasaß, klopfte es an der Tür; sein Chef, Mr. Morgan, trat ein. Morgan war ein großer, kräftig gebauter Mann mit einem runden, fleischigen Gesicht. Er stand vor Feermans Schreibtisch, trommelte mit den Fingern auf die Schreibunterlage und wirkte so verlegen wie ein ertappter Dieb. »Ist mir zu Ohren gekommen, was unten passiert ist«, sagte er, ohne Feerman anzusehen, und verstärkte den Trommelwirbel.

»Ein momentaner Höhepunkt«, sagte Feerman automatisch. »Tatsächlich geht meine Einstufung schon wieder zurück.« Er konnte Morgan nicht ansehen, als er das sagte. Beide Männer blickten angestrengt in verschiedene Ecken des Raumes. Schließlich trafen sich ihre Blicke.

»Hören Sie zu, Feerman, ich gebe mir Mühe, mich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute einzumischen«, sagte Morgan und ließ sich auf einer Ecke des Schreibtisches nieder. »Aber, verdammt noch mal, Mann, geistige Gesundheit geht uns alle an.

Wir sitzen alle im selben Boot.« Dieser Gedanke schien Morgan in seiner Überzeugung zu bestärken. Er beugte sich mit ernstem Gesicht vor.

»Wie Sie wissen, bin ich hier für eine Menge Leute verantwortlich. Das ist das dritte Mal innerhalb eines Jahres, daß Sie auf Bewährung sind.« Er zögerte. »Wie hat es angefangen?«

Feerman schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Mr. Morgan. Ich habe ein ganz ruhiges Leben geführt – und meine Werte stiegen immer höher.«

Morgan überlegte und schüttelte schließlich den Kopf. »So einfach kann das nicht gewesen sein. Hat man Sie auf krankhafte Veränderungen des Gehirns untersucht?«

»Man hat mir versichert, daß es nichts Organisches ist.«

»Therapie?«

»Alles«, sagte Feerman. »Elektrotherapie, Analyse, Schmidt'sche Methode, Rannes-Schule, Devia-Gedankenexperimente, Differenzierung...«

»Was haben sie gesagt?« fragte Morgan. Feerman dachte an die endlose Reihe von Therapeuten zurück, bei denen er gewesen war. Er war von jedem nur möglichen Blickwinkel aus durchforstet worden, den die Psychologie einzunehmen vermochte. Man hatte ihn unter Drogen gesetzt, ihm Schocks verpaßt, ihn eingehender Untersuchungen unterzogen. Doch alles war auf eins hinausgelaufen. »Sie wissen es nicht.«

»Konnten sie Ihnen denn überhaupt nichts sagen?« wollte Morgan wissen.

»Nicht viel. Konstitutionelle Unrast, tief verborgene Triebe, Unfähigkeit, den Status quo zu akzeptieren. Alle stimmen darin überein, daß ich unbeugsam bin. Selbst die Persönlichkeits-Rekonstruktion hat bei mir nicht angeschlagen.«

»Prognose?«

»Nicht besonders gut.«

Morgan stand auf und fing an, mit auf dem Rücken verschränkten Armen hin und her zu gehen. »Feerman, ich glaube, das ist eine Frage der Einstellung. Wollen Sie wirklich ein Teil der Gemeinschaft sein?«

»Ich habe alles versucht...«

»Sicher. Aber hatten Sie den Wunsch, sich zu ändern? Selbsterkenntnis!« rief Morgan und hieb sich mit der Faust in die flache Hand, als wollte er das Wort zermalmen. »Besitzen Sie Selbsterkenntnis?«

»Ich fürchte nicht«, antwortete Feerman mit ehrlichem Bedauern. »Nehmen Sie meinen Fall«, sagte Morgan ernst, vor Feermans Schreibtisch stehend, die Beine gespreizt und fest im Boden verankert. »Vor zehn Jahren war diese Agentur doppelt so groß wie heute, und sie wuchs immer noch! Ich habe wie ein Verrückter gearbeitet, meine Beteiligungen erweitert, investiert, vergrößert, Geld und mehr Geld verdient.«

»Und was ist passiert?«

»Was passieren mußte. Meine Werte schossen von zwei Komma drei auf über sieben hoch. Ich war schlecht dran.«

»Kein Gesetz hat etwas gegen das Geldverdienen«, hob Feerman hervor.

»Sicher nicht. Es gibt aber ein psychologisches Gesetz dagegen, daß man zuviel verdient. Die heutige Gesellschaft ist darauf einfach nicht eingestellt. Ein Haufen Konkurrenzdenken und Aggression ist der Menschheit durch Züchtung entzogen worden. Schließlich leben wir inzwischen schon fast hundert Jahre im Status quo. In der Zeit hat es keine neuen Erfindungen, keine Kriege, keine irgendwie gearteten wesentlichen Entwicklungen gegeben. Die Psychologie hat allmählich die Rasse normalisiert, ihr letztlich die irrationalen Elemente entzogen. Mit meiner Dynamik und meinen Fähigkeiten stand ich also da wie – wie einer, der gegen ein kleines Kind Tennis spielt. Ich war nicht zu bremsen.«

Morgans Gesicht war gerötet, und er hatte angefangen, schwer zu atmen. Er nahm sich zusammen und fuhr mit ruhiger Stimme

fort. »Natürlich habe ich das aus neurotischen Gründen gemacht. Machtdrang, eine schlimme Dosis Konkurrenzdenken. Ich unterzog mich einer Substitutionstherapie.«

Feerman sagte: »Ich finde nichts Ungesundes dabei, sein Geschäft ausweiten zu wollen.«

»Mein Gott, Mann, haben Sie denn überhaupt keine Ahnung von der geistigen Gesundheit der Gesellschaft, von Verantwortlichkeit und seelischer Stauung? Ich war auf dem besten Weg, reich zu werden. Mit dem Rückhalt hätte ich ein *Finanzimperium* gegründet. Alles ganz legal, verstehen Sie, aber ungesund. Wer weiß, welchen Weg ich anschließend eingeschlagen hätte? Irgendwann hätte ich indirekt die Regierung kontrolliert. Ich hätte Einfluß auf die Psychologiepolitik genommen, bis sie mit meinen eigenen Abnormalitäten übereingestimmt hätte. Und Sie können sich vorstellen, wohin das geführt hätte.«

»Also haben Sie sich geändert«, sagte Feerman. »Ich hatte die Wahl zwischen einer Gehirnoperation, der Akademie oder Anpassung. Zum Glück fand ich ein Ventil in sportlichen Wettbewerben. Ich habe meine egoistischen Neigungen zum Wohle der Menschheit unterdrückt. Aber die Sache ist die, Feerman. Ich bewegte mich auf den roten Strich zu. Ich habe mich geändert, ehe es zu spät war.«

»Ich würde mich mit Vergnügen ändern«, sagte Feerman, »wenn ich bloß wüßte, was mit mir los ist. Das Schlimme ist, daß ich es wirklich nicht weiß.«

Morgan schwieg lange und dachte nach. Dann meinte er: »Ich glaube, Sie brauchen Ruhe, Feerman.«

»Ruhe?« Feerman war augenblicklich hellwach. »Sie meinen, ich bin entlassen?«

»Nein, natürlich nicht. Ich will fair sein und mich an die Spielregeln halten. Aber ich habe hier ein Team.« Morgans vage Geste umschloß das Büro, das Gebäude, die Stadt. »Geistige Ungesundheit ist tückisch. Verschiedene Werte im Büro sind in der letzten Woche gestiegen.«

»Und ich bin der Infektionsherd.«

»Wir müssen uns an die Regeln halten«, sagte Morgan, aufrecht vor Feermans Schreibtisch stehend. »Ihr Gehalt läuft weiter, bis – bis Sie einen Entschluß gefaßt haben.«

»Danke«, sagte Feerman trocken. Er stand auf und nahm seinen Hut.

Morgan legte ihm die Hand auf die Schulter. »Haben Sie mal die Akademie in Betracht gezogen?« fragte er mit leiser Stimme. »Ich meine, wenn alles andere nicht anzuschlagen scheint...«

»Endgültig und unumstößlich – nein«, antwortete Feerman und sah direkt in Morgans kleine blaue Augen. Morgan wandte den Blick ab. »Sie scheinen ein unlogisches Vorurteil gegen die Akademie zu haben. Warum? Sie wissen doch, wie unsere Gesellschaft organisiert ist. Sie können sich doch nicht einbilden, daß irgend etwas gegen das Gemeinwohl erlaubt würde.«

»Davon gehe ich aus«, stimmte Feerman zu. »Doch warum ist nicht mehr über die Akademie bekannt?« Sie schritten durch das schweigende Büro. Keiner der Männer, die Feerman nun seit langem kannte, blickte von seiner Arbeit auf. Morgan machte die Tür auf und sagte: »Sie wissen alles über die Akademie.«

»Ich weiß nicht, wie sie arbeitet.«

»Wissen Sie denn alles über jede Therapie? Können Sie mir etwas über die Substitutionstherapie erzählen? Oder die Analyse? Die Olgiveysche Reduktion?«

»Nein. Aber im großen und ganzen kann ich mir vorstellen, wie sie wirken.«

»Das kann jeder«, sagte Morgan triumphierend, um rasch wieder die Stimme zu senken. »Das ist genau der Punkt. Die Akademie läßt derartige Informationen offenbar nicht nach draußen dringen, weil sie Einfluß auf die Wirkung der Therapie hätten. Dagegen ist doch nichts einzuwenden, oder?«

Feerman ließ sich diese Erklärung durch den Kopf gehen und gestattete Morgan, ihn in die Halle zu geleiten. »Das gebe ich

zu«, sagte er. »Doch sagen Sie mal, warum kommt nie jemand wieder aus der Akademie heraus? Finden Sie das nicht unheimlich?«

»Nein, durchaus nicht. Sie haben eine merkwürdige Art, die Dinge zu sehen.« Morgan drückte auf den Fahrstuhlknopf, während er weitersprach. »Sie scheinen Geheimnisse zu sehen, wo gar keine sind. Ohne meine Nase in die geschäftlichen Angelegenheiten der Akademie zu stecken, kann ich davon ausgehen, daß es Teil der Therapie ist, wenn die Patienten dort bleiben. An einer Ersatzumgebung ist doch nichts Unheimliches. Das wird ständig gemacht.«

»Wenn das stimmt, warum sagen sie es dann nicht?«

»Die Tatsache spricht für sich.«

»Und wo«, fragte Feerman, »ist der Beweis für die hundertprozentigen Heilerfolge?«

Der Fahrstuhl kam, und Feerman stieg ein. Morgan sagte: »Der Beweis ist, daß sie es sagen. Therapeuten können nicht lügen. Sie können nicht, Feerman!«

Morgan machte Anstalten, noch etwas zu sagen, aber die Fahrstuhltür glitt zu. Der Fahrstuhl setzte sich nach unten in Bewegung, und Feerman wurde sich entsetzt bewußt, daß er keine Arbeit mehr hatte.

Es war ein eigenartiges Gefühl, keine Arbeit mehr zu haben. Er wußte nicht, wohin er gehen sollte. Oft hatte er seine Arbeit gehaßt. Es hatte Morgen gegeben, an denen er bei dem Gedanken an einen weiteren Tag im Büro aufgestöhnt hatte. Doch jetzt, da er keine Arbeit mehr hatte, wurde ihm bewußt, wie wichtig sie ihm gewesen war, wie prima und verläßlich er sie gefunden hatte. Ein Mann ist nichts, dachte er, wenn er keine Arbeit hat. Er ging ziellos drauflos, an einem Häuserblock nach dem anderen vorbei und versuchte nachzudenken. Aber er vermochte sich nicht zu konzentrieren. Gedanken glitten aus seiner Reichweite, wichen ihm aus, wurden durch flüchtige Bilder vom Gesicht seiner Frau ersetzt. Und nicht einmal an sie konnte er denken, denn

die Stadt bedrängte ihn, ihre Gesichter, Geräusche, Gerüche. Der einzige Plan zu handeln, der ihm in den Sinn kam, war undurchführbar. Lauf weg, sagte ihm sein Angstgefühl. Geh dort hin, wo sie dich niemals finden. Verbirg dich! Doch Feerman wußte, daß dies keine Lösung war. Wegzulaufen war schierer Eskapismus und Beweis für sein Abdriften von der Norm. Denn wovor würde er denn in Wahrheit weglaufen? Vor der gesündesten, vollkommensten Gesellschaft, die der Mensch je erdacht hatte. Nur ein Verrückter würde davor davonlaufen. Er fing an, die Leute zu bemerken, an denen er vorüberkam. Sie machten einen glücklichen Eindruck, waren erfüllt von dem neuen Geist der Verantwortlichkeit und der geistigen Gesundheit der Gesellschaft, willens, alte Leidenschaften für eine neue Ära des Friedens zu opfern. Es war eine gute Welt, eine unheimlich gute Welt. Warum konnte er in ihr nicht leben? Er konnte. Zum ersten Mal seit Wochen empfand er Selbstvertrauen und beschloß, sich anzupassen, irgendwie. Wenn er nur herausfinden könnte, wie.

Nachdem er stundenlang herumgewandert war, stellte Feerman fest, daß er Hunger verspürte. Er trat in die erste Imbißstube ein, die er sah. Sie war überfüllt mit Arbeitern, denn er war fast bis zu den Docks gelaufen.

Er setzte sich hin und besah sich die Speisekarte. Er hatte das Gefühl, Zeit zum Nachdenken zu brauchen. Er mußte seine weiteren Schritte richtig einschätzen, herausfinden... »He, Mister!«

Er blickte auf. Der kahle, unrasierte Mann hinter der Theke starrte ihn unverwandt an. »Bitte?«

»Scheren Sie sich raus!«

»Was ist los?« fragte Feerman und bemühte sich, seine plötzliche Angst zu meistern.

»Hier werden keine Verrückten bedient«, sagte der Kellner. Er zeigte auf das Meßgerät an der Wand, das jeden, der hereinkam, registrierte. Der schwarze Zeiger stand dicht hinter neun. »Raus!«

Feerman sah zu den anderen Männern am Tresen hin. Sie sa-

Ben in einer Reihe und waren in das gleiche grobe braune Tuch gekleidet. Die Mütze hatten sie tief ins Gesicht gezogen, und ein jeder war scheinbar in eine Zeitung vertieft. »Ich habe eine Bewährungsbe...«

»Raus!« wiederholte der Kellner. »Das Gesetz sagt, daß ich keinen bedienen muß, der über neun liegt. Das ist eine Belästigung meiner Kunden. Also los, verschwinden Sie!« Die Reihe der Arbeiter saß reglos da; keiner sah ihn an. Feerman spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoß. Auf einmal hätte er am liebsten den kahlen, glänzenden Schädel des Kellners eingeschlagen, wäre am liebsten den lauschenden Männern mit einem Hackmesser zu Leibe gerückt, wollte die dreckigen Wände mit ihrem Blut besudeln, alles kurz und klein hauen, töten. Aber natürlich war Aggression ungesund und eine unbefriedigende Reaktion. Er beherrschte sich und ging hinaus. Er setzte seinen Weg fort, den Drang zu rennen unterdrückend, auf jene logische Gedankenbahn wartend, die ihm eingeben würde, was er tun sollte. Doch seine Gedanken verwirrten sich nur noch mehr, und als der Abend dunkelte, war er zum Umfallen müde.

Er stand in einer schmalen, mit Abfall übersäten Straße in den Slums. In einem Fenster im zweiten Stock eines Hauses bemerkte er ein handgeschriebenes Schild, auf dem zu lesen stand: *J. J. Flynn, Psychotherapeut. Vielleicht kann ich Ihnen helfen.* Feerman grinste sarkastisch, weil er an die vielen teuren Spezialisten denken mußte, die er aufgesucht hatte. Er wandte sich zum Gehen, machte dann kehrt und stieg die Treppe hinauf, die zu Flynns Sprechzimmer führte. Er ärgerte sich über sich; im Moment, als er das Schild sah, hatte er gewußt, daß er hinaufgehen würde. Würde er niemals aufhören, sich zu betrügen?

Flynns Sprechzimmer war klein und schäbig. Von den Wänden blätterte die Farbe, und es roch, als wäre lange nicht saubergemacht worden. Flynn saß hinter einem schlichten Holztisch, in einem Abenteuermagazin lesend. Er war klein, von mittlerem Alter und schütterem Haar. Er rauchte Pfeife.

Feerman hatte eigentlich von Anfang an erzählen wollen. Statt dessen platzte er heraus: »Hören Sie, ich sitze fest. Ich habe

meinen Job verloren, meine Frau hat mich verlassen. Ich habe jede Therapie ausprobiert, die es gibt. Was können Sie machen?«

Flynn nahm die Pfeife aus dem Mund und sah Feerman von oben bis unten an. Er betrachtete die Kleidung, den Hut, die Schuhe, als wollte er ihren Wert abschätzen. Dann sagte er: »Was haben die anderen gesagt?«

»Im Grunde immer dasselbe: Daß ich keine Chance habe.«

»Klar, daß sie das gesagt haben«, meinte Flynn. Er sprach sehr schnell mit hoher, klarer Stimme. »Diese Modeburschen werfen die Flinte zu rasch ins Korn. Aber es besteht immer Hoffnung. Der Geist ist ein merkwürdiges und kompliziertes Ding, mein Freund, und manchmal – « Er brach mitten im Satz ab und grinste mit trauriger Heiterkeit vor sich hin. »Ach, was soll's? Sie sehen aus wie einer, der verloren ist.« Er klopfte die Asche aus seiner Pfeife und starrte an die Decke. »Hören Sie, ich kann überhaupt nichts für Sie tun. Sie wissen es, ich weiß es. Warum sind Sie heraufgekommen?«

»Weil ich ein Wunder erwartet habe, glaube ich«, erwiderte Feerman und ließ sich erschöpft auf einen Holzstuhl nieder. »Das tun viele Leute«, meinte Flynn gesprächig. »Und hier ist anscheinend der logische Ort für eins, oder? Sie sind in den feinen Sprechzimmern der Spezialisten gewesen. Da haben Sie keine Hilfe gefunden. Somit wäre es also gerecht und angemessen, wenn ein Wandertherapeut leisten könnte, was die berühmten Herren nicht geschafft haben. Eine Art poetischer Gerechtigkeit.«

»Nicht schlecht«, sagte Feerman mit schwachem Lächeln. »Oh, ich bin durchaus nicht schlecht«, sagte Flynn, die Pfeife aus einem verwahrlosten grünen Beutel stopfend. »Doch die Wahrheit ist, Wunder kosten Geld, das war immer so und wird immer so sein. Wenn die Großkopften Ihnen nicht helfen konnten, dann kann ich das bestimmt auch nicht.«

»Vielen Dank für die Auskunft«, sagte Feerman, machte aber keine Anstalten aufzustehen.

»Als Therapeut ist es meine Pflicht«, erklärte Flynn langsam, »Sie daran zu erinnern, daß die Akademie stets geöffnet ist.«

»Da kann ich doch nicht hingehen«, meinte Feerman. »Ich weiß doch nichts über sie.«

»Das geht uns allen so«, sagte Flynn. »Dennoch höre ich, daß sie immerzu heilen.«

»Tod ist eine Heilung.«

»Aber keine zweckmäßige. Außerdem widerspricht das den Zeiten auch zu sehr. Einen solchen Laden müßten Wahnsinnige führen, und Wahnsinnige sind eben schlicht nicht erlaubt.«

»Warum kommt dann nie jemand wieder heraus?«

»Fragen Sie mich nicht«, sagte Flynn. »Vielleicht wollen sie nicht.« Er zog an seiner Pfeife, »Sie wollen einen Rat haben. Okay. Haben Sie Geld?«

»Etwas«, antwortete Feerman argwöhnisch. »Gut. Ich sollte das vielleicht nicht sagen, aber... Hören Sie auf, nach Heilung zu suchen! Gehen Sie nach Hause. Schicken Sie Ihren Robutler los, damit er Ihnen Vorräte für ein paar Monate einkauft. Verkriechen Sie sich für eine Weile.«

»Verkriechen? Warum?«

Flynn blickte ihn wütend an. »Weil Sie sich fertigmachen bei dem Versuch, wieder zur Norm zurückzufinden, und damit machen Sie es nur noch schlimmer. Das habe ich schon tausendmal erlebt. Denken Sie überhaupt nicht an Ihren Geisteszustand. Hängen Sie ein paar Monate herum, ruhen Sie sich aus, lesen Sie, setzten Sie Speck an. Und dann werden Sie sehen, wie es Ihnen geht.«

»Hören Sie«, sagte Feerman. »Ich glaube, Sie haben recht. Ich bin sicher! Aber ich bin nicht sicher, ob ich nach Hause gehen sollte. Ich habe heute einen Anruf gemacht... Ich habe etwas Geld. Können Sie mich nicht hier verstecken? Können Sie mich verstecken?«

Flynn stand plötzlich und unvermittelt auf und blickte unsicher

und ängstlich aus dem Fenster auf die dunkle Straße. »Ich habe zuviel gesagt, wie die Dinge stehen. Wenn ich jünger wäre – ich kann es nicht machen! Ich habe Ihnen einen ungesunden Rat gegeben! Den kann ich nicht auch noch mit einer ungesunden Tat krönen!«

»Tut mir leid«, sagte Feerman. »Ich hätte Sie nicht darum bitten sollen. Aber ich bin wirklich dankbar. Wirklich.« Er erhob sich. »Wieviel schulde ich Ihnen?«

»Nichts«, sagte Flynn. »Viel Glück für Sie!«

»Danke.« Feerman eilte nach unten und hielt ein Taxi an. Zwanzig Minuten später war er zu Hause.

Im Treppenhaus war es merkwürdig still, als Feerman seiner Wohnung zustrebte. Die Tür der Hausbesitzerin war geschlossen, als er daran vorbeiging, aber er hatte den Eindruck, daß sie offen gewesen war, bis er kam, und daß die alte Frau jetzt hinter ihr stand, das Ohr ans dünne Holz gepreßt. Er legte einen Schritt zu und betrat seine Wohnung.

Auch in der Wohnung war es still. Feerman ging in die Küche. Sein Robutler stand neben dem Herd, und Speed lag zusammengerollt in der Ecke.

»Willkommen zu Hause, Sir«, sagte der Robutler ausgesprochen höflich und freundlich. »Wenn Sie Platz nehmen, serviere ich Ihnen das Abendessen.«

Feerman setzte sich nieder; in Gedanken war er bei seinen Plänen. Eine Reihe von Einzelheiten mußte überlegt werden, aber Flynn hatte recht. Sich verkriechen, das war es. Aus dem Blickfeld verschwinden.

»Ich möchte, daß du als erstes morgen früh einkaufen gehst«, sagte der zu dem Robutler.

»Sehr wohl, Sir«, erwiderte der Robutler und stellte einen Teller Suppe vor ihn hin.

»Wir brauchen einen Haufen Verpflegung. Brot, Fleisch... Nein, es ist besser, wenn du Dosen kaufst.«

»Was für Dosen?« fragte der Robutler.

»Alles mögliche, Hauptsache, es läßt sich eine ausgeglichene Kost daraus zubereiten. Und Zigaretten, vergiß die Zigaretten nicht! Sei so freundlich, und gib mir das Salz.« Der Robutler stand neben dem Herd und rührte sich nicht. Doch Speed begann leise zu winseln. »Robutler! Das Salz, bitte.«

»Tut mir leid, Sir«, sagte der Robutler. »Was soll das heißen, tut dir leid? Gib mir das Salz!«

»Ich darf Ihnen nicht mehr gehorchen.«

»Warum nicht?«

»Sie haben soeben die rote Linie überschritten, Sir. Sie liegen jetzt über zehn.«

Feerman starrte ihn bloß einen Moment lang an. Dann rannte er ins Schlafzimmer und schaltete das Meßgerät ein. Der schwarze Zeiger kroch langsam bis zur roten Linie, zögerte und glitt schließlich entschlossen darüber hinaus.

Er war über zehn.

Das spielt gar keine Rolle, redete er sich ein. Schließlich handelte es sich um eine quantitative Größe. Es bedeutete nicht, daß er plötzlich zum Ungeheuer geworden war. Er würde sich mit dem Robutler auseinandersetzen, ihm die Sache erklären.

Er eilte aus dem Schlafzimmer. »Robutler! Hör mir...«

Die Wohnungstür fiel ins Schloß. Der Robutler war gegangen.

Feerman ging ins Wohnzimmer und setzte sich aufs Sofa. Klar, daß der Robutler gegangen war. Sie hatten eine Meßvorrichtung eingebaut. Wenn ihr Herr die rote Linie überschritt, kehrten sie automatisch in die Fabrik zurück. Keiner, der über zehn lag, konnte einen Roboter unter sich haben.

Doch er hatte noch eine Chance. Er hatte Vorräte im Haus. Er würde sich einteilen. Mit Speed wäre es nicht gar zu einsam.

Vielleicht würde er nur ein paar Tage brauchen.

»Speed?«

In der Wohnung war kein Laut zu hören.

»Komm her, mein Bübchen.«

Noch immer kein Laut.

Feerman suchte die ganze Wohnung systematisch ab, doch der Hund war nicht da. Er mußte mit dem Robutler weggegangen sein.

Allein ging Feerman in die Küche und trank drei Glas Wasser. Er sah sich das Essen an, das sein Robutler zubereitet hatte, fing an zu lachen, beherrschte sich.

Er mußte raus, schnell. Er durfte keine Zeit verlieren. Wenn er sich beeilte, konnte er es noch schaffen, irgendwohin, ganz egal.

Jetzt zählte jede Sekunde.

Doch er stand in der Küche, starrte auf den Fußboden, während die Minuten verstrichen, und fragte sich, warum sein Hund ihn verlassen hatte.

Es klopfte an der Wohnungstür.

»Mr. Feerman!«

»Nein«, sagte Feerman.

»Mr. Feerman, Sie müssen nun gehen.«

Es war die Hausbesitzerin. Feerman ging an die Tür und machte sie auf. »Gehen? Wohin?«

»Das ist mir egal. Hier können Sie nicht bleiben, Mr. Feerman. Sie müssen gehen.«

Feerman ging zurück, um seinen Hut zu holen, setzte ihn auf, blickte sich in der Wohnung um und ging dann hinaus. Die Tür ließ er offen.

Vor dem Haus warteten zwei Männer auf ihn. Ihre Gesichter waren in der Dunkelheit nicht zu erkennen. »Wohin wollen Sie gehen?« fragte der eine. »Wohin kann ich gehen?«

»In die Chirurgie oder die Akademie.«

»Also in die Akademie.«

Sie setzten ihn in ein Auto und fuhren schnell davon. Feerman lehnte sich zurück; er war zu erschöpft zum Nachdenken. Der Fahrtwind kühlte ihm das Gesicht, und das leichte Vibrieren des Autos war angenehm. Aber die Fahrt schien kein Ende nehmen zu wollen. »Da wären wir«, erklärte einer der Männer endlich. Sie hielten an und führten ihn in ein riesiges graues Gebäude und in einen kahlen kleinen Raum. In der Mitte des Raumes stand auf einem Tisch ein Schild mit der Aufschrift Empfang. Ein Mann lag mit dem Oberkörper auf dem Tisch und schnarchte leise. Einer von Feermans Wächtern räusperte sich vernehmlich. Der Portier setzte sich sofort kerzengerade auf und rieb sich die Augen. Er setzte sich die Brille auf und sah sie verschlafen an. »Welcher?« erkundigte er sich. Die beiden Wächter zeigten auf Feerman. »In Ordnung.« Der Portier streckte die dünnen Arme, dann schlug er ein großes schwarzes Buch auf. Er schrieb etwas auf, riß die Seite heraus und reichte sie Feermans Wächtern. Sogleich gingen sie.

Der Portier drückte auf einen Knopf, um sich dann wie wild den Kopf zu kratzen. »Vollmond heute«, wandte er sich mit offensichtlicher Befriedigung an Feerman. »Bitte?« fragte Feerman.

»Vollmond. Wir schnappen mehr von euch Burschen, wenn der Mond voll ist, jedenfalls hat es den Anschein. Ich habe schon mal daran gedacht, eine Untersuchung darüber zu machen.«

»Mehr? Mehr was?« fragte Feerman, der sich noch nicht an den Schock gewöhnt hatte, in der Akademie zu sein. »Seien Sie nicht so schwer von Begriff«, sagte der Portier streng. »Wir kriegen mehr über zehn, wenn der Mond voll ist. Ich glaube nicht, daß es da einen Zusammenhang gibt, doch – aha, hier ist der Wärter.«

Ein uniformierter Wärter trat an den Tisch, noch damit beschäftigt, sich den Schlips umzubinden.

»Bringen Sie ihn nach 312 AA«, befahl der Portier. Als Feerman und der Wärter hinausgingen, nahm er sich die Brille ab und

streckte sich wieder auf dem Tisch aus.

Der Wärter führte Feerman durch ein verschlungenes Gewebe von Korridoren, das häufig von Türen unterbrochen war. Die Korridore schienen spontan gewachsen zu sein, denn sie verzweigten sich in allen möglichen Winkeln, und teilweise waren sie gewunden und kurvenreich wie die Straßen einer alten Stadt. Feerman fiel im Gehen auf, daß die Türen nicht fortlaufend nummeriert waren. Sie kamen an 3112 vorbei, dann an 25 P und dann an 14. Und er war sicher, daß sie schon dreimal an Nummer 888 vorbeigekommen waren.

»Wie finden Sie sich denn hier zurecht?« fragte er den Wärter. »Das ist mein Job«, erwiderte dieser recht freundlich. »Nicht gerade systematisch«, sagte Feerman nach einer Weile. »Kann es auch nicht«, meinte der Wärter in beinahe vertraulichem Ton. »Ursprünglich waren hier weitaus weniger Zimmer geplant gewesen, doch dann kam der Andrang. Patienten, Patienten, jeden Tag mehr, und kein Abflauen in Sicht. Also mußten die Zimmer in kleinere Räume unterteilt werden, und es wurde nötig, neue Korridore durchzuberechnen.«

»Und wie finden die Ärzte ihre Patienten?« fragte Feerman. Sie waren bei Nummer 312 AA angekommen. Ohne zu antworten schloß der Wärter die Tür auf und machte sie wieder zu und schloß sie ab, nachdem Feerman hindurchgegangen war.

Es war ein sehr kleiner Raum. Den verfügbaren Platz nahmen ein Sofa, ein Sessel und ein Schrank ein.

Kaum war er drin, hörte Feerman Stimmen vor der Tür. Ein Mann sagte: »Dann also Kaffee in einer halben Stunde in der Cafeteria.« Ein Schlüssel wurde im Schloß gedreht. Feerman konnte die Antwort nicht hören, doch auf einmal brach schallendes Gelächter los. Eine tiefe Männerstimme sagte: »Ja, und hundert mehr, dann müssen wir unter der Erde nach Platz suchen!« Die Tür ging auf, und ein bärtiger Mann in einer weißen Jacke trat ein, immer noch vor sich hin schmunzelnd. Sobald er Feerman sah, setzte er ein professionelles Gesicht auf. »Legen Sie sich aufs Sofa, bitte«, sagte er höflich, doch mit unüberhörbarer

Autorität in der Stimme.

Feerman blieb stehen. »Wo ich nun hier bin«, sagte er, »erklären Sie mir doch, was das alles zu bedeuten hat.« Der Bärtige ging daran, den Schrank aufzuschließen. Er betrachtete Feerman mit gequält belustigtem Gesichtsausdruck und zog beide Augenbrauen in die Höhe. »Ich bin Arzt«, sagte er, »kein Dozent.«

»Das ist mir klar. Doch sicher...«

»Ja, ja«, meinte der Arzt und zuckte hilflos mit den Schultern. »Sie haben ein Recht – und so weiter. Doch das hätte man wirklich alles erklären sollen, ehe Sie herkamen. Das ist einfach nicht meine Aufgabe.«

Feerman blieb stehen. Der Arzt sagte: »Seien Sie brav und legen Sie sich hin, dann erzähle ich Ihnen alles.« Er wandte sich wieder dem Schrank zu.

Feerman spielte flüchtig mit dem Gedanken, ihn zu überwältigen, machte sich jedoch klar, daß vor ihm schon Tausende, die über zehn lagen, denselben Gedanken gehabt haben mußten. Zweifellos hatte man Vorsichtsmaßnahmen dagegen getroffen. Er legte sich auf die Couch.

»Die Akademie«, sagte der Arzt, während er sich im Schrank zu schaffen machte, »ist eindeutig ein Produkt unserer Zeit. Um sie zu verstehen, müssen Sie zunächst einmal das Zeitalter verstehen, in dem wir leben.« Er machte eine dramatische Pause und fuhr dann mit sichtlichem Vergnügen fort. »Geistige Gesundheit! Eine gewaltige Anstrengung verbirgt sich dahinter, wissen Sie, besonders hinter der geistigen Gesundheit der Gesellschaft. Wie leicht gerät der Geist aus den Fugen! Und ist er erst einmal aus den Fugen, ändern sich die Werte, und man fängt an, seltsame Hoffnungen, Ideen, Theorien zu entwickeln und das Bedürfnis nach Taten zu verspüren. Diese Dinge mögen an sich nicht unnormale sein, führen jedoch unausweichlich zum Schaden für die Gesellschaft, denn Bewegung, in welche Richtung auch immer, schadet einer statischen Gesellschaft. Heute, nach Tausenden von Jahren voller Blutvergießen, haben wir uns das Ziel gesetzt, die Gesellschaft gegen den ungesunden einzel-

nen zu beschützen. Deshalb liegt es an dem einzelnen, derartige mentale Strukturen, solche hintergründigen Entschlüsse auszuschießen, die ihn zu einer gefährlichen Kraft für Veränderung machen könnten. Dieser Wille zur Unbeweglichkeit, wie er unser Ideal ist, erforderte eine beinahe übermenschliche Kraft und Entschlossenheit. Wenn man die nicht hat, landet man hier.«

»Ich verstehe nicht – « hob Feerman an, doch der Arzt unterbrach ihn.

»Die Notwendigkeit der Akademie dürfte nun klar sein. Heute ist Gehirnchirurgie die am Ende effektive Alternative zur geistigen Gesundheit. Doch ist dies eine unerfreuliche Möglichkeit für einen, der nachdenkt, eine wahrhaft höllische Alternative. Regierungsamtliche Gehirnchirurgie beinhaltet den Tod der ursprünglichen Persönlichkeit, also Tod in seiner wahrhaftigsten Form. Die Akademie bemüht sich, eine bestimmte Anstrengung zu erleichtern, indem sie eine andere Alternative anbietet.«

»Aber wie sieht diese Alternative aus? Warum sagen Sie das nicht?«

»Um ehrlich zu sein, die meisten Leute wollen das gar nicht wissen.« Der Arzt machte den Schrank zu und schloß ihn ab, doch Feerman konnte nicht sehen, welche Instrumente er ausgewählt hatte. »Ihre Reaktion ist nicht typisch, dessen kann ich Sie versichern. Sie ließen es sich angelegen sein, uns für etwas Düsteres, Geheimnisvolles, Erschreckendes zu halten. Das liegt daran, daß sie krank sind. Gesunde Leute sehen in uns ein Allheilmittel, eine angenehm verschwommene Abwechslung von bestimmten grausamen und sicherlich zugleich auch unheimlichen Gewißheiten.« Er kicherte leise. »Für die meisten Leute stellen wir den Himmel dar.«

»Warum machen Sie Ihre Methoden dann nicht bekannt?«

»Um ehrlich zu sein«, antwortete der Arzt leise, »selbst die Methoden des Himmels sollte man besser nicht eingehend untersuchen.«

»Die ganze Sache ist also ein Schwindel!« sagte Feerman und

versuchte, sich aufzusetzen. »Sie bringen mich um!«

»Ganz bestimmt nicht«, sagte der Arzt und drückte ihn sanft nieder, bis er wieder ausgestreckt dalag. »Was genau machen Sie dann also?«

»Das werden Sie schon sehen.«

»Und warum kehrt nie einer zurück?«

»Sie wollen nicht«, meinte der Arzt. Ehe Feerman eine Bewegung machen konnte, hatte er ihm schwungvoll eine Nadel in den Arm gestoßen und injizierte ihm eine warme Flüssigkeit. »Vergessen Sie nicht«, sagte der Arzt, »die Gesellschaft muß vor dem einzelnen geschützt werden.«

»Ja«, erklärte Feerman benommen, »aber wer schützt den einzelnen vor der Gesellschaft?«

Der Raum verschwamm vor seinen Augen, und obgleich der Arzt ihm antwortete, vermochte Feerman seine Worte nicht zu hören, doch war er sicher, daß sie klug und angemessen und sehr wahr waren.

Als er das Bewußtsein wiedererlangte, stellte er fest, daß er auf einer großen Ebene stand. Die Sonne ging auf. Im kargen Licht umwaberten Nebelschwaden seine Knöchel, und das Gras unter seinen Füßen war feucht und elastisch.

Feerman war einigermaßen überrascht, dicht zu seiner Rechten seine Frau stehen zu sehen. Links von ihm, kaum wahrnehmbar zitternd, drängte sich sein Hund Speed an sein Bein. Die Überraschung verging rasch, denn wo sonst sollten Frau und Hund schließlich sein, wenn nicht an seiner Seite vor dem Kampf?

Vor ihnen löste sich eine vage Bewegung in einzelne Gestalten auf, und als sie näher kamen, erkannte Feerman sie. Sie waren der Feind! Anführer des Zuges war sein Robutler, im Dämmerlicht unmenschlich glänzend. Morgan war da und schrie dem Abteilungsleiter zu, Feerman müsse sterben, und Flynn, der ängstliche Mann, der zwar sein Gesicht verbarg, aber dennoch auf ihn zukam. Und die Hausbesitzerin war da, kreischte: »Kein Heim für

ihn!« Und hinter ihr waren Ärzte, Portiers, Wärter, und hinter ihnen marschierten Millionen Männer in grober Arbeitskleidung, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, die Zeitung sorgfältig zusammengerollt.

Feerman straffte sich erwartungsvoll für den letzten Kampf gegen die Feinde, die ihn betrogen hatten. Aber ein Zweifel schlich sich in seine Gedanken. War dies real?

Auf einmal hatte er eine ihm Übelkeit bereitende Vision von seinem betäubten Körper, der in einem numerierten Raum in der Akademie liegt, während seine Seele sich in diesem Wolkenkuckucksheim befand und einen Kampf mit Schatten austrug. *Mir fehlt nichts!* In einem Moment äußerster Klarheit begriff Feerman, daß er fliehen mußte. Sein Schicksal lag nicht hier in dem Kampf gegen Traumfeinde. Er mußte in die reale Welt zurück. Der Status quo konnte nicht ewig dauern. Und was würde aus der Menschheit werden, wenn man alle Zähigkeit, jeden Erfindergeist und alle Individualität aus ihr herausgezüchtet hätte? Niemand verließ die Akademie? Er doch! Feerman rang mit den Illusionen, und er konnte beinahe spüren, wie sein ad acta gelegter Körper sich auf der Couch regte, aufstöhnte, in Bewegung geriet...

Doch seine Traumfrau packte ihn am Arm und wies nach vorn. Sein Trauhund knurrte dem anrückenden Feind entgegen. Der Augenblick war für immer verpaßt, aber Feerman erfuhr es nie. Er vergaß seinen Entschluß, vergaß die Erde, vergaß die Wahrheit, und Tautropfen netzten seine Beine, als er vorwärtsstürzte, um den Feind in einen Kampf zu verwickeln.

Routinesache

»Die Chance können wir uns nicht durch die Lappen gehen lassen«, erklärte Arnold gerade. »Millionenprofite, eine geringe Anfangsinvestition, die sich rasch amortisiert. Hörst du mir überhaupt zu?«

Richard Gregor nickte erschöpft. Es war ein schrecklich langweiliger Tag im Büro des Interplanetarischen Entseuchungsdienstes AAA As, genauso langweilig wie alle anderen Tage. Gregor legte gerade eine Patience. Arnold, sein Partner, saß an seinem Schreibtisch und hatte die Füße auf einen Stapel unbezahlter Rechnungen gelegt.

Schatten bewegten sich an der Glastür zu ihrem Büro vorüber, Schatten von Leuten, die zu den Firmen Mars Steel, Neoromanische Novelties, Alpha-Dura Produkte oder zu einem der anderen Büros auf demselben Flur unterwegs waren. Nur bei AAA As unterbrach keiner die staubige Stille. »Worauf warten wir noch?« wollte Arnold mit erhobener Stimme wissen. »Machen wir's, oder machen wir's nicht?«

»Das liegt nicht auf unserer Linie«, erwiderte Gregor. »Wir befassen uns mit Planetenentseuchung. Hast du das etwa vergessen?«

»Kein Mensch will einen Planeten entseucht haben«, stellte Arnold fest.

Das, unglücklicherweise, entsprach den Tatsachen. Nachdem sie Ghost V erfolgreich von imaginären Ungeheuern gesäubert hatte, war es mit der Firma AAA As für kurze Zeit geschäftlich bergauf gegangen. Doch dann war der Vorwärtsdrang in den Weltraum zu einem Stillstand gekommen. Die Leute begnügten sich damit, das Erreichte zu konsolidieren, Städte hochzuziehen, Äcker zu pflügen und Straßen zu bauen.

Zweifellos würde der Drang nach draußen irgendwann wieder einsetzen. Solange der Mensch sich noch nach irgendwohin ausbreiten konnte, würde er sich auch ausbreiten. Im Augenblick allerdings gingen die Geschäfte beklagenswert schlecht.

»Denk man an die Möglichkeiten«, hob Arnold wieder an. »Da hocken alle diese Leute auf ihren vielversprechenden, blitzblanken neuen Welten. Sie brauchen Tiere für die Feldarbeit und zum Verspeisen, und die müssen ihnen von zu Hause geliefert werden« – er legte eine dramatische Pause ein – »durch uns!«

»Wir sind für den Transport lebender Tiere nicht ausgerüstet«, gab Gregor zu bedenken.

»Wir haben ein Raumschiff. Was brauchen wir denn noch?«

»Alles. In erster Linie Kenntnisse und Erfahrungen. Lebende Tiere durch den Weltraum zu transportieren, ist eine überaus heikle Angelegenheit. Eine Sache für Experten. Was willst du denn machen, wenn eine Kuh auf dem Weg von hier nach Omega IV plötzlich Maul- und Klauenseuche kriegt?«

»Wir geben uns eben nur mit robusten, mutierten Arten ab«, meinte Arnold zuversichtlich. »Wir lassen sie vorher tierärztlich untersuchen, und ich persönlich sterilisiere das Raumschiff, ehe sie an Bord kommen.«

»Na gut, du Träumer«, sagte Gregor. »Dann halte dich jetzt fest, damit du nicht vom Hocker kippst. Der Trigale-Konzern erledigt in dieser Ecke des Weltraums alle Tiertransporte. Der ist auf Konkurrenz nicht gut zu sprechen – und deshalb hat er auch keine Konkurrenz. Wie willst du dagegen anstinken?«

»Wir unterbieten ihn.«

»Und verhungern.«

»Jetzt verhungern wir auch.«

»Lieber verhungern, als daß uns beim Verladen ein Trigale-Schlepper ein Loch in die Außenwand reißt – ›aus Versehen‹ natürlich. Oder festzustellen, daß man uns Kerosin in die Wassertanks gefüllt hat. Oder daß unsere Sauerstofftanks leer sind.«

»Du hast vielleicht eine merkwürdige und komische Phantasie!« meinte Arnold nervös.

»Diese Ausgeburten meiner Phantasie sind im wirklichen Leben bereits vorgekommen. Der Trigale-Konzern möchte dieses Ge-

biet allein beackern – und er beackert es allein. Rein zufällig, könntest du jetzt natürlich einwenden, wenn du Spaß an blutigen Scherzen hast.«

In dem Moment ging ganz langsam und leise die Tür auf. Arnold schwang schnell seine Füße vom Schreibtisch herunter, und Gregor wischte die vor ihm liegenden Patiencekarten in eine Schublade.

Der Besucher war, nach der unteretzten Gestalt, dem kleinen Kopf und der blaßgrünen Hautfarbe zu urteilen, ein Bewohner der Außenwelt. Er marschierte schnurstracks auf Arnold zu. »In drei Tagen stehen sie im Trigale-Warenhaus bereit«, sagte er. »In drei Tagen schon, Mr. Vens?« fragte Arnold. »Oh, sicher. Die Smags mußten ziemlich behutsam herangebracht werden, doch die Queels stehen schon seit einigen Tagen zur Verfügung.«

»Großartig. Das ist mein Partner«, sagte Arnold, sich Gregor zuwendend, der heftig blinzelte.

»Glücklich.« Vens drückte Gregor fest die Hand. »Bewundere euch Menschen. Freies Unternehmertum, Wettbewerb – gefällt mir. Haben Sie die Route?«

»Alles auf Band«, sagte Arnold. »Mein Partner ist bereit, jederzeit loszudüsen.«

»Ich fahre auf geradem Weg nach Vermoine II und treffe Sie dort. Gutes Gelingen.« Er machte kehrt und ging.

»Arnold«, sagte Gregor langsam, »was hast du getan?«

»Ich habe uns reich gemacht, nicht mehr und nicht weniger«, entgegnete Arnold. »Transport lebender Tiere?«

»Ja.«

»Auf Trigale-Gebiet?«

»Ja.«

»Zeig mir den Vertrag.«

Arnold holte ihn hervor. Er besagte, daß der Interplanetarische Entseuchungs-(und Transport-)dienst AAA As die Aufgabe über-

nimmt, fünf Smags, fünf Fürgels und zehn Queels im Vermoine-Sonnensystem abzuliefern. Übernommen werden sollten sie im Trigale-Warenhaus, abgeliefert im Zentralen Warenhaus auf Vermoine II. Die Firma AAA As besaß außerdem die Option, ihr eigenes Warenhaus zu errichten.

Besagte Tiere sollten unversehrt, lebend, gesund, glücklich, produktiv, et cetera ankommen. Gepfefferte Nichtigkeitsklauseln regelten den Fall, daß die Tiere verlorengingen, tot, krank, unproduktiv, et cetera ankamen.

Das Dokument las sich wie ein vorübergehender Waffenstillstand zwischen zwei verfeindeten Nationen.

»Du hast dieses Todesurteil tatsächlich unterschrieben?« erkundigte sich Gregor ungläubig.

»Sicher. Du brauchst die Biester bloß abzuholen, nach Vermoine rüberzudüsen und sie dort abzuladen.«

»Ich? Und was machst du solange?«

»Ich bleibe hier und stehe dir während der ganzen Fahrt zur Seite«, sagte Arnold. »Steh mir an Bord zur Seite.«

»Nein, nein – unmöglich. Mir wird schon speiübel, wenn ich ein Queel auch nur sehe.«

»So geht es mir mit dieser Abmachung. Riskieren wir zur Abwechslung doch einmal *deinen* Kragen.«

»Ich bin doch die Forschungsabteilung«, wandte Arnold ein. »So hatten wir es ausgemacht. Erinnerst du dich?« Gregor erinnerte sich, seufzte und zuckte hilflos mit den Schultern.

Sie gingen sofort daran, ihr Raumschiff in Ordnung zu bringen. Die Ladefläche wurde in drei Verschlage aufgeteilt, in denen jeweils eine Tierart untergebracht werden sollte. Die Tiere brauchten zum Atmen durchweg Sauerstoff und fanden das Leben bei etwa zwanzig Grad Celsius erträglich. Das war also kein Problem. Das entsprechende Futter wurde an Bord genommen. Nach drei Tagen, als sie so gut vorbereitet waren, wie man nur sein konnte, entschloß sich Arnold, Gregor bis zum Trigale-Warenhaus zu

begleiten.

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle, doch ging Gregor auf der Landeplattform mit ziemlich schlotternden Gliedern nieder. Über den Konzern waren zu viele Geschichten im Umlauf, als daß er sich in der Höhle des Löwen so richtig zu Hause gefühlt hätte. Er hatte weitgehende Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Das Raumschiff war in der Luna-Station bis zum Überlaufen aufgetankt und mit Proviant versorgt worden, und von den Trigale-Leuten durfte niemand an Bord kommen.

Falls das Stationspersonal sich allerdings um das zerbeulte alte Raumschiff Sorgen machte, dann hielt es damit ausgezeichnet hinter dem Berg. Der Kasten wurde von zwei Zugmaschinen an die Verladerampe gezogen und zwischen zwei schlanke Expreßfrachter von Trigale gequetscht.

Gregor ließ Arnold das Verladen überwachen und ging hinein, um die Manifeste zu unterschreiben. Ein höflicher Trigale-Angestellter holte die Papiere herbei und sah interessiert zu, wie Gregor sie durchlas.

»Sie verladen Smags, hm?« erkundigte er sich freundlich. »Das stimmt«, antwortete Gregor und fragte sich, wie ein Smag wohl aussehen mochte.

»Und Queels und Firgels auch«, fuhr der Angestellte nachdenklich fort. »Sie befördern sie alle zusammen. Da haben Sie aber wirklich Mut, Mr. Gregor.«

»Ja? Warum?«

»Sie kennen doch das alte Sprichwort – ›Wenn du mit Smags auf Reisen gehst, vergiß das Vergrößerungsglas nicht‹.«

»Das ist mir noch nie zu Ohren gekommen.« Der Angestellte grinste liebenswürdig und schüttelte Gregor die Hand. »Nach dieser Reise werden Sie Ihre eigenen Sprichwörter prägen können. Ich wünsche Ihnen sehr viel Glück, Mr. Gregor.«

Gregor lächelte schwach und kehrte zur Verladerampe zurück. Smags, Firgels und Queels waren an Bord, eine jede Art in dem

ihr zugedachten Abteil. Arnold hatte den Sauerstoff eingeschaltet, die Temperatur überprüft und allen eine Futterration für einen Tag gegeben. »Na, dann zieh los«, sagte Arnold aufmunternd.

»Ja, ja, mache ich«, stimmte Gregor gänzlich ohne Begeisterung zu. Er kletterte an Bord, das leise Kichern aus der Zuschauerschar überhörend.

Das Raumschiff wurde zur Startrampe gezogen, und schon bald befand Gregor sich im Weltraum, unterwegs zu einem winzigen Warenhaus, das Vermoine II umkreiste.

Am ersten Tag im Weltraum war immer viel zu tun. Gregor prüfte die Instrumente und sah dann die Hauptsteuerung, die Tanks und die Leitungen durch, um sicherzugehen, daß beim Start nichts kaputtgegangen war. Danach entschloß er sich, die Fracht in Augenschein zu nehmen. Es wurde allmählich Zeit, daß er sich einmal ansah, wie die Tiere aussahen.

Die Queels im vorderen Steuerbordverschlag sahen wie riesige Schneebälle aus. Gregor war bekannt, daß sie wegen ihrer Wolle geschätzt wurden, die überall Höchstpreise erzielte. Sie waren offensichtlich noch nicht mit der Schwerelosigkeit vertraut, denn sie hatten ihr Futter noch nicht angerührt. Unbeholfen prallten sie von den Wänden und von der Decke ab und blökten klagend nach festem Boden.

Die Fingels stellten überhaupt kein Problem dar. Sie waren große, lederne Eidechsen, und Gregor konnte sich nicht vorstellen, wozu sie auf einer Farm gebraucht wurden. Im Augenblick schliefen sie, was sich auch während der ganzen Fahrt nicht ändern sollte. Achtern bellten die fünf Smags ausgelassen, als sie ihn sahen. Es waren freundliche, pflanzenfressende Säugetiere, die die Schwerelosigkeit außerordentlich zu genießen schienen. Zufrieden schwebte Gregor in die Kanzel zurück. Dies war ein guter Anfang. Bei Trigale hatte man ihn nicht behelligt, und seinen Tieren machte der Weltraum nichts aus. Er kam zu dem Schluß, daß die Reise sich als reine Routinesache herausstellen würde.

Nachdem er das Funkgerät und die Kontrollschalter ausprobiert hatte, stellte er den Wecker und legte sich aufs Ohr. Acht Stunden später erwachte er, zerschlagen und mit stechenden Kopfschmerzen. Sein Kaffee schmeckte wie Schlacke, und es fiel ihm schwer, den Blick auf das Armaturenbrett zu konzentrieren.

Das liegt wohl an der abgestandenen Luft, dachte er, und meldete Arnold über Funk, daß alles in Ordnung war. Doch mitten im Gespräch merkte er plötzlich, daß er die Augen kaum offenhalten konnte.

»Ich mache jetzt Schluß«, sagte er und gähnte ausgiebig. »Stickig hier drin. Ich lege mich ein bißchen hin.«

»Stickig?« fragte Arnold, dessen Stimme aus dem Funkgerät sehr abweisend klang. »Das dürfte eigentlich nicht sein. Die Ventilatoren...«

Gregor stellte fest, daß die Armaturen trunken hin- und herschwanken und ihm langsam aus dem Blickfeld rutschten. Er lehnte sich dagegen und machte die Augen zu. »Gregor!«

»Hmm?«

»Gregor! Prüf den Sauerstoffgehalt!«

Gregor schlug ein Auge lange genug auf, um die Anzeige ablesen zu können. Zu seiner Überraschung stellte er fest, daß die Kohlenstoffdioxidkonzentration einen Grad erreicht hatte, wie er ihm noch nie vorgekommen war.

»Kein Sauerstoff«, erklärte er Arnold. »Ich bringe das in Ordnung, wenn ich meinen Mittagsschlaf hinter mir habe.«

»Sabotage!« schrie Arnold. »Wach auf, Gregor!« Mit einer gewaltigen Anstrengung streckte Gregor die Hand aus und schaltete den Sauerstoff-Nottank ein. Der Zustrom frischer Luft ließ ihn wieder zu sich kommen.

Er stand auf, noch unsicher auf den Beinen, und spritzte sich etwas Wasser ins Gesicht.

»Die Tiere!« brüllte Arnold. »Sieh nach den Tieren!« Gregor schaltete die zusätzliche Luftzufuhr für alle drei Verschlage ein

und eilte den Mittelgang hinunter.

Die Fingels waren noch am Leben und schliefen. Den Smags war der Unterschied offenbar nicht einmal aufgefallen. Zwei Queels waren bewußtlos geworden, kamen aber schon wieder zu sich. In ihrem Verschlag fand Gregor auch heraus, was geschehen war.

Es hatte nichts mit Sabotage zu tun. Die Ventilatoren in der Wand und in der Decke, durch die die Luft im Raumschiff zirkulierte, waren vollkommen mit Queelswolle verstopft. Fellbüschel schwebten in der reglosen Luft auf und nieder und erweckten den Anschein, als würde es im Zeitlupentempo schneien.

»Natürlich, natürlich«, sagte Arnold, nachdem Gregor ihm davon berichtet hatte. »Hatte ich dich nicht darauf hingewiesen, daß Queels zweimal in der Woche geschoren werden müssen? Nein, ich glaube, das habe ich vergessen, ich lese dir mal vor, was im Buch steht: ›Das Queel – *Queelis tropicalis* – ist ein kleines, wolliges Säugetier, entfernt verwandt mit dem irdischen Schaf. Die Queels stammen von Tensis V, wurden jedoch erfolgreich auf allen anderen Planeten mit hoher Schwerkraft angesiedelt. Aus Queelswolle gewebte Kleidungsstücke sind feuerfest, insektensicher, verrotten nicht und halten beinahe ewig, was am Metallgehalt der Wolle liegt. Queels sollten zweimal wöchentlich geschoren werden. Sie vermehren sich sehr schnell.«

»Keine Sabotage«, kommentierte Gregor.

»Keine Sabotage, aber du solltest dich besser daranmachen, diese Queels zu scheren«, sagte Arnold.

Gregor beendete das Gespräch, fand eine Blechschere in seinem Werkzeugkasten und machte sich über die Queels her. Aber die metallische Wolle machte die Schneiden einfach stumpf. Es schien, als müßten Queels mit spezialgehärteten Geräten geschoren werden.

Er sammelte soviel herumfliegende Wolle zusammen, wie er finden konnte, und reinigte die Ventilatoren noch einmal. Nach

einem letzten Rundgang aß er zu Abend. Die Suppe war voller öliger, metallischer Queelswolle. Angewidert legte er sich aufs Ohr.

Als er erwachte, stellte er fest, daß das knarrende alte Raumschiff sich immer noch auf dem richtigen Kurs befand. Sein Haupttriebwerk arbeitete hervorragend, und die Aussichten schienen viel besser zu sein, zumal, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß die Fingels immer noch schliefen und die Smags sich wohl fühlten.

Aber als er die Queels inspizierte, sah er, daß sie noch keinen Happen Futter angerührt hatten, seit sie an Bord gekommen waren. Nunmehr wurde es ernst. Er wandte sich an Arnold um Rat. »Ganz einfach«, klärte ihn Arnold auf, nachdem er sich durch ein paar Nachschlagewerke gewühlt hatte. »Queels haben keine Halsmuskeln. Sie sind von der Schwerkraft abhängig, um Nahrung herunterzukriegen. Aber in der Schwerelosigkeit gibt es keine Schwerkraft, und daher kriegen sie das Futter nicht runter.«

Es war einfach, soviel war Gregor inzwischen klar geworden, eine von diesen vielen und unterschiedlichen Kleinigkeiten, auf die man auf der Erde gar nicht kommen würde. Doch der Welt- raum mit seiner künstlichen Umwelt erschwerte selbst die ein- fachsten Probleme.

»Du mußt das Raumschiff sich um die eigene Achse drehen las- sen, um ihnen ein bißchen Schwerkraft zu verschaffen«, meinte Arnold.

Gregor stellte im Geist schnell ein paar Berechnungen an. »Das verbraucht eine Menge Treibstoff.«

»Im Buch heißt es weiter, daß du ihnen das Futter auch mit der Hand in den Hals schieben kannst. Du rollst es zu einer feuchten Kugel und steckst den Arm bis etwa zum Ellenbogen rein, und dann...«

Gregor schaltete das Funkgerät ab und zündete die seitlichen Düsen. Jetzt hatte er festen Boden unter den Füßen und wartete

gespannt.

Die Queels machten sich mit einer Hingabe über das Futter her, daß einem Queelzüchter vermutlich ganz warm ums Herz geworden wäre.

Er würde im Warenhaus auf Vermoine II auftanken müssen, und dadurch würden ihre Kosten erheblich steigen, denn Treibstoff war teuer auf den neubesiedelten Welten. Trotzdem würde noch ein ansehnlicher Gewinn übrigbleiben.

Er wandte sich wieder seinen normalen Pflichten zu. Das Raumschiff kroch durch die unendliche Weite des Weltraums. Es wurde erneut Zeit zum Füttern. Gregor kümmerte sich um die Queels und ging dann zum Verschlag der Smags. Er machte die Tür auf und rief hinein: »Kommt her und holt es euch!« Nichts kam.

Der Verschlag war leer.

Gregor spürte ein eigenartiges Gefühl im Magen. Das war doch nicht möglich! Die Smags konnten nicht abgehauen sein. Sie erlaubten sich einen Scherz mit ihm, versteckten sich irgendwo. Aber in dem Verschlag gab es keinen Platz, an dem fünf ausgewachsene Smags sich verstecken konnten. Das kribbelige Gefühl ging in ein regelrechtes Zittern über. Gregor mußte an die Nichtigkeitsklauseln denken, sollten die Tiere verlorengehen, beschädigt werden, et cetera, et cetera. »Komm, Smag! Komm, Smag!« lockte er. Niemand antwortete. Er untersuchte die Wände, die Decke, die Tür und die Ventilatoren, ob die Smags sich eventuell einen Weg ins Freie gebahnt haben könnten.

Dafür gab es keinerlei Anzeichen.

In dem Moment hörte er ein schwaches Geräusch zu seinen Füßen. Als er nach unten blickte, huschte gerade etwas an ihm vorbei.

Es war eines der Smags, auf ungefähr fünf Zentimeter Länge zusammengeschrumpft. Die anderen fand er in einer Ecke zusammengedrängt, alle genauso klein.

Wie hatte doch der Angestellte bei Trigale gesagt? »Wenn du

mit Smags auf Reisen gehst, vergiß das Vergrößerungsglas nicht.«

Für einen guten, befriedigenden Schock war keine Zeit. Gregor verschloß sorgfältig die Tür und hastete ans Funkgerät.

»Sehr merkwürdig«, erklärte Arnold, nachdem der Kontakt hergestellt war. »Geschrumpft, sagst du? Ich gucke gleich mal nach. Hmm... Du hast nicht etwa künstliche Schwerkraft erzeugt, oder?«

»Natürlich! Damit die Queels fressen konnten.«

»Das hättest du nicht tun sollen«, meinte Arnold. »Smags sind an niedrige Schwerkraft gewöhnt.«

»Woher soll ich das denn wissen?«

»Wenn sie einer für sie ungewöhnlichen Schwerkraft ausgesetzt werden, schrumpfen sie zu mikroskopischer Größe, verlieren das Bewußtsein und sterben.«

»Du hast mir doch selber gesagt, daß ich eine künstliche Schwerkraft erzeugen soll.«

»Oh, nein! Ich habe lediglich erwähnt, ganz nebenbei übrigens, daß das eine Möglichkeit ist, Queels zum Fressen zu bringen. Ich habe vorgeschlagen, sie mit der Hand zu füttern.« Gregor widerstand einem geradezu überwältigenden Drang, das Funkgerät aus der Wand zu reißen. »Arnold«, sagte er, »die Smags brauchen eine niedrige Schwerkraft. Stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und die Queels eine hohe. Wußtest du das, als du den Vertrag unterschrieben hast?«

Arnold schluckte eine Weile und räusperte sich schließlich. »Na-ja, das schien die Sache etwas zu komplizieren. Aber es lohnt sich.«

»Sicher, wenn du damit durchkommst. Was soll ich jetzt machen?«

»Dreh die Temperatur herunter«, riet Arnold zuversichtlich.

»Am Gefrierpunkt stabilisieren sich die Smags.«

»Menschen frieren am Gefrierpunkt«, sagte Gregor. »Also gut. Roger.«

Gregor zog alles an, was er finden konnte, und schaltete das Kühlsystem des Raumschiffs ein. Nach einer Stunde hatten die Smags wieder ihre normale Größe.

So weit, so gut. Er sah nach den Queels. Die Kälte schien sie anzuregen. Sie waren lebhafter denn je und blökten nach mehr Futter. Er fütterte sie.

Nachdem er ein Sandwich mit Schinken und Wolle gegessen hatte, legte er sich aufs Ohr.

Bei seinem Rundgang am nächsten Tag stellte sich heraus, daß er inzwischen fünfzehn Queels an Bord hatte. Die zehn Erwachsenen hatten fünf Junge in die Welt gesetzt. Alle hatten Hunger.

Gregor fütterte sie. Er schrieb die Vermehrung dem üblichen Risiko zu, das man einging, wenn man gemischte Gruppen transportierte. Sie hätten das voraussehen und die Tiere nicht nur nach Arten, sondern auch nach Geschlecht trennen sollen. Als er das nächste Mal nach den Queels sah, hatte sich ihre Zahl auf achtunddreißig erhöht.

»Vermehrt haben sie sich?« fragte Arnold mit besorgter Stimme. »Ja. Und es sieht nicht so aus, als würden sie damit aufhören.«

»Tja, das hätten wir voraussehen sollen.«

»Warum?« wollte Gregor verblüfft wissen. »Ich habe es dir doch gesagt. Queels vermehren sich wie wild.«

»Ich glaube, daß du das gesagt hast. Und was bedeutet das?«

»Das, wonach es sich anhört«, erklärte Arnold verwirrt. »Wie bist du denn jemals durch die Schule gekommen? Es handelt sich um Gefrierpunkt-Parthenogenesis.«

»Das war's dann wohl«, sagte Gregor wütend. »Ich kehre um.«

»Das kannst du nicht machen! Wir werden am Erdboden zer-

stört!«

»Wenn die Queels sich so weitervermehren, dann ist hier bald kein Platz mehr für mich. Dann muß ein Queel den Kasten steuern.«

»Gregor, dreh jetzt nicht durch. Es gibt eine ganz einfache Lösung.«

»Ich höre.«

»Du mußt den Luftdruck und die Luftfeuchtigkeit erhöhen. Dann hören sie auf.«

»Klar. Und die Smags werden dadurch wahrscheinlich in Schmetterlinge verwandelt.«

»Andere Folgen hat das bestimmt nicht.«

Umzukehren war jedenfalls auch keine Lösung. Er hatte die Hälfte der Strecke schon fast hinter sich. Jetzt konnte er die Viecher genauso schnell loswerden, wenn er sie ablieferte. Es sei denn, er schüttete sie alle in den Weltraum. Ein verlockender, wenngleich undurchführbarer Gedanke.

Nachdem Luftdruck und -feuchtigkeit erhöht waren, hörten die Queels auf, sich zu vermehren. Es waren mittlerweile siebenundvierzig, und Gregor war die meiste Zeit damit beschäftigt, die Ventilatoren von Wolle zu säubern. Ein surrealistischer Zeitlupenschneesturm wütete in den Gängen und im Maschinenraum, in den Wassertanks und unter seinem Hemd. Gregor aß unschmackhafte Gerichte aus Lebensmitteln und Wolle, mit Pudding und Wolle zum Nachtisch. Er fing an, sich wie ein Queel zu fühlen.

Aber dann tauchte ein heller Fleck am Horizont auf. Die Strahlen der Vermoinesonne fielen auf die vordere Scheibe der Kanzel. Noch ein Tag, und er wäre da, könnte seine Fracht abladen und in sein staubiges Büro, zu seinen Rechnungen und seiner Patience heimkehren.

An diesem Abend machte er eine Flasche Wein auf, um das Ende der Reise zu feiern. Der Wein spülte ihm den Wollegeschmack

aus dem Mund, und als er ins Bett fiel, war er leicht und angenehm beschwipst.

Doch er konnte nicht schlafen. Die Temperatur sank immer noch. An den Wänden gefroren Wassertropfen zu Eis. Er brauchte Wärme.

Mal sehen – wenn er die Heizung anstellte, würden die Smags sicherlich langsam schrumpfen. Es sei denn, er gab die Schwerkraft auf. In dem Fall würden die siebenundvierzig Queels nicht fressen. Zum Teufel mit den Queels. Er lief Gefahr, so auszukühlen, daß er das Raumschiff nicht mehr bedienen und sicher steuern konnte.

Er stoppte die Umdrehung des Raumschiffs um die eigene Achse und drehte die Heizung auf. Eine Stunde lang wartete er, fröstelnd und mit den Füßen aufstampfend. Die Heizung schlürfte den Triebwerken förmlich den Treibstoff weg, erzeugte aber keine Wärme.

Das war lächerlich. Er drehte sie voll auf.

Nach einer weiteren Stunde war die Temperatur unter null gesunken. Obwohl Vermoine inzwischen zu sehen war, hatte Gregor keine Ahnung, ob er überhaupt fähig sein würde, das Raumschiff zu landen.

Er war eben damit fertig, die brennbaren Teile des Raumschiffs auf dem Kabinenfußboden zu einem kleinen Lagerfeuer aufzuschichten, als das Funkgerät zum Leben erwachte. »Was mir gerade eingefallen ist«, sagte Arnold. »Ich hoffe, du hast Schwerkraft und Luftdruck nicht zu abrupt verändert.«

»Ob schnell oder langsam, wo ist da der Unterschied?« fragte Gregor zerstreut.

»Du könntest die Fürgels durcheinanderbringen. Ein rascher Wechsel von Temperatur und Luftdruck könnte sie aufwecken. Sieh lieber mal nach.«

Gregor hastete davon. Er machte die Tür zum Verschlag der Fürgels auf, warf einen Blick hinein und erschauerte. Die Tiere

waren wach und gaben krächzende Laute von sich. Reifbedeckt schwebten die großen Eidechsen durch den Raum. Ein Schwall eisiger Luft ergoß sich in den Gang. Gregor knallte die Tür zu und eilte wieder ans Funkgerät. »Natürlich sind sie mit Reif bedeckt«, erklärte Arnold. »Die Fingels sind ja für Vermoine I bestimmt. Eine heiße Gegend, dieses Vermoine I – in nächster Nähe der Sonne gelegen. Fingels ziehen Kälte auf sich und halten sie, weshalb sie als beste tragbare Klimaanlage im ganzen Universum gelten.«

»Warum hast du mir das nicht früher gesagt?« wollte Gregor wissen.

»Das hätte dich nur beunruhigt. Außerdem würden sie ja auch noch schlafen, wenn du nicht an der Schwerkraft und dem Luftdruck rumgefummelt hättest.«

»Die Fingels sind also für Vermoine I bestimmt. Und die Smags?«

»Für Vermoine II. Ein winziger Planet mit ganz geringer Schwerkraft.«

»Und die Queels?«

»Für Vermoine III natürlich.«

»Du Schwachkopf!« brüllte Gregor los. »Du halst mir so eine Fracht auf und erwartest, daß ich sie unter einen Hut bringe?«

Wenn Arnold in diesem Moment zur Hand gewesen wäre, hätte er ihn erwürgt. »Arnold«, sagte er sehr langsam, »keine Projekte mehr, keine Einfälle – versprichst du mir das?«

»Ja, ja, schon gut«, erklärte Arnold sich einverstanden. »Kein Grund, gleich schlechte Laune zu kriegen.«

Gregor brach das Gespräch ab und setzte den Versuch fort, das Raumschiff warm zu kriegen. Er schaffte es, die Temperatur bis auf Gefrierpunktnähe zu steigern, als die überforderte Heizung den Geist aufgab.

Inzwischen lag Vermoine II zum Greifen nahe vor ihm.

Gregor klopfte an ein Stück Holz, das er nicht verbrannt hatte, und programmierte das Band. Er lochte gerade den Kurs zum Zentralen Warenhaus, das sich in einer Umlaufbahn um Vermoine II befand, als er ein eigenartiges Rumpeln vernahm. Im selben Moment sackten ein halbes Dutzend Zeiger auf dem Armaturenbrett auf Null.

Erschöpft schwebte er nach hinten zum Maschinenraum. Das Haupttriebwerk stand still, und es bedurfte keiner speziellen Fähigkeiten als Mechaniker, um den Grund dafür herauszufinden. Queelswolle schwebte unsicher und hilflos in der unbewegten Luft des Maschinenraums herum. Queelswolle steckte in den Lagern und im Schmiersystem, Queelswolle verstopfte die Kühlung.

Die metallische Wolle gab ein ideales Putzmittel für polierte Maschinenteile ab. Es war ein Wunder, daß das Triebwerk so lange durchgehalten hatte.

Er kehrte in die Kanzel zurück. Ohne das Haupttriebwerk konnte er das Raumschiff nicht landen. Es mußte während des Fluges repariert werden, was zu Lasten ihres Gewinns ging. Glücklicherweise ließ es sich mit den seitlichen Düsen steuern. Wenn keine weiteren Störungen auftraten, konnte er es noch manövrieren.

Es würde knapp werden, aber es blieb ihm noch die Möglichkeit, an dem Satelliten festzumachen, der als Warenhaus für Vermoine diente.

»Hier AAA As«, verkündete er, als er das Raumschiff in eine Umlaufbahn um den Satelliten drückte. »Ich bitte um Landeerlaubnis.« Ein störendes Knacken war zu hören. »Hier spricht der Satellit«, erwiderte eine Stimme. »Identifizieren Sie sich bitte.«

»Hier spricht das Raumschiff der AAA As, unterwegs vom Trigale-Warenhaus nach Vermoine II«, führte Gregor aus. »Meine Papiere sind in Ordnung.« Er wiederholte das Routineersuchen um Landung und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Es hatte ihn Mühe gekostet, doch die Tiere waren am Leben, unversehrt, gesund, glücklich, et cetera, et cetera. Die Firma AAA As hatte

einen hübschen kleinen Gewinn erwirtschaftet. Jetzt wollte er nur noch so schnell wie möglich aus diesem Raumschiff heraus und in ein heißes Bad. Er wollte den Rest seines Lebens weit weg von Queels, Smags und Firgels verbringen. Er wollte...

»Landeerlaubnis verweigert.«

»*Bitte?*«

»Tut mir leid, aber wir sind gegenwärtig voll. Wenn Sie Ihre derzeitige Umlaufbahn halten wollen, nehme ich an, daß wir Ihnen in etwa drei Monaten zur Verfügung stehen können.«

»Warten Sie!« kreischte Gregor. »Das können Sie doch nicht machen! Ich habe nichts mehr zu essen, mein Haupttriebwerk ist kaputt, und diese Tiere kann ich auch nicht mehr ertragen!«

»Tut mir leid.«

»Sie dürfen mich nicht wegschicken«, sagte Gregor heiser. »Dies ist ein öffentliches Warenhaus. Sie müssen –«

»*Öffentlich?* Ich bitte um Verzeihung, Sir. Dieses Warenhaus gehört dem Trigale-Konzern und wird von ihm betrieben.«

Das Funkgerät verstummte. Gregor starrte es minutenlang an. Trigale!

Darum also hatten sie ihn in ihrem Zentralen Warenhaus nicht behelligt. Sie konnten ihn fertigmachen, indem sie ihm die Landeerlaubnis in ihrem Warenhaus in Vermoine verweigerten. Und das Teuflische daran war, daß sie vermutlich nicht einmal etwas Rechtswidriges taten.

Auf dem Planeten konnte er nicht landen. Das Raumschiff ohne Haupttriebwerk niederzubringen, wäre Selbstmord. Und ein anderes Warenhaus gab es im großen Sonnensystem von Vermoine nicht.

Nun, er hatte die Tiere fast bis zum Warenhaus transportiert. Gewiß würde Mr. Vens die Umstände begreifen und seine guten Absichten zu würdigen wissen.

Er setzte sich mit Vens auf Vermoine II in Verbindung und er-

klärte ihm die Lage.

»Nicht *im* Warenhaus?« fragte Vens. »Nun, fünfzig Meilen davon entfernt«, sagte Gregor. »Das reicht nun wirklich nicht. Ich nehme die Tiere natürlich. Sie gehören mir. Doch es gibt Nichtigkeitsklauseln für den Fall unvollständiger Zustellung.«

»Die wollen Sie doch jetzt nicht zur Geltung bringen, oder?« erkundigte sich Gregor flehend. »Meine Absichten...«

»Die interessieren mich nicht«, erklärte Vens. »Gewinnspanne und all das. Wir Siedler brauchen jedes bißchen.« Er brach das Gespräch ab.

Trotz der Kälte in Schweiß gebadet, setzte sich Gregor mit Arnold in Verbindung und unterrichtete ihn über den neuesten Stand. »Das ist unmoralisch!« erklärte Arnold wutschnaubend. »Aber legal.«

»Ich weiß, verdammt noch mal. Ich brauche Zeit zum Nachdenken.«

»Laß dir was Vernünftiges einfallen«, sagte Gregor. »Ich melde mich wieder.«

Gregor verbrachte die nächsten Stunden damit, die Tiere zu füttern, sich Queelswolle aus den Haaren zu zupfen und noch mehr Einrichtungsgegenstände auf dem Fußboden zu verbrennen. Als das Funkgerät ertönte, drückte er die Daumen, ehe er die Verbindung herstellte. »Arnold?«

»Nein, hier spricht Vens.«

»Hören Sie zu, Mr. Vens«, sagte Gregor, »wenn sie uns noch etwas Zeit lassen, bringen wir diese Angelegenheit zu einem zufriedenstellenden Abschluß. Ich bin sicher...«

»Oh, Sie haben mich ganz schön übers Ohr gehauen«, warf Vens ein. »Und völlig legal noch dazu. Ich habe es sehr intensiv und sorgfältig nachgeprüft und jetzt festgestellt. Ein pfiffiges Verfahren, Sir, ein sehr pfiffiges Verfahren. Ich schicke Ihnen einen Schlepper für die Tiere.«

»Aber was ist mit der Nichtigkeitsklausel...«

»Die kann ich natürlich nicht wirksam werden lassen.« Und Vens beendete das Gespräch.

Gregor starrte das Funkgerät an. Ein pfiffiges Verfahren? Was hatte Arnold gemacht? Er setzte sich mit dem Büro in Verbindung. »Hier spricht Mr. Arnolds Sekretärin«, meldete sich eine junge weibliche Stimme. »Mr. Arnold ist heute nicht mehr zu erreichen.«

»Nicht mehr zu erreichen? Sekretärin? Handelt es sich um den Arnold von der Firma AAA As? Ich bin doch mit dem falschen Arnold verbunden, was?«

»Durchaus nicht, Sir, Sie sprechen mit dem Büro von Mr. Arnold von der Firma Planetarischer Warenhausdienst AAA As. Möchten Sie eine Bestellung aufgeben? Wir betreiben ein erstklassiges Warenhaus im Vermoine-System, in einer Umlaufbahn um Vermoine II. Wir handeln mit Gütern geringer, mittlerer und großer Schwerkraft. Unser Mr. Gregor ist persönlich mit der Überwachung betraut. Und ich bin sicher, daß Sie unsere Preise recht günstig finden werden.«

Das also hatte Arnold gemacht – er hatte ihr Raumschiff in ein Warenhaus verwandelt! Zumindest auf dem Papier. Und der Vertrag mit Vens gab ihnen das Recht, ihr eigenes Warenhaus zu beliefern. Schlau!

Man konnte diese Plage Arnold doch keine Sekunde allein lassen! Jetzt wollte er ins Warenhausgeschäft einsteigen! »Was sagten Sie, Sir?«

»Ich sagte, hier spricht das Warenhaus. Ich möchte eine Nachricht für Mr. Arnold hinterlassen.«

»Ich höre, Sir.«

»Sagen Sie Mr. Arnold, er soll alle Bestellungen stornieren«, diktierte Gregor grimmig. »Sein Warenhaus kehrt nämlich so schnell es hoppeln kann heim.«

Meuterei auf dem Rettungsboot

»Sagen Sie mal ehrlich, haben Sie schon jemals hübschere Bedienungshebel gesehen?« erkundigte sich Joe, der interstellare Müllmann. »Und schauen Sie sich diesen Motor an!«

»Hmm«, meinte Gregor wohlüberlegt.

»Dieser Rumpf«, sagte Joe zärtlich. »Ich wette, er ist fünfhundert Jahre alt, und keine Spur von Rost.« Er strich mit der Hand liebevoll über die glänzende Seite des Bootes. Welch ein Glück, schien diese Handbewegung zu besagen, daß dieser Ausbund an Fahrzeug ausgerechnet in dem Augenblick zur Verfügung stand, da die Firma AAA As ein Rettungsboot brauchte. »Es macht in der Tat einen recht netten Eindruck«, meinte Arnold mit der gesuchten Allüre eines Mannes, der sich verliebt hat und mit allen Mitteln darum bemüht ist, es nicht zu zeigen. »Was meinst du, Dick?«

Richard Gregor gab keine Antwort. Das Boot war schön und sah für die Meeresvermessung auf Trident genau richtig aus. Doch man mußte vor der Art, wie Joe für seine Güter warb, auf der Hut sein. »Heutzutage werden Boote leider nicht mehr so gebaut«, seufzte Joe. »Sehen Sie sich den Antriebsblock an. Da kriegen Sie nicht mal mit einem Vorschlaghammer eine Beule rein. Und achten Sie auf die Leistungsfähigkeit der Kühlung. Prüfen Sie...«

»Es macht einen guten Eindruck«, sagte Gregor langsam. Der Interplanetarische Entseuchungsdienst AAA As hatte in der Vergangenheit schon häufiger mit Joe zu tun gehabt und Zurückhaltung gelernt. Nicht etwa, daß Joe betrog; weit davon entfernt. Das Wrackgut, das er aus dem ganzen bewohnten Universum zusammen sammelte, funktionierte. Doch hatten die vorsintfluthen Maschinen häufig ihre eigenen Ansichten darüber, wie eine Sache erledigt werden sollte. Sie neigten zu Übellaunigkeit, wurden sie zu einem anderen Vorgehen gezwungen. »Mir ist es ziemlich egal, ob das Boot schön, schnell, ausdauernd oder sogar bequem ist«, meinte Gregor herausfordernd. »Ich will nur absolut überzeugt davon sein, daß es sicher ist.«

Joe nickte. »Das ist natürlich der springende Punkt. Treten Sie näher.«

Sie betraten die Bootskabine. Joe ging ans Armaturenbrett, setzte ein geheimnisvolles Lächeln auf und drückte einen Knopf.

Im selben Moment vernahm Gregor eine Stimme, die unmittelbar in seinem Kopf zu sitzen schien. »Ich bin Rettungsboot 324-A. Meine Aufgabe ist...«

»Telepathie?« warf Gregor ein.

»Direkte Sinnesübertragung«, erklärte Joe und lächelte stolz. »Auf diese Weise gibt es keine Sprachbarrieren. Ich sagte Ihnen ja bereits, daß man Boote heutzutage leider nicht mehr so baut.«

»Ich bin Rettungsboot 324-A«, meldete sich das Boot erneut zu Wort. »Meine Hauptaufgabe besteht darin, jene, die in mir sitzen, vor Schaden zu bewahren und gesund zu erhalten. Im Augenblick bin ich nur teilweise aktiviert.«

»Gibt es etwas Sichereres?« rief Joe aus. »Dies hier ist kein gefühlloser Metallbrocken. Dieses Boot wird sich um Sie kümmern. Sie werden ihm nicht schnuppe sein!«

Gregor war beeindruckt, auch wenn ihm die Idee eines Bootes mit Gefühlen irgendwie geschmacklos vorkam. Doch schließlich hatten ihn fürsorgliche Apparate schon immer irritiert. Von derartigen Empfindungen war Arnold frei. »Wir nehmen es!«

»Sie werden es nicht bereuen«, sagte Joe mit jenem aufrichtigen und offenen Tonfall, der ihm dazu verholfen hatte, mehrfacher Millionär zu werden. Die Hoffnung hegte Gregor auch.

Am nächsten Tag wurde Rettungsboot 324-A in ihr Raumschiff verladen, und sie machten sich auf den Weg nach Trident. Dieser Planet, im Herzen des östlichen Sterntales gelegen, war unlängst von einem Grundstücksspekulanten erworben worden. Er fand ihn nahezu perfekt für eine Besiedlung. Trident war so groß wie der Mars, hatte jedoch ein weitaus besseres Klima. Es gab keine eingeborene Bevölkerung, mit der man sich herumstreiten muß-

te, keine giftigen Pflanzen, keine durch Bakterien verursachten Krankheiten. Und im Gegensatz zu so vielen anderen Welten besaß Trident keine Raubtiere. In der Tat besaß es überhaupt keine Tiere. Von einer kleinen Insel und einer Polkappe abgesehen, war der ganze Planet mit Wasser bedeckt. Ein eigentlicher Mangel an Land bestand nicht; die verschiedenen Meere auf Trident waren so flach, daß man in ihnen herumwaten konnte. Das Land war eben einfach nicht weit genug herausgehoben.

Die Firma AAA As hatte den Auftrag erhalten, diesen geringfügigen Makel zu beseitigen.

Nachdem sie auf Tridents einziger Insel niedergegangen waren, brachten sie das Boot zu Wasser. Den Rest des Tages verbrachten sie mit der Durchsicht und dem Verladen der Spezialausrüstung zum Vermessen. Früh am nächsten Morgen schmierte Gregor Sandwiches und füllte eine Feldflasche mit Wasser. Sie konnten mit der Arbeit beginnen.

Sobald die Leinen losgemacht waren, gesellte sich Gregor in der Kabine zu Arnold. Mit einer leicht prahlerischen Gebärde drückte Arnold den ersten Knopf.

»Ich bin Rettungsboot 324-A«, meldete sich das Boot. »Meine Hauptaufgabe besteht darin, jene, die in mir sitzen, vor Schaden zu bewahren und gesund zu erhalten. Im Augenblick bin ich nur teilweise aktiviert. Wenn Sie mich voll aktivieren wollen, drücken Sie Knopf zwei.«

Gregor drückte den zweiten Knopf.

Ein gedämpftes Summen ertönte tief aus den Eingeweiden des Bootes. Sonst passierte gar nichts.

»Merkwürdig«, sagte Gregor. Er drückte noch einmal auf den Knopf. Wieder nur das gedämpfte Summen. »Hört sich nach einem Kurzschluß an«, meinte Arnold. Backbord vorn aus dem Bullauge blickend, sah Gregor die Küstenlinie der Insel langsam entschwinden. Er erschrak. So viel Wasser und so wenig Land! Was die Sache noch schlimmer machte, nichts auf dem Armaturenbrett ähnelte einem Steuerrad oder einer Ruderpinne, nichts

sah aus wie ein Gashebel oder eine Kupplung. Wie setzte man ein teilweise aktiviertes Rettungsboot in Gang?

»Es muß wohl telepathisch gesteuert werden«, sagte Gregor hoffnungsvoll. Mit strenger Stimme verlangte er: »Fahr langsam voraus.«

Das kleine Boot setzte sich mühsam in Bewegung. »Nun etwas nach rechts.«

Das Boot reagierte perfekt auf Gregors deutlichen, wenngleich unseemännischen Befehl. Die Partner tauschten ein Lächeln. »Geradeaus«, sagte Gregor, »und volle Kraft voraus!« Das Rettungsboot brauste aufs schimmernde, leere Meer hinaus.

Arnold verschwand mit einer Taschenlampe und einem Prüfgerät für den Stromkreis im Kielraum. Die Vermessungen konnte Gregor ohne Mühe allein durchführen. Die ganze Arbeit erledigten Maschinen; sie spürten die hauptsächlichen Verwerfungen im Meeresboden auf, orteten die vielversprechendsten Vulkane, verzeichneten die Strömungen und stellten Seekarten zusammen. Wenn die Vermessungen abgeschlossen waren, würden die nächsten Schritte einem Nebenvertragsnehmer überlassen. Er würde die Vulkane und Verwerfungen mit Sprengstoff vollpumpen, sich in sichere Entfernung zurückziehen und die ganze Sache in die Luft jagen.

Dann würde auf Trident eine Zeitlang ein ohrenbetäubender Lärm herrschen. Und wenn die Dinge sich wieder beruhigt hätten, würde es genügend trockenes Land geben, um selbst einen Grundstücksspekulanten zufriedenzustellen.

Um die Mitte des Nachmittags kam Gregor zu der Ansicht, sie hätten genug vermessen für einen Tag. Sie aßen ihre Stullen und tranken aus der Feldflasche. Dann schwammen sie in dem durchsichtigen grünen Wasser.

»Ich glaube, ich habe den Schaden gefunden«, sagte Arnold. »Die Leitungen zu den Hauptaktivatoren sind nicht mehr da. Und das Stromkabel wurde gekappt.«

»Warum hat man das denn gemacht?« fragte Gregor.

Arnold zuckte mit den Schultern. »Vielleicht beim Abwracken. Ich kriege das schon wieder hin.«

Er kroch in den Kielraum zurück. Gregor lenkte das Boot telepathisch in Richtung Insel und sah zu, wie das grüne Wasser übermütig am Bug aufschäumte. In solchen Momenten fand er das Universum trotz der Erfahrungen, die er früher gemacht hatte, schön und angenehm.

Eine halbe Stunde später tauchte Arnold wieder auf, ölverschmiert, aber triumphierend. »Drück jetzt mal auf den Knopf«, verlangte er.

»Wir sind doch beinahe da.«

»Na und? Wir können dieses Ding ja auch ruhig richtig funktionieren lassen.«

Gregor nickte und drückte auf den zweiten Knopf. Sie konnten das schwache Klicken sich öffnender Schaltkreise vernehmen. Ein halbes Dutzend kleiner Motoren begann zu surren. Eine Lampe blinkte rot auf und verlöschte wieder, als die Generatoren mit dem Aufladen angingen. »Das ist schon besser«, sagte Arnold.

»Ich bin Rettungsboot 324-A«, stellte das Boot telepathisch fest. »Ich bin jetzt voll aktiviert und in der Lage, meine Insassen vor Gefahr zu schützen. Haben Sie Vertrauen zu mir. Meine Gegenwehr, sowohl psychologischer als auch physischer Art, wurde von den fähigsten wissenschaftlichen Köpfen in ganz Drome ausgearbeitet.«

»Das verschafft einem ein ganz schönes Selbstvertrauen, was?« sagte Arnold.

»Da magst du recht haben«, erwiderte Gregor. »Aber wo liegt Drome?«

»Meine Herren«, fuhr das Rettungsboot fort, »versuchen Sie, in mir nicht einen gefühllosen Mechanismus, sondern Ihren Freund und Waffengefährten zu sehen. Ich kann verstehen, wie Sie sich fühlen. Sie mußten mit ansehen, wie Ihr Schiff unterging, grausam durchsiebt von den unversöhnlichen H'gen. Sie sind...«

»Was für ein Schiff?« fragte Gregor. »Wovon redet es?«

»... zu mir an Bord gekrabbelt, benommen, außer Atem von den giftigen Dämpfen, die aus dem Wasser aufstiegen; halbtot –«

»Meinst du etwa das Bad, das wir uns vorhin geleistet haben?« fragte Arnold. »Das hast du völlig falsch verstanden. Wir haben doch nur vermessen...«

»... mit einem Schock, verwundet, demoralisiert«, beendete das Rettungsboot den Satz. »Vielleicht haben Sie ein bißchen Angst«, fuhr es mit leiserer Stimme fort. »Und das kann Ihnen keiner verdenken, getrennt von der Drome-Flotte und verschlagen auf einen unfreundlichen fremden Planeten. Seiner Angst braucht man sich bestimmt nicht zu schämen, meine Herren. Aber es herrscht Krieg, und Krieg ist nachweislich ein grausames Geschäft. Uns bleibt keine Wahl, als die barbarischen H'gen in den Weltraum zurückzutreiben.«

»Es muß eine vernünftige Erklärung dafür geben«, sagte Gregor. »Vermutlich ein altes Fernsehrehbuch, das in seinen Antwortspeicher geraten ist.«

»Das Beste ist, wir überholen es vollständig«, meinte Arnold. »Ich kann mir diesen Kram nicht den ganzen Tag lang anhören.« Sie näherten sich der Insel. Das Rettungsboot brabbelte immer noch von Heim und Herd, Ausweichaktionen, taktischen Manövern und der Notwendigkeit, in Notfällen wie diesem Ruhe zu bewahren. Plötzlich verlangsamte es die Fahrt. »Was ist denn los?« fragte Gregor. »Ich überprüfe die Insel«, erwiderte das Boot.

Gregor und Arnold wechselten Blicke. »Nimm's mit Humor«, flüsterte Arnold. Zum Rettungsboot gewandt, sagte er: »Die Insel ist in Ordnung. Wir haben sie persönlich überprüft.«

»Das mag ja sein«, erwiderte das Rettungsboot. »Aber in der modernen, blitzschnellen Kriegsführung kann man dem Drome-Verstand nicht trauen. Er ist zu beschränkt, zu anfällig dafür, die Dinge nach Belieben zu deuten. Elektronische Sensoren hingegen sind emotionslos, ständig auf der Hut und im Rahmen ihrer

Möglichkeiten unfehlbar.«

»Aber da ist überhaupt nichts!« rief Gregor.

»Ich nehme ein fremdes Raumschiff wahr«, erwiderte das Rettungsboot. »Es trägt keine Drome-Kennzeichnung.«

»Es hat auch keinerlei feindliche Kennzeichnungen«, erklärte Arnold mit voller Überzeugung, da er persönlich die altersschwache Hülle angestrichen hatte.

»Ja, das stimmt. Doch im Krieg müssen wir davon ausgehen, daß das, was nicht uns gehört, dem Feind gehört. Ich begreife Ihre Sehnsucht, Ihren Fuß wieder auf Land zu setzen. Aber ich beziehe Faktoren in meine Überlegungen ein, die ein Drome auf Grund seiner Emotionen übersehen würde. Bedenken Sie die scheinbare Leere dieses strategischen Fleckchens Land; das ungekennzeichnete Raumschiff als verführerischer Köder; die Tatsache, daß unsere Flotte sich nicht mehr in der Nähe aufhält; die...«

»Schon gut, das reicht.« Gregor hatte die Nase voll, sich mit einer geschwätzigen und egoistischen Maschine auseinanderzusetzen. »Fahr jetzt auf der Stelle zu der Insel. Das ist ein Befehl.«

»Ich kann diesem Befehl nicht gehorchen«, sagte das Boot. »Sie sind noch durcheinander, weil Sie mit knapper Not dem Tode entronnen sind...«

Arnold streckte die Hand nach dem Abschaltknopf aus und zog sie mit einem Schmerzensschrei wieder zurück. »Kommen Sie zur Vernunft meine Herren«, sagte das Boot streng. »Allein der befehlshabende Offizier ist ermächtigt, mich abzuschalten. Im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie warnen, irgendeinen meiner Bedienungsknöpfe anzurühren. Später, wenn unsere Lage sicherer ist, werde ich Ihnen zu Diensten sein. Jetzt muß ich meine ganze Energie darauf verwenden, den Feind aufzuspüren und ihm zu entwischen.« Das Boot nahm Fahrt auf und entfernte sich in einem ausgeklügelten Zickzackkurs von der Insel. »Wohin fahren wir?« erkundigte sich Gregor. »Wir schließen uns

wieder der Drome-Flotte an!« rief das Rettungsboot so zuversichtlich, daß die Partner besorgt auf die riesige wüste Wasserfläche hinausblickten.

»Das heißt, sobald ich sie gefunden habe«, fügte das Boot ergänzend hinzu.

Es war spät nachts. Gregor und Arnold saßen in einer Ecke der Kabine und teilten sich hungrig das letzte Sandwich. Das Boot raste immer noch wie wahnsinnig über die Wellen, alle elektronischen Spürsinne hellwach, auf der Suche nach einer Flotte, die vor fünfhundert Jahren auf einem völlig anderen Planeten existiert hatte.

»Hast du jemals von den Dromes gehört?« fragte Gregor. Arnold durchwühlte seinen riesigen Vorrat an Einzelheiten. »Es waren nicht-menschliche Eidechsenabkömmlinge«, sagte er. »Sie lebten auf dem sechsten Planeten eines kleinen Sonnensystems in der Nähe von Capella. Die Rasse ist vor mehr als hundert Jahren ausgestorben.«

»Und die H'gen?«

»Ebenfalls Eidechsen. Dieselbe Geschichte.« Er fand einen Krümel und steckte ihn in den Mund. »Es war kein sehr wichtiger Krieg. Alle Beteiligten sind verschwunden. Bis auf dieses Rettungsboot anscheinend.«

»Und uns«, rief Gregor ihm in Erinnerung. »Wir wurden als Drome-Söldner eingezogen.« Er seufzte erschöpft. »Meinst du, wir können mit dieser Kiste vernünftig reden?« Arnold schüttelte den Kopf. »Ich sehe keine Möglichkeit dazu. Was dieses Boot betrifft, ist der Krieg noch nicht zu Ende. Es kann Daten lediglich unter dieser Voraussetzung interpretieren.«

»Wahrscheinlich hört es uns jetzt zu«, sagte Gregor. »Das glaube ich nicht. Es kann eigentlich keine Gedanken lesen. Sein Wahrnehmungsvermögen ist einzig und allein auf Gedanken eingestellt, die sich ausdrücklich an es wenden.«

»Sehr wohl, die Herren«, sagte Gregor bitter, »so baut man Boote heutzutage leider nicht mehr.« Er wünschte sich nichts

sehnlicher, als Joe, den interstellaren Müllmann, in die Finger zu kriegen.

»Im Grunde ist das eine sehr interessante Situation«, sagte Arnold. »Vielleicht schreibe ich einen Artikel darüber für *Kybernetik für jedermann*. Wir haben hier eine Maschine, die die nahezu unfehlbare Fähigkeit besitzt, äußere Reize wahrzunehmen. Was sie wahrnimmt, wird in völlig logischer Weise in Aktionen umgesetzt. Das Manko ist nur, daß die Logik auf verschiedenen Voraussetzungen basiert, die es nicht mehr gibt. Man kann daher sicherlich sagen, daß die Maschine das Opfer eines systematisierten Wahns ist.«

Gregor gähnte. »Du meinst, das Rettungsboot ist schlicht bekloppt«, sagte er grob.

»Bekloppt wie Fallobst. Ich glaube, Paranoia wäre die fachmännische Bezeichnung. Aber damit ist es bald vorbei.«

»Warum?« wollte Gregor wissen.

»Das liegt doch auf der Hand«, sagte Arnold. »Seine allerwichtigste Anweisung lautet, uns am Leben zu erhalten. Es muß uns also etwas zu essen geben. Unsere Stullen haben wir aufgegessen, die einzigen anderen Nahrungsmittel sind auf der Insel. Ich vermute, daß es das Risiko auf sich nehmen und zurückkehren muß.«

Nach ein paar Minuten spürten sie, wie das Rettungsboot sich zur Seite neigte und die Richtung änderte. »Im Augenblick«, verkündete es, »bin ich nicht in der Lage, die Drome-Flotte aufzuspüren. Darum kehre ich um und gucke mir noch einmal genau die Insel an. Glücklicherweise sind in der unmittelbaren Umgebung keine Feinde. Nun kann ich mich mit der ganzen Kraft meiner Aufmerksamkeit Ihnen widmen.«

»Siehst du?« sagte Arnold und stieß Gregor leicht in die Rippen. »Genau wie ich gesagt habe. Wir spielen meinen Einfall jetzt mal durch.« Ans Rettungsboot gewandt, sagte er: »Wird auch Zeit, daß wir dir wieder einfallen. Wir haben Hunger.«

»Genau, gib uns was zu essen«, verlangte Gregor. »Selbstver-

ständig«, sagte das Rettungsboot. Ein Tablett glitt aus der Wand. Auf ihm häufte sich etwas, das wie Lehm aussah, aber wie Maschinenöl roch. »Was soll das denn sein?« erkundigte sich Gregor. »Das ist Geezel«, erklärte das Boot. »Das Hauptnahrungsmittel der Dromes. Ich kann es auf sechzehn verschiedene Arten zubereiten.«

Gregor probierte es vorsichtig. Es schmeckte genau wie in Maschinenöl gewalzter Lehm. »Das können wir nicht essen!« wandte er ein. »Natürlich können Sie«, sagte das Boot besänftigend. »Ein erwachsener Drome verspeist fünf Komma drei Pfund Geezel täglich – und schreit nach mehr.«

Das Tablett glitt näher an sie heran. Sie wichen vor ihm zurück. »Jetzt hör mal zu«, erklärte Arnold dem Boot. »Wir sind keine Dromes. Wir sind Menschen, eine völlig andere Gattung. Der Krieg, den du zu kämpfen meinst, ging vor fünfhundert Jahren zu Ende. Wir können kein Geezel essen. Unsere Speisen befinden sich da auf der Insel.«

»Versuchen Sie, die Situation zu begreifen. Ihre Verblendung ist unter kämpfenden Männern weit verbreitet. Es handelt sich um einen eskapistischen Wahn, um einen Rückzug aus einer unerträglichen Lage. Meine Herren, ich bitte Sie, blicken Sie der Realität ins Gesicht!«

»Sieh du der Realität ins Gesicht!« brüllte Gregor. »Sonst lasse ich dich Niete für Niete auseinandernehmen.«

»Drohungen stören mich nicht«, erklärte das Boot gelassen. »Ich weiß, was Sie durchgemacht haben. Vermutlich haben Sie sich einen Gehirnschaden zugezogen, als Sie dem giftigen Wasser ausgesetzt waren.«

»Giftig?« würgte Gregor hervor.

»Nach den Maßstäben der Dromes«, brachte Arnold ihm in Erinnerung.

»Wenn es absolut notwendig sein sollte«, fuhr das Rettungsboot fort, »dann bin ich auch dafür ausgerüstet, eine Gehirnbehandlung vorzunehmen. Das ist zwar eine drastische und auf-

wendige Maßnahme, aber in Kriegszeiten kann man die Leute nun mal nicht verhätscheln.«

Ein Fach glitt auf, und die Partner erblickten blitzblanke chirurgische Instrumente.

»Es geht uns schon wieder besser«, sagte Gregor hastig. »Der Klumpen Geezel sieht toll aus, was, Arnold?«

»Köstlich«, bestätigte Arnold, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Ich habe einen landesweiten Wettbewerb für die Zubereitung von Geezel gewonnen«, verkündete das Rettungsboot mit verzeihlichem Stolz. »Für unsere Jungs in Uniform ist das Beste gerade gut genug. Probieren Sie mal ein bißchen.« Gregor nahm eine Handvoll, machte ein schmatzendes Geräusch mit den Lippen und ließ es auf den Fußboden fallen. »Lecker«, sagte er und hoffte, die ins Bootsinnere gerichteten Abtaster würden nicht so feinfühlig sein, wie es offenbar die nach außen gerichteten waren.

Das waren sie wohl nicht. »Gut«, sagte das Rettungsboot. »Ich fahre jetzt in Richtung Insel. Und bald schon, das verspreche ich Ihnen, werden Sie sich wohler fühlen.«

»Wieso?« fragte Arnold.

»Die Hitze hier ist unerträglich. Es ist ein Wunder, daß Sie nicht längst im Koma liegen. Bei jedem anderen Drome wäre das der Fall. Versuchen Sie, noch ein bißchen länger auszuharren. Bald habe ich die Temperatur auf die Drome-Norm von zwanzig Grad unter Null gesenkt. Und nun spiele ich Ihnen, um Ihre Moral zu heben, die Nationalhymne vor.«

Ein gräßliches rhythmisches Kreischen erfüllte die Luft. Wellen platschten gegen das dahineilende Boot. Kurz darauf war es bereits merklich kühler.

Gregor schloß resignierend die Augen und bemühte sich, die Kälte, die ihm durch die Glieder kroch, zu ignorieren. Er wurde schläfrig. Das sah ihm ähnlich, dachte er, sich in einem wahnsinnigen Rettungsboot den Tod durch Erfrieren zu holen. Das hatte

man davon, wenn man fürsorgliche Apparate kaufte, hochgezüchtete, humanistische Rechner, übersensible, gefühlsduselige Maschinen.

Vor sich hin dämmernd, fragte er sich, wohin das alles führen mochte. Er sah ein gigantisches Maschinenkrankenhaus vor sich. Zwei Roboterärzte rollten einen Rasenmäher einen langen weißen Korridor entlang. Der Chefarzt fragte: »Was fehlt diesem Burschen denn?« Und sein Assistent antwortete: »Vollkommen verrückt. Hält sich für einen Hubschrauber.«

»Aha!« meinte der Chefarzt. »Flugphantasien! Schade. Macht so einen netten Eindruck.« Der Assistent nickte. »Eine Folge der Überarbeitung. Niedergetrampeltes Gras hat ihm das Herz gebrochen.« Der Rasenmäher surrte. »Jetzt bin ich ein Schneebeesen!« kicherte er. »Wach auf!« rief Arnold und schüttelte Gregor, dessen Zähne klapperten. »Wir müssen etwas unternehmen.«

»Bitte das Boot, die Heizung anzustellen«, sagte Gregor bennommen.

»Keine Chance. Dromes leben bei zwanzig Grad Kälte. Wir sind Dromes. Zwanzig Grad Kälte für uns, und keine Widerrede.« Reif türmte sich hoch auf den Kühlrohren, die das Boot durchzogen, die Wände wurden allmählich weiß, und die Bullaugen waren mit einer Eisschicht bedeckt.

»Ich habe eine Idee«, sagte Arnold vorsichtig. Er warf einen Blick auf das Armaturenbrett und flüsterte Gregor rasch etwas ins Ohr.

»Wir versuchen es«, sagte Gregor. Sie standen auf. Gregor nahm die Feldflasche in die Hand und ging steifbeinig ans andere Ende der Kabine.

»Was haben Sie vor?« fragte das Rettungsboot scharf. »Wir wollen uns ein bißchen ertüchtigen«, erklärte Gregor. »Drome-Soldaten müssen fit bleiben, weißt du?«

»Das stimmt«, meinte das Boot mit zweifelnder Stimme. Gregor warf Arnold die Feldflasche zu. Arnold kicherte gekünstelt und warf sie zu Gregor zurück. »Seien Sie vorsichtig mit dem

Gefäß«, warnte das Rettungsboot. »Es war mit tödlichem Gift gefüllt.«

»Wir passen schon auf«, sagte Gregor. »Wir nehmen es mit zum Hauptquartier.« Er warf die Feldflasche zu Arnold. »Das Hauptquartier kann die H'gen damit bespritzen«, sagte Arnold und warf die Flasche zurück.

»Wirklich?« fragte das Rettungsboot. »Das ist interessant. Eine neue Verwendung für...«

Plötzlich schleuderte Gregor die Feldflasche mit voller Wucht gegen ein Kühlrohr. Das Rohr platzte, und Kühlflüssigkeit ergoß sich über den Fußboden.

»Fehlpaß, Alter«, sagte Arnold. »Wie unvorsichtig von mir«, rief Gregor.

»Ich hätte Vorsichtsmaßnahmen gegen innere Unfälle treffen sollen«, meinte das Boot finster. »Das passiert nicht noch einmal. Aber die Lage ist ernst. Ich kann das Rohr nicht reparieren. Ich bin außerstande, das Boot richtig zu kühlen.«

»Wenn du uns einfach auf der Insel absetzt...« hob Arnold an. »Unmöglich!« erklärte das Boot. »Meine vornehmste Pflicht ist, Sie am Leben zu erhalten, und im Klima dieses Planeten könnten Sie nicht lange überleben. Aber ich ergreife die notwendigen Maßnahmen für Ihre Sicherheit.«

»Was hast du vor?« fragte Arnold, dem das Herz in die Hose sank.

»Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich überprüfe noch einmal die Insel. Wenn unsere Verbände nicht da sind, fahren wir zu dem einzigen Ort auf diesem Planeten, an dem ein Drome überleben kann.«

»Welcher Ort?«

»Die südliche Polkappe«, sagte das Rettungsboot. »Dort ist das Klima nahezu ideal – dreißig Grad unter Null, schätze ich.« Die Maschinen dröhnten. Entschuldigend fügte das Boot hinzu: »Und ich muß natürlich aufpassen, daß hier nicht noch mehr Unfälle

passieren.«

Als das Boot vorwärts schoß, vernahmen sie das Klicken der Schlösser, die ihre Kabine verriegelten.

»Denk nach!« sagte Arnold.

»Ich denke nach«, erwiderte Gregor. »Aber es kommt nichts dabei heraus.«

»Wir müssen runter, wenn es die Insel erreicht. Das ist unsere letzte Chance.«

»Du meinst doch wohl nicht, daß wir über Bord springen können?« fragte Gregor.

»Niemals. Es paßt jetzt auf. Wenn du das Kühlrohr nicht zertrümmert hättest, hätten wir jetzt noch eine Chance.«

»Ich weiß«, meinte Gregor bitter. »Du und deine Einfälle.«

»Meine Einfälle! Ich erinnere mich deutlich, daß es dein Vorschlag war. Du hast gesagt...«

»Ist doch egal, wessen Idee es war.« Gregor dachte angestrengt nach. »Hör zu. Wir wissen, daß seine interne Überwachung nicht sehr gut ist. Wir könnten vielleicht das Stromkabel zerschneiden, wenn wir zur Insel kommen.«

»Da würdest du nicht mal bis auf anderthalb Meter rankommen«, sagte Arnold und mußte an den Schlag denken, den er vom Armaturenbrett gekriegt hatte.

»Hmm.« Gregor verschränkte die Arme hinter dem Kopf. In seinem Hinterkopf nahm eine Idee Gestalt an. Sie war zwar ziemlich dürftig, doch unter den gegebenen Umständen... »Ich beobachte jetzt die Insel«, verkündete das Rettungsboot. Als sie aus dem vorderen Bullauge sahen, konnten Gregor und Arnold in etwa hundert Metern Entfernung die Insel liegen sehen. Am Himmel zog die erste Ahnung der Dämmerung auf, und dagegen hob sich die narbige, geliebte Nase ihres Raumschiffs ab. »Scheint mir in Ordnung zu sein«, sagte Arnold. »Mir auch«, pflichtete Gregor ihm bei. »Ich wette, unsere Streitkräfte haben sich eingegraben.«

»Nein«, sagte das Rettungsboot. »Das habe ich bis zu einer Tiefe von dreißig Metern untersucht.«

»Tja«, meinte Arnold, »ich finde, unter diesen Umständen sollten wir uns das mal aus größerer Nähe angucken. Am besten, ich gehe an Land und sehe mich um.«

»Die Insel ist leer«, sagte das Boot. »Glauben Sie mir, mein Gespür ist unendlich viel feiner als Ihres. Ich kann es nicht zulassen, daß Sie sich in Lebensgefahr bringen, wenn Sie an Land gehen. Drome braucht seine Soldaten – besonders so robuste, hitzebeständige Typen wie Sie.«

»Wir mögen das Klima«, erklärte Arnold.

»Das nenne ich wie ein Patriot sprechen«, sagte das Rettungsboot herzlich. »Ich weiß, wie sehr und wie lange Sie leiden müssen. Doch nun fahre ich zum Südpol, damit Sie Veteranen sich die Erholung gönnen können, die Sie schon lange verdient haben.«

Gregor kam zu dem Schluß, daß es Zeit für seinen Plan wäre, ganz egal, wie vage er auch war. »Das wird nicht nötig sein«, sagte er. »Bitte?«

»Wir stehen unter Sonderbefehl«, sagte Gregor. »Das hätten wir eigentlich keinem Fahrzeug gegenüber aufdecken dürfen, das in der Rangfolge unter einem Superschlachtschiff steht. Doch unter den gegebenen Umständen...«

»Jawohl, unter den gegebenen Umständen«, stimmte Arnold eifrig ein, »setzen wir dich davon in Kenntnis.«

»Wir sind ein Selbstmordkommando«, sagte Gregor. »Mit Spezialtraining für Unternehmen in heißem Klima.«

»Wir haben den Auftrag«, sagte Gregor, »auf dieser Insel zu landen und sie für unsere Streitkräfte zu erobern.«

»Das wußte ich nicht«, sagte das Boot.

»Das solltest du auch nicht wissen«, erklärte ihm Arnold. »Schließlich bist du ja nur ein Rettungsboot.«

»Laß uns sofort an Land gehen«, verlangte Gregor. »Wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Das hätten Sie mir früher sagen sollen«, sagte das Boot. »Ich konnte das ja nicht ahnen, wissen Sie?« Es fuhr auf die Insel zu. Gregor konnte kaum noch atmen. Es war ja wohl nicht möglich, daß dieser einfache Trick funktionierte. Doch schließlich, warum nicht? Das Rettungsboot war so konstruiert, daß es das Wort seines Fahrers als Wahrheit akzeptierte. Solange die Wahrheit mit seinen operativen Voraussetzungen übereinstimmte, wurde sie ausgeführt.

Der Strand war glücklicherweise nur noch fünfzig Meter weit weg und schimmerte weiß im kühlen Licht der langsam beginnenden Morgendämmerung.

Da legte das Boot den Rückwärtsgang ein und verharrte auf der Stelle. »Nein«, sagte es. »Was heißt nein?«

»Ich kann es nicht tun.«

»Was soll das bedeuten?« schrie Arnold. »Es herrscht Krieg! Befehle...«

»Ich weiß«, sagte das Boot traurig. »Es tut mir leid. Für diese Mission hätte man einen anderen Bootstyp wählen sollen. Jeden anderen Typ. Aber nicht ein Rettungsboot.«

»Du mußt«, flehte Gregor. »Denk an unser Land, denk an die barbarischen H'gen...«

»Es ist mir körperlich unmöglich, Ihre Befehle auszuführen«, erklärte ihnen das Rettungsboot. »Meine Hauptaufgabe besteht darin, meine Insassen vor Schaden zu bewahren. Dieser Auftrag ist mir buchstäblich in jedes Band gelocht und hat die Priorität vor allen anderen. Ich kann Sie unmöglich in den sicheren Tod rennen lassen.«

Das Boot begann, sich von der Insel zu entfernen. »Dafür kommst du vors Kriegsgericht!« schrie Arnold hysterisch. »Man wird dich verschrotten.«

»Ich muß innerhalb der mir gezogenen Grenzen handeln«, sag-

te das Boot traurig. »Wenn wir die Flotte finden, übergebe ich Sie einem Killerboot. Aber in der Zwischenzeit muß ich Sie in die Sicherheit des Südpols bringen.«

Es nahm Fahrt auf, und die Insel blieb hinter ihnen zurück. Arnold rannte ans Armaturenbrett und wurde zu Boden geworfen. Gregor hob die Feldflasche auf und packte sie am Hals, um mit ihr nicht sehr vielversprechend auf die verschlossene Luke einzuhammern. Mitten im Schwung hielt er inne, weil ihm plötzlich ein wilder Gedanke gekommen war.

»Versuchen Sie bitte, keine weiteren Zerstörungen anzurichten«, flehte das Boot. »Ich weiß, wie Sie sich fühlen, doch...« Es war verdammt riskant, dachte Gregor, aber der Südpol würde sowieso den sicheren Tod bedeuten.

Er machte die Flasche auf. »Da wir unseren Auftrag nicht ausführen können«, sagte er, »können wir unseren Kameraden nie mehr unter die Augen treten. Selbstmord ist die einzige Wahl, die uns bleibt.« Er trank einen Schluck Wasser und reichte die Feldflasche an Arnold weiter.

»Nein! Nicht«, schrie das Rettungsboot. »Das ist *Wasser!* Ein tödliches Gift...«

Ein Elektrobolzen schoß aus dem Armaturenbrett hervor und schlug Arnold die Flasche aus der Hand.

Arnold schnappte sie sich wieder. Ehe das Boot sie ihm erneut aus der Hand schlagen konnte, hatte er einen Schluck getrunken.

»Wir sterben für das ruhmreiche und ehrwürdige Drome!« Gregor stürzte zu Boden. Er bedeutete Arnold, unbeweglich liegenzubleiben.

»Es gibt kein Gegengift dagegen«, stöhnte das Boot. »Wenn ich doch nur mit einem Lazarettschiff in Verbindung treten könnte...« Die Maschinen klopften unentschlossen. »Sprechen Sie zu mir«, bat das Boot. »Leben Sie noch?«

Gregor und Arnold lagen reglos da und wagten nicht zu atmen.

»Antworten Sie mir!« flehte das Boot. »Vielleicht, wenn Sie ein wenig Geezel essen würden...« Es streckte ihnen zwei Tablettts hin. Die Partner rührten sich nicht.

»Tot«, sagte das Rettungsboot. »*Tot*. Ich werde die Totenmesse lesen.« Es entstand eine Pause. Dann ließ das Rettungsboot sich vernehmen: »Großer Geist des Universums, nimm in Deine Obhut die Seelen dieser Deiner Diener. Obgleich sie von eigener Hand gestorben sind, geschah es doch im Dienste ihres Landes, im Kampf für Heim und Herd. Urteile nicht streng über sie wegen ihres ruchlosen Todes. Verfluche vielmehr den Geist des Krieges, der ganz Drome in Flammen setzt und vernichtet.«

Die Luke ging auf. Gregor spürte kühle Morgenluft in die Kabine dringen.

»Und nun, kraft der Autorität, die mir die Drome-Flotte verliehen hat, sowie mit aller Ehrerbietung, übergebe ich ihre Körper der Tiefe.«

Gregor fühlte sich durch die Luke auf Deck gehievt. Dann fiel er durch die Luft und war im nächsten Moment im Wasser, Arnold neben sich. »Laß dich bewegungslos treiben«, flüsterte er.

Die Insel war zum Greifen nahe. Aber das Rettungsboot verweilte immer noch in ihrer Nähe und ließ nervös den Motor aufheulen.

»Was meinst du, was es jetzt vorhat?« flüsterte Arnold. »Keine Ahnung«, sagte Gregor und hoffte im stillen, daß die Dromes ihre Toten nicht zu Asche verbrannten. Das Boot kam immer näher. Sein Bug war kaum noch einen Meter entfernt. Sie warteten gespannt. Und dann hörten sie es. Das dröhnende Gekreisch der Nationalhymne von Drome. Kurz darauf war es vorüber. »Ruhet in Frieden«, murmelte das Rettungsboot, drehte ab und brauste davon. Als sie langsam zur Insel schwammen, sah Gregor, daß es nach Süden steuerte, genau nach Süden, zum Pol, um dort auf die Drome-Flotte zu warten.

Ende

[Pilgerfahrt zur Erde](#)

Nachdruck aus »Playboy« mit Genehmigung von »Playboy«.

© 1956 by HMH Publishing & Co. Inc.

[Was man so alles ist](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1956 by Galaxy Publishing Corporation.

[Die Falle](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1955 by Galaxy Publishing Corporation.

[Der Körper](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1955 by Galaxy Publishing Corporation.

[Der Prototyp](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1956 by Galaxy Publishing Corporation.

[Der Beseitigungsdienst](#)

Nachdruck aus »Bluebook« mit Genehmigung von McCall Corporation.

© 1955 by McCall Corporation.

[Die Bürde des Menschen](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1956 by Galaxy Publishing Corporation.

[Furcht einer Nacht](#)

Nachdruck aus »Today's Woman« mit Genehmigung von Fawcett Publications, Inc.

© 1952 by Fawcett Publications, Inc.

[Das falsche Medikament](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1956 by Galaxy Publishing Corporation.

[Schutz](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1956 by Galaxy Publishing Corporation.

[Erde, Luft, Feuer und Wasser](#)

Nachdruck aus »Astounding Science Fiction« mit Genehmigung von Street & Smith Publications, Inc.

© 1955 by Street & Smith Publications, Inc.

[Blinder Passagier](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1955 by Galaxy Publishing Corporation.

[Die Akademie](#)

Nachdruck aus »If Magazine« mit Genehmigung von Quinn Publishing Company, Inc.

© 1954 by Quinn Publishing Company, Inc.

[Routinesache](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1954 by Galaxy Publishing Corporation.

[Meuterei auf dem Rettungsboot](#)

Nachdruck aus »Galaxy Science Fiction« mit Genehmigung von Galaxy Publishing Corporation.

© 1955 by Galaxy Publishing Corporation.